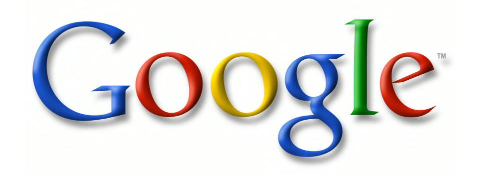
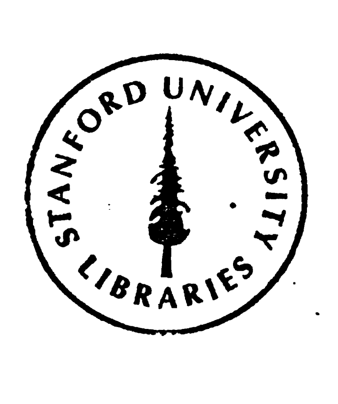
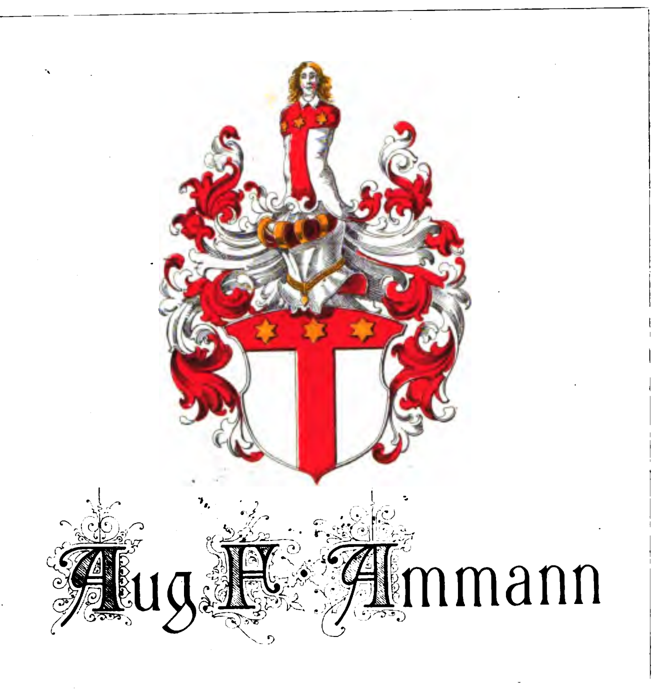



Aug. F. Ammann


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


Aug. H. Ammann


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES






Lith. Orell Fussli & Co

# Zürcher Taschenbuch

## auf das Jahr

## 1880

---

Herausgegeben von einer Gesellschaft
Zürcherischer Geschichtsfreunde.

---



---

**Neue Folge:**

**Dritter Jahrgang.**

Mit 2 Abbildungen.



Zürich,
Druck und Verlag von Orell Füßli & Co.

1880.

und würde gerne für dessen Sichtung durch einen ihrer Mitarbeiter besorgt sein, wenn der Stoff irgendwie in den Rahmen des Zürcher Taschenbuches paßt.

Was den Inhalt des dießjährigen Bandes betrifft, so wird es vielleicht überraschen, daß der ersten Arbeit mehr als die Hälfte des Buches eingeräumt worden ist; allein die Leser werden sich selbst überzeugen, daß eine stärkere Kürzung des Manuscriptes seinen Werth wesentlich vermindert und eine Vertheilung auf zwei Jahrgänge störend gewirkt hätte. Für das Vergnügen, eine bisher fast unbekannte Arbeit von David Heß kennen zu lernen, wird übrigens gewiß Jedermann gern die scheinbare Spärlichkeit des Inhaltsverzeichnisses in den Kauf nehmen und es auch entschuldigen, daß die Zürcher Chronik für das Jahr 1878 noch zurückgelegt werden mußte, um erst im nächsten Bande mit derjenigen für 1879 vereint publizirt zu werden.

Uebrigens unterbrechen ja zwei poetische Beiträge dieses Jahr den soliden historischen Stoff. Die Legende vom Lindauer-Wein mit ihrer zarten Anspielung auf zürcherische Rebgelände bedarf keinen Commentar und jedenfalls braucht es auch keine Erklärung dafür, daß der Wunsch in uns rege geworden ist, das ebenso geist- und gehaltreiche als humoristische Festspiel, welches Gottfried Keller vor einigen Jahren der Zunftgesellschaft zur Schmieden gewidmet hat, das aber nicht weiter bekannt geworden, im Taschenbuch vor Vergessenheit zu bewahren.

Die übrigen Arbeiten mögen für sich selbst sprechen und wir empfehlen sie alle mitsammt den bereits genannten dem freundlichen Interesse eines recht großen Leserkreises.

Zürich, im Oktober 1879.

Für die Redaktions-Kommission:

**Friedr. Otto Pestalozzi.**

# Inhalts-Verzeichniß.

# Johann Caspar Schweizer
## und seine Gattin Anna Magdalena Heß.

Eine biographische Skizze von David Heß.
**1822.**

Nach dem auf der Zürcher Stadtbibliothek befindlichen Manuscripte im Auszug bearbeitet von F. O. Pestalozzi.

### Vorbemerkung.

Unter den nicht besonders zahlreichen Manuscripten aus neuerer Zeit, die sich im Besitze der hiesigen Stadtbibliothek befinden, ist jedenfalls eines der fesselndsten das unter obigem Titel von Martin Usteri's und Salomon Landolt's liebenswürdigem Biographen verfaßte Zeitbild aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Zu einem solchen erweitert sich unwillkürlich die so einfach als biographische Skizze bezeichnete Arbeit durch Schweizer's lebhafte und zum Theil sehr aktive Theilnahme an der damals Europa durchlaufenden revolutionären Zeitströmung, durch den Kreis hervorragender Geister, welchen er und seine liebenswürdige Gattin in Zürich um sich zu sammeln wußten und durch die lebhaften Beziehungen zu den Hauptpersönlichkeiten der ersten Revolutionsphase in Frankreich. Madeleine Schweizer ist auch schon früher als eine sehr bedeutende Frau bezeichnet und u. a. Gegenstand zweier Artikel im „Neuen Reich", Jahrg. 1878, Heft 16* und 19** geworden, von deren Verfassern wenigstens der

*) Lavater's „liebe Schweizerin" von C. Burkhardt.

**) Madeleine Schweizer von H. Wentzel.

eine das Concept unsers Manuscriptes kennt. In Lavater's Briefen an die Marquise Branconi, abgedruckt im „Neuen Reich“, Heft 44*, wird „der lieben Schweizerin“ ebenfalls erwähnt und Band II des Werkes „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (S. 72) enthält einen Brief Karoline v. Wolzogens an die Letztere, worin Madeleine mit rühmenden Worten und unter Beifügung einer originellen Bemerkung betreffend den Eindruck, den Göthe auf sie gemacht, erwähnt wird. Es steht also zu erwarten, daß die ausführliche Veröffentlichung ihres Lebensbildes und desjenigen ihres geistig ebenso eigenthümlichen Mannes für die Freunde der deutschen Literatur wesentliches Interesse bieten wird, es muß dieselbe aber auch Jedermann's Theilnahme wecken, der die Entwicklung ungewöhnlicher Geister und Charaktere zu verfolgen liebt. Nehmen wir dazu das bewegte, ereignißreiche und wechselvolle Schicksal der Familie Schweizer inmitten einer Zeit und eines Landes, die damals aller Augen auf sich zogen, so darf ich wohl hoffen, daß überhaupt **kein** Leser enttäuscht oder gelangweilt das Buch zur Seite legen wird.

David Heß, den feinsinnigen Freund der Kunst und Literatur, worin er sich auch selbstthätig mit Leichtigkeit zu bewegen wußte, durch die nachstehende Skizze gewissermaßen als geistigen Mitarbeiter am Zürcher Taschenbuch zu gewinnen, gereicht dem Unterzeichneten, auf den die Persönlichkeit des Mannes stets eine ausnahmsweise Anziehungskraft ausgeübt hat, zu ganz besonderer Freude. Er hat darum auch mit Absicht die eigene Hand nur vorsichtig an die Heßische Arbeit gelegt und sich darauf beschränkt, das weniger wesentliche, soweit es der Raum gebot, auszuscheiden und die Lücken durch kurze Auszüge zu füllen. Stärker gekürzt ist blos der Schluß der Arbeit, welcher die durch David Heß besorgte Vermögensliquidation seines unglücklichen Verwandten in großer Ausführlichkeit enthält und für den Leser nicht so fesselnd sein kann wie für den Verfasser, dessen Arbeitskraft jener

---

*) Lavater's Briefe an die Marquise Branconi. Mitgetheilt von Ludwig Hirzel.

Liebesdienst während langer Zeit in Anspruch genommen hatte. An Interesse verliert die Biographie damit wenig, im Gegentheil rundet sie sich eher besser ab und die wohl begründete menschliche Sympathie des Lesers für die edel denkenden, aber im Kampf des Lebens nicht ohne eigene Verschuldung unterlegenen Gatten wird durch die Darlegung einer hoffnungslos verworrenen und in's unendliche verschleppten Insolvenz nicht über Gebühr erdrückt.

Aus dem erwähnten Grunde, daß der Herausgeber keinerlei eigene Urtheile und Ansichten mit der Heßischen Arbeit verschmelzen, sondern lediglich die letztere wiedergeben wollte, glaubte er auch davon Umgang nehmen zu dürfen, die Worte des Originals einerseits und die selbst eingeschalteten Bindeglieder anderseits durch die für den Leser immer störenden Anführungszeichen oder einen Wechsel der Lettern kenntlich zu machen. Wer aus irgend einem Grunde den authentischen Text des Heßischen Manuscriptes zu kennen wünscht, kann sich auf der Stadt-Bibliothek unschwer Einsicht davon verschaffen; dem Konvent der letzern, der auf freundlichste Weise die werthvolle Arbeit dem Herausgeber zur Verfügung gestellt hat, sei hier noch der beste Dank gesagt.

**F. O. Pestalozzi.**

---

## I. In Zürich.

Was ist es, das den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt? Es ist nicht bloß das thierische Lebensprinzip, es ist der inwohnende Geist, der sich, nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, an moralischen Gegenständen üben, entwickeln und ausbilden muß. Zeitalter und Verhältnisse geben ihm seine Richtung. Die Vernunft soll bei seiner Thätigkeit vorherrschen, die physische Organisation, im Gleichgewicht mit den intellektuellen Kräften, jene Thätigkeit in Ausübung bringen. Wo aber dieses Gleichgewicht zwischen dem Geiste, der Vernunft und der thierischen Organisation nicht stattfindet, da wird der Geist entweder unter dem Druck unentwickelter Organe und mit unausgebildeten Seelenkräften vom Körper schlummernd fortgetragen, wie Millionen Menschen unbeachtet über die Erde dahin ziehen; oder er lodert wie ein Irrwisch auf, wirkt in unzweckmäßiger Anstrengung, die nirgends ihre folgerichtige Anwendung findet, zu viel oder zu wenig nach Außen und Innen, und wird alsdann, nach Maßgabe der Umstände, zum Unheil bringenden Fatum der Alten, das einzelne Menschen wie ganze Völker unwidersprechlich in's Verderben führt.

Ein solcher Mensch, den der edelste Geist zum Guten entflammte, dem aber jenes organische Gleichgewicht mangelte und dessen Wille und Kraft in beständigem Widerspruch wirkten, den daher auch das Fatum bis an sein Ende verfolgte, war Johann Caspar Schweizer von Zürich.

Von seinen ersten Familienverhältnissen sind allzuwenig Notizen übrig geblieben, um ganz bestimmte Anwendungen von den Einflüssen abzuleiten, die jene auf seine frühere Geistesrichtung haben mochten, daher können dieselben nur flüchtig angedeutet werden.

Schweizers Vater, Johann Caspar, war ein langer, starker Mann, von finsterem, beinahe menschenfeindlichem Ansehn, der selten aus seinem

Hause kam, und dann gewöhnlich nur im Schlafrock über die Gasse ging. Hitzig und lakonisch, ein sogenannter Schmählburger (frondeur), äußerte er sich oft, wenn etwas im Staate geschah, das seinen Beifall nicht erhielt, er hätte die beste Lust, zum Bürgermeister zu gehen und diesen todt zu schießen. Er widmete sich einzig seiner Handlung mit Baumwolltüchern und erwarb sich durch diese, sowie durch eingezogene Lebensweise, ein bedeutendes Vermögen.

Seine erste Gattin, Anna Escher aus dem Oberhofe, gebar ihm den ältesten Sohn, dessen Schicksale diese Blätter schildern sollen, im Dezember 1754; einen zweiten, Jakob, im November 1756; sie selbst aber starb im Juli 1760. Vier Jahre später, im April 1764, verheirathete er sich in zweiter, kinderlos gebliebener Ehe mit Anna Elisabetha, einer Schwester des berühmten Lavater, und folgte dann im Juli 1768 der ersten Gattin im Tode nach.

Seine Wittwe wohnte in seinem Hause mit den Kindern erster Ehe, bis sie sich wieder, im Juni 1772, mit dem Zeugherr Tauenstein im Hegibach verheirathete. Sie soll für Hausgeschäfte eine regsame Frau gewesen sein, dabei aber von ihres Bruders erhabenem Geiste nichts erhalten und wenig auf die Erziehung ihrer Stiefsöhne gewirkt haben, welche unter der Vormundschaft ihres unverheiratheten Oheims, Johann Heinrich Schweizer standen, der eine eigene Handlung mit ebenso gutem Erfolg wie sein Bruder führte. Das Geschlecht der Schweizer, welches im vorigen Jahrhundert bedeutende Magistratspersonen aufgestellt hatte, bestand damals in Zürich, mit Ausnahme einiger Geistlicher, aus wenig bemittelten Handwerksleuten und die beiden Brüder, Johann Caspar und Johann Heinrich, waren die ersten, welche sich durch Handelschaft ein, zumal für jene Zeit, beträchtliches Vermögen erworben hatten, jedoch ohne dadurch aus geachtetem Mittelstande hervorzutreten, und zu Staatsämtern oder Ehrenstellen befördert zu werden.

In wie fern Johann Caspar seinen Söhnen eine, ihrem zukünftigen Wohlstand angemessene und höhere Stufe in dem republikanisch-

bürgerlichen Leben durch Geistesbildung anzuweisen gedachte, indem er dieselben nicht in den öffentlichen Schulen, sondern durch Privatlehrer unterrichten ließ, ist ebensowenig mehr auszumitteln, als wer diese Lehrer waren, und was sie ihren Zöglingen eigentlich beizubringen suchten. Es finden sich einzig noch Spuren von einem H. Foßler aus Tuttlingen, der als Informator in einem andern Haus in Zürich angestellt war, und dessen Lehrstudien der ältere Sohn beiwohnte. Wahrscheinlich wurden beide Knaben schon früh in Pensions-Anstalten anderer Schweizerstädte untergebracht, indem sie von jeher eine fremdartige, von der gewöhnlichen zürcherischen abweichende Form des Benehmens, der Redensarten und Geistesrichtung verrathen haben. Aus dem Erfolg aber läßt sich schließen, daß bei keinem von beiden durch den erhaltenen Unterricht ein rein grammatikalischer und logischer Grund gelegt wurde.

Nach ihres Vaters Tode scheint Johann Caspar Lavater, als Bruder ihrer Stiefmutter, sich der Knaben angenommen und sich vorzüglich bemüht zu haben, denselben religiöse Gesinnungen beizubringen. Den ältesten Brief, der sich unter Schweizers nachgelassenen Papieren vorfindet, schrieb der damals 28jährige Lavater an Joh. Caspar Schweizer unterm 21. Februar 1770 nach Bern, wo dieser bei H. Bertrand u. Comp. wohnte, daselbst wahrscheinlich die Handlung erlernen sollte, und auch zur christlich-evangelischen Kommunion vorbereitet und aufgenommen wurde.

Ein anderer von Lavater unter 1. Dezember 1773 an beide Brüder, Joh. Caspar und Jacques, zugleich gerichteter Brief läßt uns dieselben in einem Handlungshause Beile & Wollank in Marseille finden. Lavater, dessen Briefe damals noch nicht so ideenreich und eigenthümlich wie die spätern waren, spricht am Ende seinen Segen, wie von der Kanzel, über sie aus und ersucht sie, ihm ihre Schattenrisse zu schicken. Von Marseille scheint der jüngere, Jaques, sich dann nach Italien gewendet zu haben; Johann Caspar hingegen kehrte um das Jahr 1774 nach Zürich zurück.

Von nun an tritt sein Bild aus dämmernder Vergangenheit uns allmälig bestimmter entgegen.

Er war von mittelmäßiger, eher kleiner Statur, schmächtig und zart gebaut und hatte dünne Schenkel und Beine, mit etwas eingebogenen Knieen. Sein Kopf war schmal, lang und spitzig, die Stirne hoch, das Haar blond und weich wie Seide. Die Wangen waren flach, die Nase trat, in der Mitte sanft gebogen, bedeutsam aus dem Gesichte hervor, auf seinen Lippen schwebte gewöhnlich ein sardonisches Lächeln, und aus den hellen, blaßblauen Augen blickte unter hohen Braunen, neben herzicher Gutmüthigkeit, ein unruhiger Geist.

Im dritten Theil der Physiognomik (Abschn. VI, Fragm. X Nr. 154) finden sich zwei Profilbildnisse, die Schweizer selbst vorstellen sollen; sie können aber nicht ganz ähnlich gewesen sein, was Lavater auch eingesteht. Sein Urtheil über beide zusammen lautet: „Kein Alltagsgesicht! Die Augen, noch mehr die Nase, am meisten „der Mund, sind ganz entscheidend für Ungemeinheit des Geistes. „Die Stirn ist sehr leicht und hell auffassend, das Auge schnell „erblickend, aber beide ohne allen ruhigen Scharfsinn. „Und dann abermals schwächt die hohe Augenbraune den Ausdruck der „Verstandeshelle. Güte ist im Munde sichtbar. Auch das Kinn hat „Verstandeskraft.“ Von den vielen Bildnissen, die von Schweizer verfertigt wurden, wird das in spätern Jahren und in Amerika von Sharples in Pastel gemalte, für das ähnlichste gehalten. Nach diesen habe ich die hier beigefügte schwache Nachbildung gemacht.*)

Schweizer's ganzer Habitus deutete auf eine körperliche Beschaffenheit, welche seinen geistigen Regungen die Waage nicht zu halten vermochte. Seine Bewegungen waren unstät und zappelnd, und den Kopf drehte er selten langsam, sondern meistens ruckweise. In seinem Innern pulsirte ein immer fast krampfhaft bewegtes Leben, und die gesteigerte

*) Eine Nachbildung dieser dem Manuscript beigefügten Copie im Taschenbuch zu bringen, schien nicht empfehlenswerth, da sie vom Original schließlich wenige genaue Züge wiedergeben könnte. Das gleiche gilt auch vom Bilde Magdalene Schweizers.

Reizbarkeit seines Nervensystems machte ihn für die Aufnahme aller äußern Gegenstände um so empfänglicher, als jeder neue Eindruck den gleich zuvor erhaltenen wieder verdrängte.

Seine geistige Entwicklung fiel in den Zeitpunkt, wo die französische Literatur sich allgemein in der Schweiz ausgebreitet hatte, und da er, bei öfterer Ortsveränderung, ohne folgerichtige Erziehung und unter keiner strengen Schulzucht gehalten, mit eigentlicher Gier Alles zu lesen pflegte, was ihm unter die Hände fiel, so überhäufte er sein gutes Gedächtniß mit einem Schwall neuer Ideen, die größtentheils im grellsten Gegensatz mit altzürcherischer Förmlichkeit und Allem standen, was in seinen heimischen Umgebungen üblich war. Er verschlang Rousseau's Schriften und vorzüglich dessen Contrat social, aus welchem er sich den Grundbegriff von bürgerlicher Freiheit ableitete, stellte gerne Paradoxen auf, vertheidigte dieselben mit großer Lebhaftigkeit und sprach oft und über die gleichgültigsten Dinge mit einem an Exaltation grenzenden Feuer, wobei ihm die Worte wie ein Strom von den Lippen flossen, indem er fremde oder eigene Gedanken mit einer glänzenden Beredtsamkeit vorzutragen wußte, die aber gewöhnlich mehr durch Sophismen blendete, als durch wahre Gründlichkeit überzeugte. Eine entzündete Phantasie herrschte überall bei ihm vor, er sah die Welt und das Treiben der Menschen nie anders als durch das Prisma der Poesie. Mit tief innewohnendem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, war er immer bereit, den Handschuh für die Vertheidigung jedes, wenn auch nur scheinbar Unterdrückten hinzuwerfen und eine Lanze für ihn zu brechen in Schimpf und Ernst.

Mit solchen bereits mehr oder minder entwickelten Anlagen und Neigungen kam er als zwanzigjähriger Jüngling nach Zürich zurück. Das väterliche Haus war seit der zweiten Heirath seiner Stiefmutter und während der Abwesenheit beider Brüder vermiethet, die Handlung von seinem Oheim und Vormund in dessen Wohnung auf der Hofstatt gezogen und durch einen erprobten Buchhalter gewissenhaft fortgeführt worden. Bei diesem Oheim wohnte Schweizer nun und sollte seiner

Handlung selbst vorstehen lernen. Aber seine Lebhaftigkeit gestattete ihm selten länger als eine Stunde auf der Schreibstube sitzen zu bleiben. Immer fand er einen Vorwand, sich auf und davon zu machen, oder irgend einer Angelegenheit nachzujagen, die gewöhnlich in keinerlei Beziehung mit Demjenigen stand, was sein Lebenslauf hätte werden sollen. Dabei wußte er in geselligen Kreisen und bei dem schönen Geschlechte gefällig aufzutreten; seine unterhaltende und unerschöpfliche Gesprächigkeit verschaffte, nebst dem Ruf seines Reichthums, ihm überall eine günstige Aufnahme.

Sein Oheim war ein heiterer, sanfter und gutmüthiger alter Mann. Wenn auch ganz Kaufmann und nur seinen ausgebreiteten Geschäften lebend, ergötzte er sich doch an den, ihm selbst mangelnden literarischen Kenntnissen seines Neffen, den er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte und ließ denselben gewähren, ohne ihm irgend einen Zwang aufzulegen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, dessen Vermögen sei, nebst demjenigen, was er noch von ihm selbst zu erwarten hatte, groß genug, um seinen Neigungen folgen zu dürfen, ohne noch ängstlich auf Vermehrung desselben bedacht zu sein. Er hoffte, eine frühe Heirath würde den jungen Schwärmer in's Gleichgewicht bringen, ihm die noch mangelnde Selbstständigkeit verschaffen und alles Uebrige sich von selbst geben.

Die Gelegenheit, eine solche Verbindung anzubahnen, wurde bald durch Schweizer's Stiefmutter herbeigeführt.

---

Anna Magdalena, geboren den 9. September 1751, war die dritte Tochter meines Oheims, Herrn Postdirektor Joh. Jakob Heß; ein sonderbares Wesen, voll inniger, unzerstörbarer Herzensgüte, mit leicht beweglichem Sinn und lebendiger Phantasie, bei entschiedenem Phlegma und daraus entstehender Sorglosigkeit. Selten fand sich noch eine solche Vereinigung von Ideenthätigkeit und körperlicher Trägheit, wie diese widersprechenden Eigenschaften Magdalenen schon als Kind

charakterisirten. Alles außer sich beachtend, in sich selbst auffassend und auf eine eigenthümliche Weise verarbeitend, konnte sie in ihrer frühesten Jugend stundenlang unbeweglich sitzen und liegen, und nur in ihren großen rollenden Augen zeigte sich das innere Leben, mit dem Anstrich eines oft an förmlichen Muthwillen ausartenden Leichtsinns, der sich in allerlei launigten Einfällen äußerte. So gering auch die Forderungen waren, die das Zeitalter damals noch in wissenschaftlicher Beziehung an junge Frauenzimmer machte, so mochte doch Magdalene von dem Wenigen, was sie hätte lernen sollen, nicht das Geringste ergreifen und festhalten; sie machte alle Lehrer und Schulbasen, die freilich in der Regel alle Kinder über den nämlichen Leisten zu schlagen pflegen, irre durch Späße und Schwänke und konnte mit Noth an einem Strumpfe stricken, indem ihr auch weibliche Handarbeiten nicht zusagten. Da halfen weder die Ermahnungen der strengen Mutter, noch das bessere Beispiel ihrer Schwestern; sie blieb sich gleich: nicht halsstarrig widerstrebend, sondern bloß in gemüthlicher Unthätigkeit, und der Vater, ein grundguter Mann, der öfters über ihre Verstocktheit lachte, mußte sich endlich entschließen, um dieser bereits sechszehnjährigen Tochter wenigstens einen Anstrich von Erziehung und Unterricht geben zu lassen, dieselbe im Jahr 1767 nach Neuenburg zu verpflanzen, woselbst zwei Schwestern de Gélieu ein Mädchen-Institut von zwölf Plätzen hielten.

Hier befand Magdalene sich in einem Kreise von Altersgenossinnen aus verschiedenen Schweizerstädten und hätte wohl manches Versäumte nachholen können, wenn sie nur mit einiger Lust dazu begabt gewesen wäre. Allein sie trieb es wie zu Hause fort und lernte nichts, nicht einmal tanzen, was ihr auch zu unbequem war, ergötzte aber die ganze Pension durch ihre Possen, mitunter auch durch kleine Intriguen, die sie auf die feinste und drolligste Weise unschädlich durchzuführen wußte.

Ihres Bleibens war hier nicht lange. Die bürgerlichen Unruhen, welche damals in Neuenburg stattfanden, bewogen ihren Vater, sie schon im März 1768 anderswo unterzubringen, und so kam sie zu einer Frau

von Rodt, geborene Imhof in Bern, welche mit Magdalenen's Eltern in den Bädern zu Baden bekannt geworden, und deren Gemahl Landvogt zu St. Johann war.

Diese Dame hatte keine Kinder, und da sie in der Einsamkeit ihres Schlosses einer aufmunternden Gesellschaft bedurfte, und Magdalenen's Einfälle und Gutmüthigkeit ihr besonders zusagten, so behielt sie dieselbe über vier Jahre bei sich, ohne jedoch im Geringsten für ihre Ausbildung zu sorgen, so daß das phantastische Mädchen sich unbedingt seinen Launen und Neigungen überlassen durfte und endlich mit keinem andern wesentlichen Gewinn in das väterliche Haus zurückkehrte, als daß sie nun ziemlich geläufig französisch parlieren konnte.

Bei so gänzlichem Mangel an zweckmäßiger Leitung hätte aus Magdalene ein durchaus verschrobenes Geschöpf werden können, zumal das kleine, zartgebaute, aber kugelrunde Mädchen reizend und zu galanten Intriguen nicht ungeneigt war, wenn ihr oberflächlicher Leichtsinn nicht stets durch ein treffliches, argloses und kindlich unbefangenes Gemüth wäre überwogen worden. Alle übrigen bessern Eigenschaften, die dazumal noch in ihrer Seele schlummerten, wurden erst in der Folge und durch die Verhältnisse entwickelt.

Ihre Wiedererscheinung, als aufgeblühtes Mädchen, das sich auf eine eigenthümliche Weise kleidete und geberdete, erregte einiges Aufsehen in dem kleinen Kreise der Zürcherwelt. Sie hatte bald einen Hof von jungen Leuten um sich her versammelt; weil ihr aber beigebracht worden, sie könne ihren Hang zur Unabhängigkeit nur bei einem reichen Manne befriedigen, und da ihr Herz noch frei war, so trieb sie bloßen Spaß mit Freiern, welche ihr den gewünschten Wohlstand nicht hätten verschaffen können, lockte dagegen in unverdachtem Muth und ohne daß ihr Ernst dabei war, solche an, welche ihr als gute Parthien geschildert wurden, und nahm einmal sogar eine Hasenscharte auf's Korn, der sie sich aber doch wahrscheinlich nie ergeben hätte.

Einige Jahre verflossen unter solchen Tändeleien. Sie brachte öfters Wochen und Monate bei meinem Vater auf dem Lande zu, der

die lustige Mäde, welche ihn immer aufzuheitern wußte, von Herzen liebte und bis an seinen Tod ihr treu besorgter väterlicher Freund blieb. In Scherz und Ernst ermahnte er sie, wenn sie etwa vom Balkon vorüberreitenden Herren ehrerbietige Referenzen machte, und sich dabei halb krank über dieselben lachen wollte, den günstigen Zeitpunkt einer sichern Verbindung nicht zu verscherzen, und da sie im Hegibach, bei der mit ihren Eltern befreundeten Familie Tauenstein, den kürzlich aus der Fremde heimgekehrten Schweizer gewöhnlich antraf, und dieser sich bald als ihren Anbeter erklärt hatte, so fing sie an, sich diesem zu nähern, obgleich er drei Jahre jünger als sie selbst war.

Ihre Orginalität hatte Schweizer, der ebenfalls orginell war, zuerst angezogen; ihre Naivetät und reizende Jugendblüthe fesselten ihn. Er hätte aber nicht bloß eine schöne, sondern zugleich auch eine gebildete Frau besitzen mögen. Bei jeder Gelegenheit erkundigte er sich, ob sie Gefallen an guter Lektüre finde, ob sie dieses und jenes neue Buch schon kenne. Die feine, kleine Hexe, die sonst nichts zu lesen pflegte, stellte sich an, als wäre das ihre liebste Unterhaltung, und beklagte sich immer nur über Mangel an Büchern und Anleitung, dergleichen mit Nutzen zu studiren. Schweizer, der alle neuen Schriften sammelte, beeilte sich, ihr ganze Korbladungen voll in's Haus zu schicken, in der Hoffnung, sich über den Inhalt derselben mit ihr besprechen zu können. Magdalene durchstöberte gewöhnlich bloß die ersten und letzten Blätter dieser Bücher, um doch etwas davon sagen zu können; mitunter bekam sie Schweizer unaufgeschnitten zurück. Wollte er die Freundin darüber zur Rede setzen, so verstand sie es immer sich herauszuhelfen; ihre muntere Laune wußte den Verliebten mit andern als gelehrten oder sentimentalen Gegenständen zu unterhalten; die Anverwandten beider jungen Leute beförderten ihre gegenseitige Neigung, sie verlobten sich, und wurden den 11. Juli 1775 getraut.

---

Schweizer bezog nun mit seiner Gattin seine väterliche Wohnung „zum Streit“ in der kleinen Brunngasse. Es war ein ziemlich geräumiges, aber dunkles und unfreundliches Haus, in welchem er sich niemals einheimisch fühlte, obgleich er allerlei Verschönerungen darin hatte anbringen und ein Zimmer mit einer kostbaren, von Wüest gemalten Tapete behängen lassen. Der romantische Sinn des jungen Ehepaares sehnte sich aus der engen Gasse in's freie Grüne, und so mietheten sie, bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet hatten, ein ländliches Häuschen in Wiedikon, wo sie über die Honigmonate ein arkadisches Leben führten. Magdalene, die, ohne eigentlich kokett zu sein, sich immer anders als nach der herrschenden Mode zu kleiden pflegte, steckte sich nun in ein weißes schäferliches Gewand, mit aufgeschürzten Aermeln und rosenrothen Schleifen, worüber mein guter Vater, wie sie zum ersten Male in diesem Aufzug bei ihm erschien, in ein unwiderstehliches Gelächter ausbrach. Schweizer machte Verse, schweifte zu Fuß und zu Pferd in der Gegend umher und beide schwärmten so lang, bis ihr veränderlicher Sinn des Landlebens satt wurde und der Spätherbst sie wieder in die Stadt zurückführte.

Hier bekamen sie bald einen Gast, der eigentlich gar nicht zu ihnen paßte und der sie zuerst mit den Sorgen des Lebens bekannt machte, den sie aber mit treuer Liebe bei sich aufnahmen.

Schweizers jüngerer Bruder, Jacques, ein kleiner, pockennarbiger, satyrischer Mensch, der früh schon Witz und Geist, zugleich aber auch Hang zu allerlei Verirrungen gezeigt, hatte sich einige Zeit in Italien herumgetrieben und war dann nach Neuenburg gekommen. Dort äußerten sich Spuren von Ueberspannung bei dem verwahrloseten Jüngling. Er schwärmte manchmal Tage und Nächte lang mit Rousseau's Emil in der Tasche in den Wäldern herum, ward endlich entschieden wahnsinnig und in diesem traurigen Zustande von seinem ältern Bruder nach Zürich zurückgeholt.

Alles was ärztliche Hülfe und ängstlich besorgte Pflege nur immer leisten können, war vergebens an dem Unglücklichen versucht worden. Das Uebel nahm auf solchen Grad überhand, und der Verrückte, welcher ein boshafter Narr geworden, spielte seinem Bruder und dessen Gattin, die er Madame Poudrière zu nennen beliebte, so arge Streiche, daß Schweizer genöthigt wurde, denselben bei dem Pfarrer Keller in Schlieren unterzubringen, dessen psychologische Einsichten sich bei dem Unterricht von Taubstummen zu einer Zeit bewährte, wo das System des Abbé de l'Epée in der Schweiz noch gar nicht bekannt war.

Auch dort blieben alle Versuche, den armen Jacques zu besänftigen und herzustellen, fruchtlos. Er ging tagelang schalkhaft lächelnd und genau die nämliche Richtung beobachtend, im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Andere Male schwatzte er unaufhörlich darauf los, faselte von seinen Liebschaften in Italien, besonders viel von einer Signora Lauretta, und wenn er auch unter des Pfarrers Aufsicht sich zuweilen mit Uebersetzungen aus italienischen oder französischen Büchern, die er weit besser als sein Mentor verstand, zu beschäftigen schien, so wachte plötzlich wieder die Lust in ihm auf, Jemand zu mißhandeln, was er mit Löwenstärke und schadenfroher Behendigkeit ausübte. Er jagte einst mit einem erhaschten Messer den Pfarrer im ganzen Hause herum und konnte nur durch mehrere herbeigerufene handfeste Männer zu Paaren getrieben werden. Nach solchen Szenen brach er dann in unbändiges Gelächter aus und spottete seiner Wächter.

Schweizer, der wenigstens zweimal wöchentlich nach Schlieren ritt, beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen zu seiner Heilung und wollte immer nur gelinde Mittel an ihm versucht wissen. Aber diese schlugen alle fehl und Doktor Hotze, der den Kranken behandelt hatte, und sein Uebel genau kannte, schrieb einst an jenen: „Ihr Bruder hat dießmal „nur zwei Sinne: der eine liegt auf der Haut, der andere in seinem „Magen. Alle übrigen sind stumpf und todt. Wer das bei seinem „Erziehungsplane nicht glaubt und nicht benutzt, und durch diese zwei „Oeffnungen nicht sucht in die übrigen verstopften Gänge einzudringen,

„der drescht leeres Stroh und bereitet sich selber neue Prügel und das „alles comme de raison."

Jacques ward in der Folge von 1781 bis 82 zu Tobler auf die Au gebracht, um daselbst unter Hotze's näherer Leitung zu stehen. Da es aber nicht besser mit ihm wurde, kam er (1782) wieder nach Schlieren, und endlich im November 1788 zu Schweizer's Buchhalter, Diggelmann, an die obere Straße. Er verlor allmälig den Gebrauch der Sprache, sank vollends zum Thier hinab und lebte in diesem beklagenswerthen Zustand noch viele Jahre fort.

Gleich wie Schweizer durch die Geistes-Zerrüttung seines Bruders, ebenso tief wurde auch Magdalene betrübt durch den frühen Tod ihrer drei Schwestern, mit welchen sie stets im besten Vernehmen gelebt hatte. Die älteste, Regula, war mit dem Landschreiber Jakob Heß, dem Gehülfen ihres Vaters am Postamt, verheirathet, und starb in Folge eines höchst unkluger Weise gegen die Neigung zum Beleibtwerden angewandten Mittels; die zweite, Susanna, eine zart religiöse Seele, war die erste Gattin des damaligen Rathssubstituten und nachherigen Statthalters Hs. Ed. Hirzel und schien schon hienieden mit ihren schönen dunkelbraunen Augen mehr in die zukünftige, als in diese Welt zu blicken; vor allem aber lebt in meiner Erinnerung die jüngste der vier Schwestern, Martha, der Liebling aller Menschen, die dieses sanfte, fromme, schwärmerische Naturkind beobachten konnten. Bei schwächlicher Körperbildung strebte die Psyche vor der Zeit, die leichtgewobene Chrysalide zu durchbrechen. An einem düstern Winterabend, als Magdalene mit ihrer Mutter und einigen Anverwandten wehmüthig an ihrem Lager saß und die tiefe Stille nur durch den einförmigen Pendelschwung der Wanduhr und durch das leise seufzerähnliche Athmen der Kranken unterbrochen wurde, schauerten die Anwesenden alle zugleich über einem lauten Krachen zusammen, das plötzlich von Außen hereindrang und dem ein harmonisches Gesäusel folgte. Sie blickten einander bedenklich an und wagten es lange nicht, sich nach der Ursache dieses sonderbaren Geräusches umzusehen, das gleich wieder aufgehört hatte. Endlich ergab es sich

bei der Untersuchung, daß an einem im Nebenzimmer befindlichen Fortepiano drei Saiten im nämlichen Augenblick gesprungen waren. Als Tags darauf bei der ältern Schwester Süsette von dem Schrecken der Frauen über dieses Geräusch die Rede war, sprach jene bedeutend und in prophetischem Geist: „Drei Saiten, drei Schwestern!" Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Der Engel des Todes entführte Marthen schon im Dezember 1779; Regula im März und Süsette im April des folgenden Jahres; alle drei in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten.

Ich werde Marthen, obwohl ich, als damals noch kleiner Knabe, sie wenig gekannt hatte, nie vergessen. Ihre Leiche war die erste, die ich sah. Eine düstere Kerze brannte in der Todtenkammer. Die sanfte Gestalt lag starr, wie ein Bild von weißem, durchsichtigem Wachs, mit gefalteten Händen in dem engen Sarg von duftendem Tannenholz. Auf einem Kasten daneben stand ein Schädel, den die entschlummerte immer in ihrem Schlafzimmer aufgestellt hatte. Mein Vater, der mich mitgenommen, als er die theure Nichte zum letzten Male sehen wollte, drückte ihre kalten Hände und flüsterte ihr, als könnte sie ihn noch vernehmen, die Worte zu: „Fahr wohl, Martha, und grüße mir drüben meine geliebte Frau (meine Mutter war vier Jahre früher gestorben)!"

Durch diesen Verlust ihrer Geschwister blieb Magdalene, zu ihrem aufrichtigen Bedauern, die einzige Erbin ihres bemittelten Vaters. Inzwischen heiterte ein sorgenfreies, unter mannigfaltigen Zerstreuungen wechselndes Leben ihren Gesichtskreis bald wieder auf.

---

Als Schweizer, nach dem Buchstaben des Gesetzes schon durch seine Verheirathung im 21. Jahre mündig, indeß erst im 26. (1780) durch seinen Oheim in den freien Besitz des väterlichen Vermögens eingesetzt worden war, verließ er sein dunkles Haus in der engen kleinen Brunngasse, kaufte sich dafür ein schöneres, zum untern Berg genannt, in einer anmuthigen Lage am untern Hirschengraben, richtete dasselbe auf

das Bequemste ein, und zog nun auch seine Handlung mit Baumwollentüchern dahin.

**Konrad Diggelmann** von Oberstraß, der schon unter Schweizer's Vater als Buchhalter angestellt gewesen, ein Mann aus der guten alten Zeit und wie die neue schwerlich mehr einen solchen aufzuweisen hat, unermüdlich in der Arbeit, einfach und anspruchlos, unerschütterlich treu, nie auf seinen eignen und immer auf den Vortheil seines Prinzipales bedacht, und längst erfahren in allen Details dieser sichern, im In- und Ausland seit vielen Jahren durch ihren nie bezweifelten Kredit rühmlich bekannten Handlung, führte und erhielt dieselbe in ihrer gewohnten und immer gleichen Gewinn bringenden Weise fort. Schweizer hatte dabei nichts anderes zu thun, als Briefe und Wechsel zu unterzeichnen und konnte über den Ertrag dieser Goldgrube nach Willkür verfügen.

Das Vermögen des unglücklichen Jacques befand sich ganz in seines ältern Bruders Händen, der als Vormund über ihn gesetzt war. Dieses Vermögen wurde jenem zwar alle Jahre nebst dem Ertrag der Zinse auf der Rechnung gutgeschrieben; da aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Jacques jemals wieder zum Verstande kommen könnte, und Schweizer für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse reichlich und brüderlich sorgte, so gewöhnte sich Caspar, diesen Antheil in so ferne schon als sein Eigenthum zu verwalten, daß er denselben mit in alle seine Finanzoperationen verflocht, ohne irgend einer Behörde darüber Rechenschaft ablegen zu müssen.

In ihrer Verbindung mit Schweizer fühlte Magdalene sich über die Maßen glücklich. Sie hatte ihn zwar nicht aus blinder Liebe und eher aus Vernunftsgründen geheirathet; allein so wie ihr Gemüth sich immer mehr entfaltete, wie der Kreis ihrer Ideen sich erweiterte und vorzüglich weil sie täglich mehr von dem seltenen Edelmuth ihres Gemahls überzeugt wurde, so hieng sie mit einer stets zunehmenden Innigkeit an ihm, die endlich an Vergötterung grenzte. Ward er etwa krank, so rang sie die Hände, und wollte fast verzweifeln. Sie

kniete dann vor ihn hin, flehte für seine Erhaltung und rief: „Männli, o Männli, ohne Dich könnte ich keine Stunde länger leben!“

Schweizer forderte aber auch durchaus nichts von ihr, was bindend oder lästig für ihre Neigungen hätte sein können. Eine Herrenhuterin, redlich wie die meisten Mitglieder dieser Sekte, stand der Küche, dem Keller, der ganzen Haushaltung vor, und regierte aus ihrem eignen Stübchen die übrige Dienerschaft. Selbst die Ausgaben verrechnete sie nicht der Frau des Hauses, sondern dem guten Papa Diggelmann, wie dieser Phönix aller Buchhalter und Kassirer genannt wurde. Magdalene hatte für keine prosaischen Lebensbedürfnisse zu sorgen; was ihr gelüstete, ward auf der Stelle angeschafft, und so erwarb sie sich auch nie den geringsten Begriff von ökonomischen Angelegenheiten. Sie brachte ihre Muße im Halbdunkel ihres gegen die Gartenterrasse liegenden niedlichen Zimmers auf weichem Canapee hingegossen, mit Lesen, — denn Schweizer hatte ihr nun wirklich Geschmack für Lektüre beigebracht, — mit Träumen, oder im Besuchzimmer bei geselliger Unterhaltung zu und entwickelte dabei ihre angeborene und seltene Gabe, die Menschen zu beobachten, indeß der Körper einer behaglichen Ruhe pflegte. Freilich faßte sie damals, in jugendlicher Unerfahrenheit, noch bloß das Lächerliche, oder sonst Auffallende an der Außenseite der Leute auf und erst in der Folge schärfte sich ihr instinktmäßiges Talent, das Innere derselben zu durchschauen.

Langten unerwartete Gäste an, so rührte sie nur die Klingel; dann trat die alte Gritte mit dem ehrlichen Gesicht voll ernster Falten unter der schwarzen Spitzenhaube herein, erhielt einen Wink und die Tafel wurde mit Allem, was Leckeres aufzutreiben war, besetzt.

Schweizer, in seinem mannigfalten Treiben, fand selten Zeit, sich anhaltend mit seiner Gattin zu beschäftigen. Allein er verehrte sie in eben dem Maße, wie sie ihn vergötterte. Er betrachtete sie in ihrer kindlichen Gemüthlichkeit wie einen Schutzgeist, der ihm zur Begleitung beigestellt worden, dessen all zu bescheidenen Winken er aber in Zeiten der Prüfung leider wenig, ja gar kein Gehör gab.

Uebrigens gestatteten beide einander die unbedingteste Freiheit in allen Lebensverhältnissen, und wenn auch in den ersten Jahren Schweizern hie und da ein kleiner Schauer von Eifersucht, vielleicht im strengsten Sinne nie ganz ohne Grund, anwandeln mochte, so setzte er sich darüber in der Folge, als über eine Schwachheit, die einem über das Gewöhnliche erhabenen Geist nicht zieme, vollkommen hinweg. Freiheit in jeder Beziehung schien das Gesetz und die Bedingung ihrer beidseitigen Existenz zu sein. „Je dois être libre comme l'air“, war Magdalene's beständiger Ausruf. Er und sie ließen sich eben so wenig durch die Forderungen äußerlicher Formen binden, als sie andern mit solchen Zumuthungen lästig fielen. Wer aber einmal ihre schwache Seite erspäht hatte, und diese benutzen wollte, der konnte nach Belieben auf sie wirken, wenn es nur nicht mit dem Anschein eines überlegten Vorsatzes geschah.

Magdalene war, bei ihrer kleinen, aber niedlich geformten und ausgerundeten Gestalt und ihrer bedeutenden Gesichtsbildung eine äußerst einnehmende Frau. Ihre großen, blauen und seelvollen Augen übten einen unwiderstehlichen Zauber aus, und sie war öfters der Gegenstand vielseitiger Aufmerksamkeit vorzüglicher Männer. Sie zeichnete sich auch durch eine besondere Kleidung aus, indem sie die damals übliche Frauenzimmertracht abgelegt hatte und weder hoch frisirte und gepuderte Haare noch Poches (breite, mit Fischbein ausgewölbte Anhängtaschen), noch einen langen steifen Panzer von Schnürbrust oder hohe Absätze an den Schuhen trug. Sie kleidete sich vielmehr ganz nach eignem, phantastischem, zum Theil Gemälden und Antiken abgeborgten Geschmack. Ihre Tuniken waren mit einem Gürtel unter der Brust zusammengeheftet und ihre reichen, prächtigen braunen Haare, von Federn überschattet, in breiten Flechten um den Kopf gewunden.

Ihr Nervengewebe war äußerst reizbar; jede Veränderung der Atmosphäre spannte dasselbe auf oder ab. Sie spürte, zumal in horizontaler Lage, die geringsten Schwingungen des Bodens und sprach

zuweilen von empfundenen Erderschütterungen, die Niemand von ihrer Umgebung bemerkt haben wollte, wovon aber gewöhnlich später bestimmte Nachrichten aus der Ferne anlangten, die genau die Stunde angaben, in welcher Magdalene von dieser Empfindung beunruhigt worden war. Sie hatte auch eine, wie wohl nie ganz entwickelte Gefühlsfähigkeit für unterirdische Electricität, was sie „mes rapports avec la nature" nannte, und wurde von kleinen Schauern bewegt, wenn sie über verborgenen Quellen stand. Eine solche vermuthete sie hinter Schweizers Haus in Zürich und ruhte nicht, bis er nachgraben ließ, wo sich dann auch wirklich ein dünnes Fädchen Bergschweiß vorfand, das gefaßt wurde und jetzt noch einen Brunnen daselbst versieht.

---

Schweizer machte in Zürich ein weniger glänzendes als angesehenes Haus, das der Sammelplatz einer sonderbar gemischten, durch ihre Mannigfaltigkeit unterhaltenden Gesellschaft war. Der Hausherr und seine Gemahlin eigneten sich aber von ihrer Seite auch ganz dazu, die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen; jener durch das Wetterleuchten seines Geistes und durch seine paradoxen Meinungen und Lebensansichten; diese durch ihre Schönheit, durch kindlich naive Güte und eine Aufrichtigkeit, die sich ohne Hehl in den kühnsten Wahrheiten aussprach und dennoch nie beleidigen oder mißdeutet werden konnte. Schweizer, der seine Handlung durch so reine und thätige Hände besorgt wußte, wurde durch solche Geschäfte nie gehindert, mancherlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und Magdalene war, wie bereits erwähnt worden, ebenso bequem eingerichtet. Wer aber günstigen Eingang bei beiden finden wollte, mußte auch, da sie es selbst waren, auf irgend eine Weise originell sein; alsdann kam weder Stand, noch Reichthum oder Armuth des neuen Hausfreundes in Betrachtung. Es wäre merkwürdig, alle die verschiedenen Menschen nennen und schildern zu können, die sich damals abwechselnd bei Schweizer einfanden. Drei seiner treuesten Jugendfreunde, die aber keiner Ueberspannung huldigten, waren Hs.

Caspar Schinz, jetzt des Rathes, dessen Schwager Caspar Schultheß von Hottingen und Leonhardt Schultheß zum Rechberg, ein erfahrner praktischer Kaufmann. Diese hielten ihn, so lange es noch möglich war, von manchem Fehltritt ab, wozu ihn seine brennende Phantasie immer hinreißen wollte. Einheimische und fremde durchreisende Gelehrte, Schöngeister, Künstler und Weltleute zogen wechselweise ein und aus. Unter jenen befanden sich zum Beispiel: Lavater, Pfenninger, der Canonikus Steinbrüchel, der Zunftmeister Bürkli, H. Füßli, der Gelehrte und Buchhändler, Leonhardt Meister, Pestalozzi, Doktor Hotze, Heinrich Füßli, ehe dieser berühmte Maler nach London zog, u. s. w. Unter den Ausländern Göthe und der Herzog von Weimar, während ihrer Anwesenheit im Jahr 1779 (für diesen Letztern malte Füßli Magdalenen's Bildniß, das wahrscheinlich noch irgendwo in Weimar zu finden wäre); Wilhelm Gottlieb Becker; ein früh verstorbener Graf von Giech; zwei holländische Grafen von Bentink; Wilhelm Tischbein (der Neapolitaner, welcher Magdalene in ihrem eigenthümlichen Kostüm gemalt hat, nach welchem großen kräftigen Bildniß die nebenstehende Kopie gezogen wurde*); dessen jüngerer Bruder, u. a. m. Schöne und gebildete Frauen gehörten mit zu diesen Verhältnissen. Der Oberstlieutenant des zürcherischen Regimentes Steiner in französischen Diensten, Hirzel von St. Gratien, hatte seine Gemahlin, eine geborne Noublat von Belfort, nach Zürich gebracht und sich daselbst häuslich mit ihr niedergelassen. Sie war angenehm, geistreich, gewandt und Lavater ganz von ihr bezaubert. Magdalene hatte täglichen Umgang mit dieser Dame, welche die sogenannte französische Cotterie stiftete, von der noch einzelne alte Leute in Zürich übrig geblieben sind, die sich durch feine Sitten und einen guten gefälligen Ton auszeichnen. Auch die berühmte Branconi schloß sich, so lange sie hier war, an Magdalene an, obgleich Schweizer diesen Umgang keineswegs begünstigte, indem er seine Gattin nicht

---

*) Es ist mir nicht bekannt, ob das Original sich vielleicht noch irgendwo in Zürich befindet.

gern mit einer, wenn auch noch so geistvollen Frau, welche die Maitresse eines Fürsten (des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel) gewesen, in Verbindung sah.

Das Zusammentreffen so vieler bedeutender Menschen wurde durch Witz, Laune und Umschwung neuer und eigenthümlicher Gedanken belebt. Mit Karten wurde hier selten gespielt. Wenn die Männer nicht unter sich über gelehrte oder politische Gegenstände discutirten, was öfters stundenlang der Fall war, so brachte Schweizer immer eine Unterhaltung auf die Bahn, welche den Geist beschäftigen und den Kreis der Ideen erweitern konnte. So wurden z. B. Endreime auszufüllen aufgegeben, oder ein Thema, über welches alle Anwesenden aus dem Stegreif Briefe in entgegengesetztem Sinne schreiben mußten. Der Graf von Giech gewann einmal seine Wette, daß er zu gleicher Zeit in einem abstrakten Buche lesen und genaue Rechenschaft davon geben, zwei verschiedenen Personen verschiedene Aufsätze fehlerfrei diktiren und dazwischen selbst einen Brief von ganz anderm Inhalt schreiben wolle und das Alles innerhalb einer einzigen Stunde. Die Künstler zeichneten Bildnisse von den Mitgliedern der Gesellschaft, oder Carrikaturen; oder sie füllten fünf aufgegebene Punkte mit dem Kopf, den beiden Händen und Füßen einer regelmäßig gebildeten menschlichen Figur in den schwierigsten Stellungen aus. Landparthien, kleine Reisen und gemeinschaftliche Badekuren führten immer neuen Wechsel herbei.

Nicht bloß Schweizer's Haus, sondern auch sein Herz und sein Beutel standen seinen Freunden immer offen. Viele derselben haben, theils für sich selbst, theils für bedrängte Schützlinge, von seiner edlen Bereitwilligkeit, überall auszuhelfen, Gebrauch gemacht. Lavater empfahl ihm alle seine vielen Armen, und erhielt immer was er für dieselben verlangte. Ohne Schweizer's kräftige Unterstützung hätte Lavater's Sohn, Heinrich, sich nicht so lang im Ausland aufhalten und zum gewandten Weltmann ausbilden können. Pfenninger gerieth bei geringen Einkünften und großem Kindersegen häufig in Verlegenheit und berichtete, womit ihm

gedient wäre, oder es bedurfte eines Bürgen für einen Anverwandten, und der treue Freund war immer bereit, solchen Wünschen zu entsprechen.

Schweizer war von dem Grundsatz durchdrungen, er selbst, sowie jeder andere Reiche, sei verpflichtet, die Stelle eines Zahlmeisters der Vorsehung auf dieser Welt zu vertreten, und folgte dieser Ueberzeugung ohne Rücksicht auf eigene Entblößung und Einbuße. Wie manche heruntergekommene Haushaltung, wie viele junge Leute von Talent, welchen die nöthige Unterstützung, dasselbe zu entwickeln, gebrach, fanden bei Schweizer nicht nur Geld, sondern auch noch Theilnahme, guten Rath und wichtige Empfehlungen. Er hat in dem Zeitraum von 1775 bis 86 in seiner Vaterstadt unendlich viele Wohlthaten anspruchslos und im Stillen ausgeübt.

Allein die Leichtigkeit, womit er Fremde aufzunehmen und Dürftige zu unterstützen pflegte, ward auch öfters, mitunter auf die grellste Weise, mißbraucht. So machte er z. B. in den ersten Jahren seiner Ehe die Bekanntschaft eines geistreichen, aus den Jonischen Inseln gebürtigen Abenteurers, Baselli, der sich mit einem Schwager, Namens Vero, in Zürich aufhielt. Diese abgefeimten Gesellen hatten sich dermaßen bei ihm eingeschmeichelt, daß sie täglich in seinem Hause steckten und ihn endlich sogar zum Hazardspiel bei verschlossenen Thüren zu verleiten wußten. Schweizer, der das Geld nicht achtete und nicht um Gewinn, sondern bloß spielte, um das blinde Glück zu erproben, hatte, wie es die Regel mit sich bringt, im Anfang immer gute Karten; bald aber verlor er fortwährend bedeutende Summen. Jetzt ward er aufmerksam, und da er, einmal gereizt, mitunter einen nicht geringen Scharfsinn anzuwenden vermochte, so belauschte er nun den Kartenschläger so lange, bis er ihm endlich seine künstlichen Handgriffe abgemerkt hatte. Ein anderer würde den Spitzbuben aus der Thüre geworfen haben; aber Schweizer war nicht der Mann, welcher das angebotene Gastrecht, selbst gegen Unwürdige, verletzt hätte. Er begnügte sich damit, dem entlarvten Gauner einmal das Spiel so zu legen, wie dieser es mit seinem edlen Wirth getrieben und sprach trocken lachend: „So macht

man es, wenn man seine Leute prellen will.“ Daß der beschämte Baselli nicht wieder kam und aller Umgang abgebrochen wurde, versteht sich von selbst.

---

Man würde sich irren, wenn man aus demjenigen, was bis dahin erzählt worden, schließen möchte, Schweizer habe seine Zeit nur geselliger Unterhaltung und einer Art von geistreichem Müßiggang gewidmet. Es war ihm vielmehr hoher Ernst damit, sich tief in alles menschliche Wissen hineinzuarbeiten, und drei Viertheile des Tages brachte er auf seinem Studierzimmer zu. Er hatte sich nach und nach eine bedeutende Bibliothek angeschafft; las Bücher aus den verschiedenartigsten Fächern, mit der Feder in der Hand, und vergaß selten wieder, was er einmal, wenn auch nur kursorisch, gelesen. Allein der Mangel an gründlicher Logik und systematischem Schulunterricht, verbunden mit einer nie befriedigten Wißbegier, die immer von einem Zweige zum andern hüpfte, hinderten ihn, irgend ein Fach mit der nöthigen Sammlung beharrlich zu verfolgen und zu ergründen.

Dann übten auch die verschiedenen Menschen, mit welchen er abwechselnd in Verbindung kam, den entschiedensten Einfluß auf seine stets veränderliche Geistesrichtung aus.

Von Lavater's Religiosität begeistert, las er einst eine geraume Zeit lang bloß theologische Schriften und Predigten, verstieg sich sogar bis in die Apokalypse und schrieb ganze Stöße von Commentaren über die Bibel. In jener Epoche hatte er sich von phantastischer Schwärmerei auf einen solchen Grad hinreißen lassen, daß er Lavater auf dessen bekannter Reise zu Pater Gaßner begleitete und seinen wahnsinnigen Bruder Jacques mitnahm, um diesen durch den berüchtigten Teufelsbanner exorzisiren zu lassen. Allein der böse Geist ward vergebens beschworen und Schweizer lachte nachher selbst über seine Leichtgläubigkeit.

Als er später mit den damals in Zürich vorhandenen philosophischen Köpfen, wie Steinbrüchel, Hottinger, Bürkli, dem satyrischen Witzbold

Meister u. a. m. bekannt und von solchen Männern auf ihre Seite hinüber gezogen wurde, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem, schmiß alle seine Commentare über die Offenbarung in den Ofen, spielte, noch weiter als seine Vorbilder gehend, den Freigeist und fing sogar an, des edeln Lavater's menschlichen Schwachheiten nachzuspüren, Anekdoten darüber zu sammeln und mißdeutete manche seiner wohlmeinenden aber excentrischen Aeußerungen. Er hat ihm aber in der Folge wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb immer in freundschaftlicher Beziehung mit ihm und schrieb, als er in einem entfernten Welttheil die Auflösung dieses hochherzigen Märtyrers vernahm, von ihm:

„Wie dein Johannes, so sprach, so übt er die Lehre der Liebe,
Heiland der Christen, auch ihn leg an die göttliche Brust.“

Und an einem andern Ort, wo er Lavater „einen frommen und heiligen Lehrer“ nennt:

„Leben der Zukunft, du bist! Denn solche erhabene Seelen
läßt dem hauchlosen Nichts nimmer die Gottheit zum Raub.“

Innerhalb von zehn Jahren hatte Schweizer von Allem genascht, was damals an wissenschaftlicher Tagesordnung war. Er durchstöberte die Kirchenväter, studirte religiöse und profane Geschichte, Statistik, Politik, Commercial- und Commerswesen, Pädagogik, Aesthetik, der Himmel weiß, was Alles sonst noch, sogar Geburtshülfe und auch noch das Militär; denn als ein Schweizer war er verpflichtet, in der zürcherischen Landmiliz zu dienen, bei welcher er als Hauptmann einer Freikompagnie angestellt war, und bei den wöchentlichen Versammlungen und Waffenübungen der Collegianten (ein Corps freiwilliger Bürger) zeichnete er sich durch besondern Eifer und eine schöne Montur aus.

Mitunter fiel ihm ein, über irgend einen Gegenstand, der ihn für den Augenblick beherrschte, selbst eine Abhandlung oder sogar ein ganzes Buch zu verfertigen; er sammelte dann alle erdenklichen Materialien darüber und entwarf Pläne auf zerstreute Blätter, wo immer mehr ausgestrichen, als stehen geblieben war. Allein es kam gewöhnlich damit nicht einmal zu einem ordentlichen Anfang und er ließ, von einer

neuen Idee hingerissen, Alles wieder liegen. Im ganzen Laufe seines Lebens hat er bloß einige Reisebeschreibungen und Memoriale, nebst einem Heft Epigramme und andere Gedichte nach seiner Weise vollendet, daneben aber noch eine ungeheure Zahl von Concepten zu poetischen Episteln und Heroiden und zu philosophisch-politischen Werken hinterlassen, die so flüchtig hingesudelt sind, daß man seine sonderbaren Schriftzüge genau kennen muß, um diese verworrenen Kladden zu entziffern und zu errathen, welche Gedanken ihm jedesmal durch den Kopf gingen.

Dieser Hast, von einem Gegenstand zum andern überzuspringen, war er sich so gut bewußt, daß er einst in seine zu eigener Beherzigung gedichteten „Lebensregeln eines Sonderlings" das Distichon schrieb:

Nicht im Galoppe durchirre brausend der Weisheit Gefilde.
Früchte und Blumen pflückt nur wer sie verweilend durchgeht!

Doch der Dämon, der ihn rastlos vorwärts trieb, ließ sich nie durch bessere Einsicht bezwingen. Französisch schrieb er fließender als deutsch, jedoch mit Germanismen untermischt und sündigte in der letzteren Sprache häufig gegen die ersten Regeln der Grammatik, wie dieses aus seinen eigenen Worten, die hie und da in diesen Blättern angeführt werden, hervorgeht. Seine Gedanken nehmen öfters einen hohen Schwung; eine Menge seltener und wirklich selbst erschaffener Bilder stand ihm zu Gebot; diese wurden aber nie mit kritischem Geschmack gewählt, und seine Ausdrücke waren meistens gesucht. So findet man in seinen Gedichten z. B. schleppgehangene Segel, erzne Fernrohre, hohen Meeresgewälzes Stöße, stromumschwemmte Häuser, fichtenstarrende Berge, u. a. m. Die Gesetze der Metrik hat er nie beobachtet; den Reim verabscheute er, weil dieser nur mit Anstrengung gefunden wird. Die alten Classiker, nach welchen er sich zu bilden trachtete und die er stets als Muster empfahl, kannte er nur aus Uebersetzungen.

Inzwischen erwarb er sich einen ungeheuren Reichthum vielseitiger Kenntnisse, welche, wenn auch bloß oberflächlich, doch beinahe von Allem etwas enthielten, was in den Kreis des menschlichen Wissens

gehört. In der Anwendung dieser Kenntnisse gerieth er zwar gewöhnlich auf Abwege, sein Umgang war aber doch mitunter lehrreich, wenn er die Fülle seines trefflichen Gedächtnisses aufschloß. Ueberall bestrebte er sich, gemeinnützig zu sein, durch seine Ideen wie durch sein Geld und durch alles was ihm das Glück zugetheilt, oder was er sich selbst erworben hatte. Ganze Bretter seiner Bibliothek standen leer, indem er Jedem Bücher mittheilte, der ihn darum ansprach. Besonders trachtete er jungen Leuten Geschmack für Geistesbildung einzuflößen, wobei er in der Auswahl der Mittel stets auf ihre Fähigkeiten Rücksicht nahm und denselben nie ein Buch empfahl, das ihnen hätte schaden können. So verdanke ich ihm die erste Bekanntschaft mit Stillings Jugendgeschichte, die er mir hinschob und mir dagegen ein anderes Buch aus der Hand nahm, welches wahrscheinlich meine Fassungskraft damals noch überstiegen hätte. Für die bildende Kunst nährte er eine eigentliche Leidenschaft und sammelte nach und nach viele Kupferstiche, Handrisse, später auch Gemälde, Münzen und Erzeugnisse antiker Plastik, ward aber öfters getäuscht, und bekam Copien für Originale, indem er nie Geduld genug besaß, um sich Technik, Archäologie und alle erforderlichen Hülfswissenschaften anzueignen. Er zeichnete auch selbst, zumal in seiner Lavaterischen Epoche, wo Physiognomik, womit er sich sein ganzes Leben durch vergeblich abmühte, sein Hauptstudium war. Damals ließ er sich blödsinnige Menschen aus dem Spital holen und skizzirte ihre Köpfe, hat aber nie die Fertigkeit erlangt, einen reinen und richtigen Umriß auf das Papier zu bringen. An Ausarbeitung war bei solcher Flüchtigkeit nicht zu denken. Sein ganzes Treiben war Fragment, das Leben zu kurz, um nur den hundertsten Theil von Allem zu erreichen, wonach seine dürstende Seele strebte.

---

Magdalenen's sehnlicher Wunsch, wenigstens nur einmal Mutter zu werden, blieb unerfüllt, worüber auch Schweizer sich innig grämte. Er hatte sich so viel mit pädagogischen Studien beschäftigt, sich mit

Pestalozzi so häufig über Unterricht und Erziehung besprochen und sollte nie Gelegenheit finden, seine gesammelten Theorien praktisch anzuwenden und Menschen nach seinem Ideale zu bilden! Als er endlich überzeugt war, daß er auf die Hoffnung, eigene Kinder zu bekommen, verzichten müsse, so verfiel er auf den Gedanken, sich, wie er sagte, durch Annahme eines fremden Kindes „die Illusion der Vaterfreuden zu verschaffen“. Er hatte in St. Moritz die Bekanntschaft eines bündtnerischen Geistlichen, Heinrich Bansi von Steinsberg (Ardez), damaligen Pfarrers zu Fläsch, gemacht. Dieser war in der Herrenhutergemeinde zu Neuwied erzogen worden und studirte nachher in Halle, woselbst er sich aber schon nicht mehr zu den Zinzendorf'schen Glaubensgenossen zählte. Bansi war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit einer kräftigen Gesichtsbildung, unruhig, verschmitzt und zu Intriguen geboren, dabei ein gewandter Schwätzer, der die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredsamkeit vorzutragen, seine Leute bald zu durchschauen, zu gewinnen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Bei einer schlechten Pfründe hatte er seine Frau und viele Kinder zu ernähren und selten Geld genug, um seinen Hang zu immerwährendem Herumschweifen zu befriedigen.

Schweizer, dessen Vertrauen in edlere Menschheit durch die bittersten Erfahrungen nie geschwächt werden konnte, war eine Eroberung für Bansi. Dieser stellte sich Jenem als einen aufrichtigen, kecken Freund und Verfechter der Wahrheit dar, und wußte dessen Lieblingsmeinungen so anspruchslos und als wären dieselben seine eigenen, zu schmeicheln und zu huldigen, daß Beide bald auf Du und Du und auf's Innigste verbunden waren.

Der geistliche Hirt, welcher gewohnt war, seine Heerde sich selbst zu überlassen, fand öfters Zeit, nach Zürich zu kommen und hier seinen Freund auf manigfaltige Weise in Anspruch zu nehmen. Daß er mitunter auch Geld bedurfte und dessen immer mehr erhielt, als er begehrte, versteht sich von selbst.

Wie er nun gewahr wurde, daß Schweizer nach einem Kind verlange, so war er gleich bereit, ihm eines der seinigen abzutreten. Kein Opfer war ihm für den theuren Freund zu schwer! Schweizer nahm das Anerbieten gleich mit beiden Händen an, jedoch nicht unbedingt. Er wollte vollständige Vaterrechte über das ihm anvertraute Kind erhalten, förmlich befugt sein, dasselbe ganz genau nach seinem Sinn und ohne Einwirkung der Eltern zu erziehen, dann aber auch für den Pflegling in jeder Beziehung väterlich besorgt sein und ihm ein reiches Auskommen für das ganze Leben sichern.

Bansi ging alle diese Bedingungen ein und es wurde sogar ein förmlicher Vertrag darüber ausgewechselt; er brachte sein ältestes achtjähriges Töchterchen im September 1783, wenige Tage nachdem Magdalenen's Mutter gestorben war, nach Zürich und überlieferte es den neuen Pflegeeltern. Babette, ein kleines, feines Figürchen, was die Franzosen „un chiffon" nennen, mit einem eher häßlichen als schönen, von Sommersprossen bedeckten Gesichtchen, aus welchem über dem stumpfen Näschen ein Paar schwarze Augen wie glühende Kohlen hervorblitzten, gefiel durch eine Lebhaftigkeit, die aus südlichen Himmelsstrichen herzustammen schien. Sie war schmiegsam, flüchtig wie eine Eidechse, verschmitzt wie ihr Vater und hoch erfreut, sich aus der heimatlichen und ärmlichen Wirthschaft zu Fläsch in ein schönes Haus und in glänzende Umgebungen versetzt zu sehen. Sie hatte sich auch bald bei Schweizer und seiner Gattin eingeschmeichelt. Er hielt das kleine, pfiffige Ding für ein Genie, aus dem er ein Wunder der Geistigkeit zu bilden hoffte. Allerdings mochten viele Anlagen bei ihr vorhanden sein; diese aber hätten, um keine schiefe Richtung zu nehmen, durch beharrliche Anwendung einfacher, allein tief durchdachter und auf den Charakter des Kindes berechneter Grundsätze geweckt und entwickelt, daneben aber eine Menge bereits tief eingewurzelter Fehler ausgerottet werden sollen.

Eine solche Beharrlichkeit mangelte aber Schweizer und Magdalenen gänzlich. Er selbst war immer durch tausend widersprechende Ideen zer-

streut, und sie zu gemächlich, um früh und spät Babette's Betragen zu beobachten, zu bewachen und ihre Neigungen nur zum Guten zu lenken. Zwar gab sie ihr eine Art von Unterricht in der französischen Sprache und wechselte mit Bansi's Frau, einer gebornen Corsa, die sie ihre Mitmutter nannte, viele Briefe über das Kind; es wurden allerlei Lehrer für dasselbe angestellt; beide Pflegeeltern meinten es redlich und beschäftigten sich wohl in einzelnen Stunden mit dem unterhaltenden kleinen Wesen; dann kamen aber Besuche oder es gab andere Abhaltungen und so fiel Babette's Erziehung größten Theils der alten, ehrlichen Gritte zur Last, die ihre liebe Noth mit dem Mädchen hatte, das früh schon im Naschen und Lügen seines Gleichen suchte. Daß gewöhnliche Strafen für kindliche Vergehen, zumal körperliche Züchtigungen nicht zu Schweizer's pädagogischen Hülfsmitteln gehören durften, ist leicht zu begreifen; er glaubte Babette bloß durch ein geschärftes Ehrgefühl leiten zu können. Es wurde daher für den schlimmsten Fall ein Kleid von dem allergröbsten Packtuch angeschafft und das Kind, wenn die gewissenhafte Gritte eine erweisbare Klage gegen dasselbe anhängig machte, in diese Züchtlingsjacke gesteckt und als ob gar nichts vorgefallen wäre, zu Lehrern und Anverwandten geschickt. Im Anfang kränkte dieses sonderbare Strafmittel seine Eitelkeit allerdings gewaltig; da dasselbe aber häufig angewendet werden mußte, so setzte Babette sich bald darüber hinweg und trachtete, wenn sie über die Veranlassung ihrer Demüthigung befragt wurde, durch einfaches Bekenntniß des begangenen Fehlers sich wenigstens den Anstrich gutmüthiger und naiver Aufrichtigkeit zu geben. So schrieb sie einst (im April 1785) an ihren Vater: „Die Mama sorget immer, daß ich auch ein gut Herz bekomme, „aber das ist leider noch nicht meine Natur, und daß ich die Wahr„heit selber wäre." Ihre Erziehung war übrigens so liberal, daß sie am Ende Alles thun konnte, was ihr einfiel, wenn ihre muthwilligen Streiche nur immer unter witzigen Formen ausgeführt wurden.

Neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht, bei welchem sie sich nichts weniger als fleißig und aufmerksam bezeigte, erhielt sie auch An-

leitung im Zeichnen Da sie täglich von Kunst sprechen hörte, immer viele Bilder vor Augen hatte, infolge des Nachahmungstriebes, der allen Kindern innewohnt, dergleichen auch versuchen und lieber Fratzen auf das Papier kritzeln, als schöne Schriftzüge nachbilden wollte, so glaubte Schweizer, einen entschiedenen Beruf zur Kunst in ihr entdeckt zu haben. Diesen gehörig aufzumuntern und zu entwickeln, ward nun seine fixe Idee für das Kind und es sollte wenigstens ihm nicht zur Last gelegt werden können, wenn Babette dereinst nicht als eine zweite Angelika auftreten dürfte.

---

Wer mehr in einer abstrakten Gedankenwelt als in der wirklichen lebt und seinen Geist mit idealen Theorien übersättiget, der wird auch immer überspannte Forderungen an das Leben machen. So betrachtete Schweizer die Welt aus einem höhern Gesichtspunkte, als ihn der Aufenthalt in einer kleinen Stadt den Bewohnern derselben gewöhnlich anweisen mag. Seine Begriffe von einer Republik waren aus den glänzendsten Epochen des Alterthums geschöpft, und in jedem Rathsherrn und Zunftmeister von Zürich hätte er gerne einen römischen Senator und Tribunen verehrt. Ohne Rücksicht auf Zeit und Raum wollte er alle Angelegenheiten des engern Vaterlandes in dem hohen Sinn ehemaliger Weltbeherrscher behandelt wissen. Wenn er aber den großen Maßstab der Geschichte an dasjenige legte, was in Folge beschränkter Umstände dem Streben der Regierung sowohl als der untergeordneten Bürgerklasse zum Gegenstande diente, so erschien ihm Alles klein und verkrüppelt. Er verkannte und mißdeutete den klugen, haushälterischen Geist, der in Zürich geringe Mittel zu Rathe ziehen mußte und hielt sich über den dürftigen Zuschnitt auf, der allerdings den vorhandenen Einrichtungen eine spießbürgerliche Außenseite gab. Er vermißte die gewünschte republikanische Freiheit im Umtausch ungewöhnlicher Ideen. Mancher kleinere oder größere Mißgriff wurde laut von ihm gerügt. Waser's Hinrichtung z. B. hatte sein Gefühl empört, und Schlötzer's

Schriften, die er begierig las, steigerten seine Begriffe noch mehr. Seine Empfänglichkeit, das Lächerliche aufzufassen, fand täglich in der breiten Weitschweifigkeit, womit öffentliche und Privatgeschäfte behandelt wurden, einen vollkommenen Stoff zu scharfen Satyren.

Nebst dem Triebe nach tief eingreifender Thätigkeit glühte auch Ehrgeiz in Schweizer's unruhiger Seele. Er hätte an der Staatsverwaltung theilnehmen, dabei reformiren, neu beleben und dem politischen Rad einen rascheren Umschwung geben mögen. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine ausgebreiteten Verhältnisse im In- und Auslande und sein bedeutendes Vermögen schienen auch seine Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung zu rechtfertigen. Allein sein Mangel an Beharrlichkeit für angestrengte Arbeit, in einem Kreise, wo man „das Kleinere nicht verschmähen darf, um zu Größerem sich zu erheben", und seine bekannte Geistesrichtung konnten den in Zürich vorherrschenden Grundsätzen nicht zusagen und so gelangte er, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, nicht einmal dazu, von seiner Zunft zum Zwölfer (Mitglied des Großen Rathes) ernannt zu werden. Diese Hintansetzung kränkte ihn tief und weit mehr, als er jemals eingestehen wollte, denn er hatte darauf gezählt, und sich, als dazu geeignet, vorgenommen, in öffentlichen Aemtern viel Gutes nach seiner Einsicht zu wirken. Allmälig ward ihm nun die Vaterstadt zu eng, alles politische und merkantilische Treiben darin erschien ihm wie eine von Liliputern aufgeführte Komödie, seine eigene Handlung wie elende Krämerei. Er glaubte sich über die streng geregelten Formen eines kleinen Schweizerstaates erhaben und dürstete nach Einfluß in größere Verhältnisse auf einem ausgedehnteren Schauplatz.

Schweizer's Seele war ein Bild der Außenwelt, in welcher damals eben eine Menge verworrener Elemente zu gähren begannen. Eine große Masse von Kenntnissen hatte sich allmälig und überall verbreitet; allein die Erkenntniß einer wahren und richtigen Anwendung fehlte überall bei dem manigfaltigen philantropischen Treiben, welches die bürgerliche Gesellschaft in Bewegung gesetzt und bereits für die Aufnahme neuer Formen empfänglich gemacht hatte.

Da ging aus Adam Weißhaupt's glühender Phantasie der Gedanke hervor, einen großen Verein aller aufgeklärten Männer von Europa zu stiften, welcher dem Aberglauben, allen Mißbräuchen und Gebrechen der Gesellschaft entgegenwirken und durch geistige Vervollkommnung die gesammte Menschheit auf eine höhere Stufe emporheben sollte. Er stiftete den Orden der Illuminaten, welcher sich innerhalb weniger Jahre in ganz Deutschland ausbreitete und seine Verzweigungen schon in angrenzende Länder hinüber zu treiben vermochte, als diese gigantische Verbrüderung plötzlich im Jahr 1785 durch Karl Theodor von Bayern gewaltsam aufgelöst, verfolgt, und der fernere Beitritt zu ähnlichen Verbindungen als Staatsverbrechen verpönt wurde.

Allein der Impuls war gegeben und in der Schweiz, bis wohin der Einfluß des Pater Frank nicht reichen konnte, hatten sich mehrere gute Köpfe bereits zur Stiftung einer solchen Gesellschaft unter einander verstanden. Ob sie unmittelbar mit dem von Weißhaupt früher gebildeten Kern zusammen hingen, oder selbstständig ähnliche Zwecke verfolgten, und wer eigentlich das Oberhaupt dieses schweizerischen Illuminatenordens gewesen, möchte schwerlich mehr auszumitteln sein. Wahrscheinlich aber war der als Arzt berühmte Canonikus Rahn einer der ersten und bedeutendsten unter diesen Männern. Beinah in allen Schweizerstädten wurden Mitglieder zu dieser Verbindung geworben, welche, gleich dem Orden der Freimaurer, verschiedene Grade in sich faßte und nur die Eingeweihten wußten um den Zusammenhang des großen Ganzen. So entstand in Zürich eine „Gesellschaft zur Förderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit", in welche Männer aus allen Ständen und Altern aufgenommen wurden.

Bei der ersten Sitzung dieser Gesellschaft hieß es, „Menschen lieben, „erziehen, bilden, zum Guten stimmen, nicht durch Declamation, nicht „durch jesuitische List, nicht durch despotischen Zwang, sondern durch „Aufklärung, Belehrung, Begünstigung, Unterstützung, Belohnung, durch „solches Bestreben könnte nach und nach ein ganzes Land umgestimmt „und seinem moralischen und politischen Untergang entzogen werden.

„Man muß Kraft gegen Kraft, die Tugend dem Laster entgegenstellen. „Aber alle gewaltsame Reform ist verwerflich!“ Nur allgemeine Untersuchung über Staatssachen wurde gestattet; „Verwahrung gegen politische Wirksamkeit ausbedungen.“ Die Hauptzwecke der Gesellschaft waren: „Jedem Guten ohne Unterschied aufzuhelfen; die „Quellen herrschenden Unglücks und Jammers und Zerrüttung einzelner „Haushaltungen und Subjekte und der daraus herrührenden „Entkräftigung des ganzen Staatskörpers, aufzusuchen; „den kräftigsten Mitteln nachzuspüren, wodurch Laster gefesselt, Bosheit „vereitelt, Tugend und Wohlstand befördert, wodurch besonders die „bisher für die verführbare Jugend allzu unkräftigen Reize zur Recht„schaffenheit, Arbeitsamkeit, Tugend, Gottesfurcht und Menschenliebe „anziehender und lockender gemacht werden könnten“.

Jedes Mitglied verpflichtete sich bei seiner Aufnahme, „die Leitung „und Bildung eines Jünglings, die Aufsicht über dessen moralischen „Charakter und Fortgang in seiner Kunst und Wissenschaft zu über„nehmen und der Gesellschaft davon Rechenschaft zu geben.“ Diese Aufsicht über solche Zöglinge erstreckte sich, vermittelst mannigfaltiger und meist geheimer Verbindungen, bis in's Ausland.

Solche Zwecke waren allerdings wohlmeinend, edel, und durften, ohne Argwohn zu erregen, öffentlich ausgesprochen werden; auch wurden dieselben nichts weniger als geheim gehalten. Welche höheren Pläne aber in dem Zusammenhang des Ordensmeisters mit den einzelnen Vorstehern der zahlreichen und verschiedenen Gesellschaften anderer Schweizerstädte noch weiter zu Grunde liegen mochten, das wurde mit einem mystischen Schleier verdeckt gehalten und viele achtbare Mitglieder dieses Vereins ahnten nicht einmal, daß sie bloß untergeordnete Werkzeuge unbekannter Vorsteher waren.

Indessen geht aus der Natur der Sache hervor, welche Gewalt einzelne, wenn auch edle Männer sich zueignen und bei irrigen Ansichten mißbrauchen können, wenn das Ende so vieler und alle Klassen der

bürgerlichen Gesellschaft durchwebender Fäden in ihrer leitenden Hand zusammentrifft. Schon die über ausgewählte und als fähig erachtete Jünglinge selbst in weiter Entfernung sich ausdehnende geheime moralische Polizei erscheint bedenklich.

Die Stifter dieser Gesellschaft suchten alle gebildeten, angesehenen und vorzüglich alle reichen Männer für ihre Zwecke zu gewinnen. Auch Schweizer, der bei den Freimaurern in Zürich nicht gefunden, was er erwartet hatte und auf der untersten Stufe dieser Verbrüderung stehen geblieben, wurde nicht übergangen und kein Mensch war mehr als er dazu geeignet, von solchen philantropischen Plänen begeistert zu werden. Er war längst ein Perfektibilist und Illuminate, bevor der Orden bestand. Er war ein feuriger Patriot zu einer Zeit, wo dieser Name noch als Ehrentitel galt und keine besondere Partei bezeichnete. Er verabscheute, wie gewaltsame Staatsumwälzungen noch nicht an der Tagesordnung waren, jede Meuterei gegen gesetzmäßige Ordnung. Aber er wollte doch die Welt aus ihrem Alltagsgeleise gehoben wissen, er wünschte selbst mit Hand anzulegen, ohne noch zu wissen, wo er zugreifen sollte, und nun zeigte sich ihm auf einmal die gewünschte Gelegenheit, sicherer und tiefer eingreifend, als es nach seiner Ansicht durch die mechanische Amtsführung gewöhnlicher Behörden geschehen konnte und gleichsam wie die waltende Vorsehung, durch rein moralische Mittel, Segen über die Menschheit zu verbreiten! Seine Phantasie loderte in lichten Flammen auf; der Zweck der Illuminaten wurde seine fixe Idee und er beschloß, demselben alle seine geistigen und ökonomischen Kräfte zu widmen.

Wahrscheinlich wurde er gleich von Anbeginn, wenn nicht in die geheimsten, doch wenigstens in die höheren Pläne der Oberhäupter eingeweiht, vielleicht bekleidete er selbst eine angesehene Stelle unter denselben, denn er beschäftigte sich wenig mit Details und wohnte den Versammlungen der allgemeinen Gesellschaft, obgleich er von dieser zum ersten Protokollführer ernannt worden war, nur selten bei; betrieb aber

außer derselben ihre ausgedehnten manigfaltigen Angelegenheiten eifrig und steuerte mit vollen Händen in die Kasse.

Diese Gesellschaft hat in einem kurzen Zeitraum für ihre öffentlich ausgesprochenen Zwecke unendlich viel Gutes gethan; nicht im Sinne gewöhnlicher Wohlthätigkeit, welche bloß Almosen austheilt, denn Bettler wurden in die öffentlichen Armenanstalten und dürftige Kranke in das Spital gewiesen; dagegen unterstützte sie, wie es die noch vorhandenen Rechnungen uud Protokolle beweisen, eine Menge heruntergekommener Haushaltungen nicht nur mit Geld, sondern durch zweckmäßige Anwendung dieser milden Gaben, indem sie verwahrlosete Menschen unter förmliche Vormundschaft nahm und nicht verließ, bis dieselben gebessert und durch eigenen neuen Fleiß wieder emporgekommen waren. Sie ließ junge Bürger zu Handwerkern, bessere Köpfe zu wissenschaftlichem Berufe bilden, sorgte für sie auf ihrer Wanderschaft und auf auswärtigen Anstalten, verhalf ihnen noch zu dem nöthigen Werkzeug und zu vortheilhafter Anstellung, sobald sie zur Ausübung des Erlernten reif waren, und wirkte durch ihre Mitglieder, je nach den verschiedenen Fähigkeiten derselben, günstig auf alle Zweige der öffentlichen und Privatindustrie. Inwiefern die geheimen und obersten Vorsteher die Gemüther auf eine allgemeine politische Umgestaltung vorsätzlich, oder von dem Andrang der Zeitverhältnisse blindlings getrieben, durch anderweitige Einwirkungen vorbereitet haben mögen, wage ich nicht zu entscheiden.*)

*) Die Mitglieder dieser „Gesellschaft zur Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit“ (welche mit der schon früher von Lavater gestifteten und jetzt noch bestehenden „moralischen Gesellschaft“ nicht verwechselt werden muß) schzinen nach und nach, seitdem ihre eifrigsten Mitglieder, wie der Canonikus Rahn, Schweizer, u. s. w. in andere Verhältnisse übergetreten, lauer geworden zu sein und besuchten dieselbe so selten, daß sie endlich während der Revolution ganz aufgelöst und der Ueberrest ihrer Fonds zum Behuf eines Armenschul=Fonds der damals neu errichteten Hülfsgesellschaft übertragen wurde. D. H.

## II. Nach Paris.

Inzwischen starb, im Anfang des Jahres 1785, Schweizer's redlicher Oheim und hinterließ seinen Anverwandten die Früchte seines gewerbsamen Fleißes.

Unter diesen Erben befanden sich nebst anderen Neffen und Nichten, der wahnsinnige Jacques und dessen Bruder Caspar, welchen letztern der Oheim vorzüglich begünstigt und ihm seine ganze Handlung nebst einem dazu gehörigen bedeutenden Waarenvorrath zugesichert hatte. Diese Handlung zog Schweizer nun auch in seine Wohnung und verband sie mit derjenigen, welche bereits unter seinem Namen durch den wackern Buchhalter Diggelmann geführt worden war.

Schweizer hatte fünf Jahre früher das väterliche Erbe beider Brüder bezogen und dieses betrug an Kapitalien, welche nicht zu der Handlung gehörten, die Summe von 177,460 Gulden.

Der Antheil, welcher nunmehr aus dem Nachlaß seines Oheims hinzu kam, belief sich auf 126,600 Gulden, was zusammen 304,060 Gulden ausmachte, worüber Schweizer bei der völligen Geisteszerrüttung seines Bruders frei verfügte und das Ganze schon als wahres Eigenthum betrachtete. Daneben hatte er noch über 60,000 Gulden von seiner Gattin zu erwarten; die vereinten Handlungen seines Vaters und Oheims unter der Firma Johann Heinrich Schweizer, konnten füglich und ohne Uebertreibung ebenfalls als ein Kapitalfond von wenigstens 60,000 Gulden angesehen werden, und somit hätte Schweizer sich bald in dem Besitz einer Million französischer Franken befunden.

Mit einem solchen Vermögen wäre der hochherzige Schwärmer allerdings im Stande gewesen, zunächst durch sich allein und dann auch als Mitglied einer wohlthätigen Gesellschaft viel Gutes zu thun, daneben eine glänzende Rolle unter seinen Mitbürgern zu spielen und sich und seiner Gattin die edelsten Lebensgenüsse zu verschaffen. Aber seine

erhitzte Phantasie hatte bereits mit Wünschen und Plänen, welche sich in's Unendliche verstiegen, alle Grenzen überflogen. Er hätte nicht bloß seinen Geburtsort, sein engeres Vaterland, er hätte die gesammte Eidgenossenschaft, ja sogar die ganze Welt beglücken mögen und dazu schien ihm eine Million bei Weitem nicht hinreichend, wie sie das unstreitig auch nicht gewesen wäre. Er war also darauf bedacht, sich auf eine noch höhere Stufe des Reichthums empor zu schwingen.

Entschlossen, sich nicht länger mit gewöhnlichem Handel zu begnügen und von dem Grundsatz ausgehend, mit großen Mitteln könne man selbst ohne bedeutende Mühe ungeheure Spekulationen machen und jene vermittelst dieser in kurzer Zeit vervielfachen, so wurde sein Augenmerk durch einige bekannte Zürcher, die kürzlich ein bedeutendes Haus in Paris errichtet hatten und daselbst weitläufige Geschäfte machten, auf diese Hauptstadt gerichtet. Frankreich's Finanzen waren in der größten Verwirrung und Calonnes System begünstigte den Handel mit Staatspapieren, deren täglich abwechselndes Sinken und Steigen jede Spekulation damit zu einem eigentlichen Hazardspiel machte, welches alle Gewinnlustigen an Ort und Stelle hinlockte und die Behutsamen bereicherte.

Mit solchen Operationen wollte Schweizer nun auch sein Glück versuchen; selbst als Wagstück betrachtet, hatten diese einen besondern Reiz für ihn. Gleich einem beherzten Taucher gelüstete ihn, sich in den tiefsten Strudel zu stürzen, um seine Geschicklichkeit im Schwimmen zu bethätigen. Er traute sich die Fähigkeit zu, den flüchtigen Augenblick zu erkennen und zu benutzen, Millionen aus dem Abgrund heraufzufischen und alsdann sollten seine leichterworbenen Schätze, unter dem Beistand seiner Illuminatenbrüder, zum Heil der Menschheit stromweis ausgegossen werden.

Im Frühling des Jahres 1785 eilte er auf Flügeln der Ungeduld nach Paris. Sein Reichthum war daselbst bei allen Schweizerhäusern bekannt; er hatte bedeutende Empfehlungen mitgebracht und befand sich bald in ausgebreiteten Verhältnissen. Hier erneuerte er auch die früher

gemachte Bekanntschaft mit François de Jeanneret von Neuenburg, welcher damals in dem Hause seines Schwagers Denis de Rougemont arbeitete.

Jeanneret, der bereits viel Geld mit luftigen Spekulationen verschleudert hatte, träumte immer von Millionen, an deren Gewinn er nicht zweifelte, sobald er nur einen Gefährten fände, der die Einlage in den Glückstopf für ihn und mit ihm bestreiten könnte. Er glaubte an Schweizer seinen Mann gefunden zu haben und irrte sich dießmal, wenigstens in der letztern Beziehung, nicht. Er schwatzte ihm so viel von all den verschiedenen Unternehmungen vor, welche in diesem Zeitpunkt mit Sicherheit des Erfolges für Jeden zu machen wären, der nur viel Geld einzusetzen habe, daß Schweizer sich bald überzeugen ließ, er könne seine eigenen Zwecke nicht besser erreichen, als wenn er mit Jeanneret, dem er in wenigen Wochen das unumschränkteste Zutrauen schenkte, sich in eine förmliche Handelsverbindung einlasse.

Schweizer war allerdings ein Mann, der sich von glänzender Beredtsamkeit schnell dahinreißen ließ. Wie er sich aber von einem solchen eiteln und talentlosen Schwätzer konnte blenden lassen; wie er, der sich so viele Kenntnisse erworben, an dem Umgange mit einem so leeren Kopfe, der nichts als Wind und Rauch enthielt, Gefallen finden konnte; wie Schweizer, dessen Herz so hoch für großartige und ungewöhnliche Ideen schlug, sich nicht bloß für Handlungsangelegenheiten begeistern, sondern mit Enthusiasmus der feurigsten Freundschaft an seinen neuen Pylades, dem dergleichen böhmische Dörfer waren, anschließen konnte, ist mir, der ich unzählige Beispiele seines Mangels an prüfender Vorsicht anführen könnte, doch immer noch ein unerklärbares psychologisches Räthsel.

Schweizer hatte sich der Physiognomik beflissen. Diese mag immerhin, als Wissenschaft betrachtet, keine Regeln enthalten, allein sie übt und schärft doch immer den Blick und hilft durch häufige Vergleichungen manchen Charakterzug, wenn nicht in der Form, doch wenigstens im Ausdruck der Gesichtsbildung entziffern. Und dennoch

bemerkte Schweizer nicht den unverkennbaren Stempel der Flachheit auf Jeannerets Stirn, nicht die Herzlosigkeit in dem zerstreuten Blick seiner blassen Augen; nicht die dreiste Anmaßung, welche seine Naslöcher ausblies; nicht die Gemeinheit, welche auf seinen schlaffen Lippen und auf dem ganzen pockennarbigten Antlitz saß und nicht die vornehm sein sollende Haltung, womit er imponiren wollte und welche doch immer wieder in unstäten und hastigen Bewegungen aus ihrer Rolle fiel. Wer einem solchen Menschen sich unbedingt hingeben konnte, der mußte offenbar mit Blindheit geschlagen sein.

---

Der verhängnißvolle Knoten war geschürzt. Gegen den Herbst kehrte Schweizer nach Zürich zurück, um hier die nöthigen Vorkehrungen für seine bevorstehende Ortsveränderung zu treffen. In äußerlichen Formen hatte er bereits einen französischen Zuschnitt bekommen und sein Kopf schwindelte von dem Getreibe der Pariserwelt.

Treue Freunde warnten ihn vor dem gewagten Spiel und trachteten, dieweil es noch Zeit war, ihn davon abzuhalten. Auch mein Vater mißbilligte seine raschen Entschlüsse. Aber alle Vorstellungen blieben fruchtlos. Es war, als glaubte er seine Ehre gefährdet, wenn er zurücktrete und jeden Zweifel an dem guten Erfolg seiner Operationen hielt er für Mangel an Vertrauen in seine Fähigkeiten. Wie er einst in diesem Zeitpunkt bei uns speiste, und mein Vater ihn nochmals warnte, das Sichere doch nicht gegen das Unsichere zu vertauschen, rief er aus: „Il n'y a pas d'honneur d'avoir hérité beaucoup d'argent „d'un père ou d'un oncle. Je voudrai être mendiant, pour avoir la „satisfaction de me créer une fortune par mes propres et uniques „moyens!“

Wir waren eben in der Weinlese begriffen, und ich machte mich dabei recht lustig. Da fragte mich Schweizer: „Vetter, geht ihr nicht auch zu Jemand in den Herbst?“ Diese Frage kam mir sonderbar vor. Ich schaute ihm verblüfft in die Augen und erwiederte: „Herr Vetter,

wir sind ja hier selbst im Herbst." Ich zählte noch nicht fünfzehn Jahre und dennoch drang sich meiner Unerfahrenheit die Bemerkung auf, der Herr Vetter sitze auch mitten in seinem eigenen Weinberg und gelüste doch nach Parisertrauben.

Magdalene war gewöhnt, alle Einfälle ihres Mannes zu billigen und die Aussicht, eine Reise nach Paris mit ihm zu machen, mußte ihrer Neigung für abwechselnde und abenteuerliche Verhältnisse zusagen. In Bezug auf Babette fand Schweizer einen neuen Beweggrund, sich in einer großen Stadt niederzulassen. Dort standen ihm weit mehr Hülfsmittel, als in dem kleinen Zürich, zu Gebote, die Talente seiner Pflegetochter zu entwickeln; er konnte sie mit den besten Lehrern versehen und ihr die Gelegenheit verschaffen, sich in der Kunst nach erhabenen Mustern auszubilden.

Der Winter verging unter Zurüstungen. Papa Diggelmann schüttelte bedenklich den Kopf. Er sollte zwar über Schweizers Abwesenheit die Handlung wie bisher fortführen; allein aus derselben so viele Fonds als sich nur immer ausmitteln ließen, nach Paris remittiren. Da sich aber der vorhandene große Waarenvorrath in so kurzer Frist nicht in klingende Münze umsetzen ließ, so borgte Schweizer von seinem Freunde L. S. eine gewaltige Summe und reiste im Juni 1786 mit seiner Gattin und Babette nach Paris.

---

Jeanneret hatte seine Verbindung mit einem reichen Handelsgenossen so vortheilhaft anzukündigen gewußt, daß Schweizer bei seiner Ankunft sich gleich von einer Menge Spekulanten, welche ihm die lockendsten Aussichten auf große und unfehlbare Unternehmungen vorspiegelten, umringt und gleichsam belagert sah.

Diejenigen, welche sich den bedeutendsten Einfluß auf sein Gemüth zu erwerben verstanden, waren: St. Didier, ein schlauer Kopf, bewandert in allen Kunstgriffen des Papierwuchers (agiotage), der mit allen Unterhändlern bekannt war, dieselben überall in Bewegung zu setzen

wußte und welcher nun auch an den meisten Operationen des neu errichteten Hauses Schweizer & Jeanneret Theil nahm; Jean Claude Picquet, ein Pariser Kaufmann, der in allen größern Finanzgeschäften wie ein Orakel berathen wurde; Jean Baptiste Bremond, aus der Gemeinde Brignolles, im Var-Departement gebürtig, ein untergeordneter, aber frecher und überall thätiger Intrigant, der sich zu allen Aufträgen gebrauchen ließ, sobald dabei nur etwas Gewinn für ihn abfiel, und Sonthonas, ein weichlicher Kleinmeister, der als Kassier des Hauses angestellt wurde. Unter allen aber zeichnete sich der berüchtigte Abbé d'Espagnac, ein Sohn des Gouverneurs der Invaliden, vorzüglich aus. Dieser mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete Wüstling war von der schamlosesten Habsucht, Geldgier und einer ganz besondern Wuth des Wuchers eigentlich besessen. Er spekulirte mit Allem was vorkam, er hätte sogar mit Seelen gehandelt, wenn er dazu Gelegenheit gefunden und trieb den empörendsten Unfug auf der Börse. Sein Mäkler Amiot gewann in der Regel jeden Vormittag, durch bloßen Umsatz der Papiere aus einer Hand in die andere, für eigene Rechnung seine 6—7000 Franken. D'Espagnac riß alle seine Bekannten in den Strudel seiner Wagnisse mit sich fort. Schweizer, der sich immer leicht vom Erstaunen zur Bewunderung und von Bewunderung zum Vertrauen hinreißen ließ, befand sich bald und unbedingt in der Gewalt dieses furchtbaren Mannes.

Er schwamm nun in einem Meere von Geschäften, die seiner unruhigen Natur um so angemessener erschienen, als dieselben nur große Gegenstände umfaßten und immer reichlichen Stoff zu lebhaften politischen und finanziellen Untersuchungen und Erörterungen gaben, was eine wahre Lust für ihn war, dann aber keine weitere und angestrengte Arbeit erforderten, sondern bloß durch Aufträge an Mäkler eingeleitet wurden und einen schnellen Erfolg gewähren konnten. Bei steigendem Kredit gab es auch solche, die auf längere Zeit berechnet waren, wie z. B. die Uebernahme und Bewerbung der Münze von Marseille, was allein schon beweist, welches Vertrauen Schweizers Reichthum eingeflößt

hatte. War aber einmal ein Geschäft im Gang, so überließ er die weitere Leitung desselben seinen leichtsinnigen Gehülfen und entwarf neue Pläne, oder faßte diejenigen auf, welche ihm von seinen Umgebungen empfohlen wurden.

Wie ganz anders behagte ihm jetzt diese leichte Art, sein Vermögen umzusetzen und zu vermehren, als jene, womit sein Vater und Oheim ihr ganzes Leben auf einem engen Komptoir und in dunklen Magazinen unter unaufhörlichem Schreiben, Zählen und Rechnen zugebracht hatten. Hier ging alles in's Grandiose und Schweizer konnte sich als den Mittel- und Stützpunkt dieses mannigfaltigen und lebhaften Verkehres betrachten, denn er allein war es, der das Geld zu allen Unternehmungen lieferte, da Jeanneret und Didier das ihrige schon längst verspielt hatten.

Das Glück schien ihm, wie jedem, den es täuschen will, im Anfang besonders günstig zu sein und es müssen damals ungeheure Summen gewonnen worden sein. Mit dem Gewinn stieg auch sein Muth und sein Wohlwollen gegen den Handelsgenossen und wenn mitunter ein Mißgriff stattfand, so sprach er zu diesem: „Courage, mon ami, ne „crains rien! Si jamais un malheur frappe notre maison, je sup„porterai seul la tache, afin que ta réputation reste intacte!“ Denn Jeanneret hatte einen reichen Oheim in der Schweiz, welcher die Schwindeleien des Neffen mißbilligte und dieser mußte immer besorgen, enterbt zu werden, wenn er sich bei jenem in ungünstigem Licht zeigen sollte.

Während Schweizer sich mit Geschäftsleuten herumtrieb, wurde Magdalene auch mit Paris bekannt gemacht. Sie war zuerst in ihrem phantastischen Kostüm aufgetreten; allein sie fand sich darin so häufig verkannt, hörte sich auf der Straße so oft „Ah, la jolie coquine!“ zurufen, und zog im Schauspiel so viele Augen und Lorgnetten auf ihren ungewohnten Kopfputz, daß sie sich bald dazu bequemen mußte, der herrschenden Mode, wenigstens äußerlich, zu fröhnen. Einmal dieses Opfer gebracht, durfte sie in allem Uebrigen nach Herzenslust originell sein, ohne deßwegen bekrittelt zu werden, wie das in ihrer Vaterstadt

geschehen war. Als Frau eines reichen Kaufmanns fand sie überall die schmeichelhafteste Aufnahme. Die Neuheit ihrer naiven Bemerkungen, die eigenthümliche Sprache, womit sie dieselben vorzutragen pflegte und ihre vorherrschende Gutmüthigkeit, machten sie in allen Zirkeln, wo sie eingeführt wurde, gesucht und beliebt. Sie lebte in immerwährender Anschauung des bunten, beweglichen Schauspiels, das Paris in ewigem Wechsel gewährt und fand dabei reichliche Nahrung für ihre immer rege Neugier. Indessen war ihr Augenmerk zuerst nur auf solche Gegenstände gerichtet, welche die Verschiedenheit zwischen einer großen und kleinen Stadt auffallend zeigen und wobei sie stets Vergleichungen anstellte, die selten zum Vortheil der Vaterstadt ausfielen.

In diese letztere kam sie im folgenden Jahr auf Besuch und brachte den Winter hier zu, aber nur um ihre Einrichtungen für einen längern Aufenthalt in Paris zu treffen, wohin Schweizer selbst nach flüchtigem Blick in sein immer noch fortbetriebenes Zürcher-Geschäft bald wieder abgereist war. Magdalene fühlte sich in den alten Kreisen noch fremder als früher; den einfachen, geraden und häuslichen Sinn ihrer Freundinnen wußte sie zwar zu schätzen, allein sie vermißte die Feinheit der Formen, welche durch mannigfaltigen Umgang immer schmiegsamer werden, den schnellen Umschwung der Gedanken, welche anderswo durch den unaufhörlichen Wechsel der täglichen Erscheinungen immer neu belebt werden, und jene geistige Freiheit, die man nur in den Zirkeln großer Städte genießen kann. Mit ihren muntern Erzählungen hinwiederum aus dem bewegten Leben von Paris, womit sie die ihr unendlich langweilig vorkommenden Kaffeevisiten erträglich zu machen suchte, unterhielt und belustigte sie zwar wohl, erregte aber zugleich ein heimliches Mißfallen, das sie im Grunde nie verdient hat, denn ihr Herz war unverändert geblieben und nur ihre Phantasie von flüchtigem Taumel gehoben; sie paßte nun einmal nicht mehr in ihre frühern Umgebungen und fand sich bald wieder in Paris bei ihrem Gatten ein.

---

Schweizer hatte anfangs im Cul-de-sac-Dauphin, zunächst an den Tuilerien, in einer anständigen Wohnung Haus gehalten. Aber Jeanneret, der den Schein liebte, brachte seinem bereitwilligen Freunde bei, wie glänzender Aufwand den Kredit hebe. Es wurde nun ein prächtiges Hotel in der Straße Taitbout an der Chaussée d'Antin gemiethet, doppelte Equipage angeschafft, eine zahlreiche Dienerschaft und täglich offene Tafel für zwanzig Gedecke gehalten, an welcher, nebst dem eigentlichen Handelsgenossen und dem Kassier Sonthonas, auch St. Didier, d'Espagnac und Bremond selten fehlten und alle Freunde des neubegründeten Hauses abwechselnd erschienen.

Schweizer selbst war eigentlich ein einfacher Mensch und keinem andern Luxus hold, als solchem, der seinem Schönheitssinn entsprach. Während Jeanneret für dasjenige sorgte, was die Menge blenden konnte, schaffte er von seiner Seite seltene Zeichnungen, schöne Gemälde, antike Brustbilder, Medaillen und Münzen an und verzierte damit die Zimmer seines weitläufigen Hotels.

Der Kreis der Bekanntschaften erweiterte sich immer mehr und blieb nicht bloß auf Geschäftsmänner eingeschränkt. Alle Schöngeister und Schwindelköpfe von Paris, Generale und Minister, elegante Damen, bedeutende Fremdlinge, berühmte Gelehrte und Künstler fanden sich nach und nach bei der originellen und gastfreundlichen Schweizerfamilie ein. Es war ein buntes Gemisch von edeln, guten und geistreichen Menschen und von schlauen Abenteurern und frechen Glücksrittern, wie sie der Zufall und Schweizers zuvorkommende Höflichkeit ohne strenge Auswahl zusammen würfelte.

Ein vollständiges Verzeichniß der Leute würde, so wenig als die verschiedenen Zeiträume, worin sie auftraten, genau noch auszumitteln möglich sein: es können daher nur einzelne allgemeine Namen angeführt werden, wie z. B. der blinde Pougens, natürlicher Sohn eines Bourbons (des Prinzen von Conti), Gelehrter und nachheriges Mitglied des

Institutes; Favre d'Eglantine, Bernhardin de St. Pierre, Champfort, der fromme Dichter Bitaubé und dessen Gattin, die Philemon und Baucis genannt wurden; der General Dumouriez; Lafayette und dessen Adjutant Bureau de Puzy; der Herzog von Liancourt; der Minister Monciel; Alexander Lameth; der große Redner Barnave; Bergasse, der gefeierte Advokat von Lyon, welcher als Kornmanns Sachwalter gegen Beaumarchais zuerst den Despotismus mit einer damals noch beispiellosen Kühnheit angegriffen hatte; der Seemann und Ritter Aristides du Petit-thouars, welcher die halbe Welt umsegelt hatte, um den verlorenen La Peyrouse aufzusuchen und in der Folge als Befehlshaber des Linienschiffes „Le Tonnant" vor Abukir den Tod der Helden starb; seine liebenswürdige Schwester Felicie du Petitthouars, eine der treuesten Freundinnen Magdalenens*); die Prinzessin von Bourbon, Ludwig XVI. Tante, Marie Wollstonecraft, die Verfechterin der weiblichen Rechte; Anacharsis Cloots, der Sprecher des Menschengeschlechtes; ein russischer Fürst von Gallizin; der Weltumsegler Forster, der Dichter Salis-Seewis, welcher in der

*) Magdalene erwähnt in ihren Schriften eines originell geizigen und niederträchtigen Oheims der Geschwister Du Petitthouars mit folgenden Worten:

„Quel fut mon étonnement lorsqu'un jour je me trouvais chez mon amie Felicie Du Petitthouars et sa sœur, Mad. Bergasse, de voir entrer un homme tout en lambeaux avec une besace sur le dos pour y mettre des morceaux de pain et des balais qu'il vendait à ces dames qu'il appelait ses nièces et qu'elles nommaient leur oncle. Après qu'il fut sorti, elle me dirent que c'était effectivement le comte Du Petitthouars, frère de leur père, et le seul homme riche de cette nombreuse famille, mais qui, par la plus bizarre sordidité, fait le vil métier de mendiant. Depuis vingt ans il a quitté son château, dont il a confié, ainsi que de ses biens, l'administration à une vieille sœur, à laquelle il ne donne que le stricte nécessaire. Il aime les querelles des rues, mais quand on l'insulte, il monte sur les échasses, en disant: Vous me prenez pour votre égal? Sachez que je suis le comte Du Petitthouars! Quel contraste entre lui et sa famille qui est noble, généreuse et vertueuse à l'excès, surtout ma Felicie, qui est une divinité sous la forme humaine." D. H.

Schweizergarde diente; der schlesische Graf von Schlabberndorf*); Oelsner; Archenholz, der sich Schweizer und Magdalene zu Pathen seines in Paris geborenen Kindes erbat und beide mannigfaltig in Anspruch nahm; ein Malteserritter d'Everlange de Witry, von welchem in der Folge wieder die Rede sein wird, u. s. w.

Vor allen Andern hätte Mirabeau zuerst genannt werden sollen, denn dieser stand mit seinem unwiderstehlichen Einfluß Schweizer am nächsten. Der Letztere war gleich bei seiner Ankunft mit dem Grafen bekannt geworden, da sie beide zufällig im nämlichen Hotel wohnten. Er wechselte häufige Briefe mit ihm und half ihm bei seiner Flucht, als er verhaftet und nach dem Schlosse Ham gebracht werden sollte und blieb bis an dessen Tod der aufrichtigste Freund und Bewunderer dieses berühmten „Hebels der französischen Revolution".

Schweizer erregte unter den Pariser Schöngeistern eine Art von Ansehen durch seine ungeheure Belesenheit, deren Blüthen und Früchte

*) Ueber die Persönlichkeit des Grafen Gustav von Schlabberndorf (geboren zu Breslau im Jahr 1749) seien hier nur wenige Notizen beigefügt. Seine Begier, die französische Revolution in ihrem Brennpunkte zu beobachten, verleitete ihn, London, wo er sich sechs Jahre lang aufgehalten, zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. Hier glaubte er nur kurze Zeit zu bleiben und hatte daher den Miethvertrag seines großen Hotels in London nicht aufgekündet. Wie er nun, durch steigendes Interesse an Paris gefesselt, jenen Umstand ganz vergessen, ward er endlich nach Verlauf mehrerer Jahre für den zu einer ungeheuren Summe aufgelaufenen Miethzins belangt; es entstand ein ebenso kostspieliger Prozeß und der Graf mußte am Ende alles bezahlen. Seither hat er Paris nie mehr verlassen. Er lebte nicht bloß einfach, sondern sogar karg, in allem was seine Person betraf; dagegen verwandte er seine großen Einkünfte auf wohlthätige Zwecke der verschiedensten Art und vermehrte seine bereits ungeheure Bibliothek auf einem seiner schlesischen Güter, die er nie mehr weder gesehen noch benutzt hat, durch Anschaffung und Fortsetzung der kostbarsten Werke. Er erreichte ein hohes Alter, ging in den letzten Jahren gar nicht mehr aus, ließ den Bart wachsen und blieb in seinem schlechten kleinen Zimmer, woselbst er aber stets von allen Gelehrten und bedeutenden Männern von Paris und vielen durchreisenden Fremden besucht wurde. Er starb den 22. August 1824 und wie vermuthet wird, weniger aus Altersschwäche als vielmehr wegen cynischer Vernachlässigung seiner Gesundheit. D. H.

er immer in seine Reden einzuflechten verstand. Die französischen Gelehrten kennen zwar, nebst ihrer eigenen, die Literatur der Britten, sowie die alte klassische der Griechen und Römer, allein das weite Feld der deutschen ist ihnen, auch heutzutage, größtentheis noch fremd geblieben und auf diesem war Schweizer vorzüglich bewandert. Er beschäftigte sich auch noch in Frankreichs Hauptstadt viel auf demselben und erweiterte einen bereits daselbst durch den zürcherischen Landschafter Heinrich Füßli gestifteten deutschen Clubb*), woselbst alle neuen Erzeugnisse transrhenanischer Literatur anzutreffen waren. Zudem hatten sich allerdings eine Menge eigenthümlicher Gedanken und Begriffe in seinem ewig kreisenden Kopf erzeugt, daher seine wortreiche Unterhaltung für die Pariser immer neuen Stoff enthielt, der ihm in ihren bureaux d'esprit Achtung und Beifall erwarb. Und da er auch hier mit seiner gewohnten Freigebigkeit stets bereit war, die Gelüste und Bedürfnisse seiner vielen Freunde zu befriedigen, so arteten die Huldigungen derselben öfters in übertriebene Schmeicheleien aus. Einige Stellen aus Magdalenens hinterlassenen flüchtigen Aufsätzen mögen hier beweisen, wie damals von und vor ihm gesprochen wurde:

„Le Marquis de Luchet, homme d'esprit, trouvoit les „images poétiques de Schweizer si belles, qu'il en nota beaucoup, „en lui disant: il faut que vous me permettiez de m'en emparer.“

„Fabre d'Eglantine, quoique bouffé d'orgueil et se croyant „le premier génie de l'univers, disait cependant à Schweizer: Je „viens puiser la science chez vous; vous êtes mon encyclopédie, „et je compte si bien sur votre délicatesse que je ne crains point „d'être trahi par vous, si je me sers quelquefois de vos idées dans „mes ouvrages.“

Schweizer war zuweilen nicht sichtbar. Wie er einmal später als gewöhnlich in der bei seiner Gattin versammelten Gesellschaft erschien,

*) Ueber diese „Société littéraire Allemande“ findet sich Näheres (wobei auch Schweizer's Erwähnung gethan wird) in Heinrich Füßli's Biographie, Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft für das Jahr 1831. P.

sprach der Graf von Proli zu ihm: „Je ne m'étonne plus, que vous „aimez tant la solitude, puisque vous avez l'agrément de vivre de „la vie de vos pensées.“

„Lorsque le prince de Gallizin rendit la somme, qu'il avoit „emprunté de Schweizer, il y ajouta de gros interets. Ce dernier „les rendit et le Prince s'en facha tout de bon. Sur cela Schweizer „lui dit: Mon prince, je suis en de certaines choses tout aussi „Prince que vous; il est au-dessous de mes principes de vendre les „services que j'ay le bonheur de rendre. Alors le Prince l'embrassa „en s'écriant: Je n'ay jamais connu une ame aussi noble comme „la votre, vous en imposeriez même à un Roi.“

„Le duc de St. Aignant, homme d'une haute vertu et qui ne „vivoit que pour faire le bien, disoit: Schweizer est mon culte. Je „trouve sa vertue surhumaine, aussi je crains la persécution des „hommes pour lui. Il devroit vivre aux Etats-unis d'Amerique ou „en Angleterre, ou il seroit aprécié et estimé, dans les autres pays „on ne sait pas faire cas d'un grand homme.“

„Champfort disoit à Mirabeau: Schweizer est un esprit universel. „Sa trop grand modéstie, repliqua Mirabeau, est cause que peu „d'hommes sont assez pénétrants pour connaitre cet esprit volumi„neux. Il est si profond métaphycicien, que s'il étoit dans le „pouvoir d'un mortel de definir l'intelligence, ce phénomêne le „plus étonnant de la créature, ce seroit Schweizer.“

„Mirabeau disoit à son ami Panschand: Quand je suis quelques „tems sans voir Schweizer, je m'ennuye après son esprit créateur.“

„Mirabeau disoit au Chevalier de Witry: Je rougis devant la „vertu de Schweizer, et son génie surpasse même le mien. Ses „idées sont toujours neuves et brillantes; il séduit, il émeut, il „attendrit. Quelque matière qu'il traite, il en saisit tous les aspects, „il en présente tous les points de vue, et son stile n'est jamais „uniforme, parceque la nature ne l'est pas non plus.“

Mirabeau nannte ihn gewöhnlich mit scharf betontem Akzent: „Mon maître!“ Dafür erhielt er aber auch immer Geld von ihm, so oft er dessen bedurfte und das war häufig der Fall. Sie standen auf so vertrautem Fuße zusammen, daß Schweizer dem Grafen, wenn ihm dieser von seiner Verlegenheit sagte, bloß den Schlüssel zu seinem Kabinet und denjenigen zu seiner Privatkasse einzuhändigen pflegte. Dann ging Mirabeau allein hinein, schloß auf, nahm eine oder mehrere von den Goldrollen, die dort aufgeschichtet standen, weg, und stellte Schweizer den Schlüssel wieder zu, ohne daß dieser fragte oder nachsah, wie viel jener eingesteckt habe. „Nur volles Vertrauen ist großer Seelen würdig“, war sein Wahlspruch. Mirabeau machte wirklich eine Ausnahme von der gemeinen Regel und verdiente ein solches Vertrauen. Er hatte oft aus dieser Kasse geschöpft und nie einen Heller erstattet, was aber Schweizer nicht im geringsten bekümmerte. Wie endlich die Schulden des Grafen von dem Hofe bezahlt wurden, überreichte er unerwartet seinem Freund eine ganze Hand voll Billets auf die Caisse d'escompte. Schweizer blickte flüchtig hinein, fand deren für mehr als 20,000 Franken und fragte, was er damit wolle. Mirabeau erwiederte, das seien die verschiedenen Summen, die er zu wiederholten Malen bei ihm geborgt, und weil er bemerkt, wie Schweizer keine Notiz davon genommen, so habe er selbst desto genauere Rechnung darüber gehalten, und sei nun froh, ihm Alles auf einmal wieder abtragen zu können. Schweizer erstaunte über den Umfang der Summen weit mehr, als über Mirabeau's Rechtschaffenheit, welche er in dieser Beziehung nie bezweifelt hatte und hing mit desto wärmerer Liebe an diesem sonderbaren Manne, der Tugend und Laster in einem gleich hohen Grad in sich vereinigte.

---

Magdalene, die sich in ihrem Salon täglich von einer Menge geistreicher, wenn auch nicht immer sittlich guter Menschen umgeben sah,

erwarb sich durch so vielseitige Verhältnisse die Formen der feinsten Lebensart, ohne jemals dabei ihre naive Gutmüthigkeit einzubüßen.*)

Sie wurde, gleich ihrem Gemahle, hingerissen von so viel großen Charakteren, die sich, im Bösen wie im Guten, vor ihren Augen frei entfalteten. Sie war öfters Zeuge der edelsten Opfer der Freundschaft und schwang sich immer höher zu ähnlicher Ungewöhnlichkeit im Denken und Handeln empor. Zugleich bildete sich ihre natürliche Anlage, die Menschen zu beobachten, immer weiter aus. Dieser angeborene Takt war zwar mehr auf spekulative Psychologie gerichtet, als daß er sie mit Sicherheit vor Irrthum verwahrt hätte, denn häufig ward sie schmerzlich getäuscht und betrogen und ließ sich unter andern Umständen wieder täuschen und betrügen; allein sie durchschaute doch die Menschen gewöhnlich früher und schärfer als Schweizer, der sie immer nur durch die Regenbogenfarben seiner Phantasie erblickte und warnte ihn zuweilen, aber niemals eindringend und überzeugend genug, vor blindem Zutrauen und unbedingter Hingebung, denn sie ging von dem irrigen Grundsatze aus, sie dürfe ihre Rechte als Gattin nicht mißbrauchen, um seine individuelle Freiheit zu beschränken und schrieb sogar einst die merkwürdigen Worte: „On berce Schweizer d'espérances, Dieu veuille qu'il ne se trompe

*) Magdalene's Schilderung der ehemaligen guten Parisergesellschaft lautet sehr günstig. Sie sagt davon im Gegentheil mit derjenigen aus der Revolutions-Epoche:
**Autrefois la bonne société de Paris étoit d'un ton exquis et si délicat, „qu'elle n'abusoit jamais de l'aimable esprit d'abandon, ni de la gaité décente. „La familiarité étoit toujours accompagnée de respect et de dignité. Même les „domestiques sur lesquels le bon exemple des maitres avoit influé, avoient acquis „assez de tact, pour distinguer les personnes morales et bien elevées; ils les „annoncoient avec respect à leurs maitres, bien ou mal vêtues. Malgré que la „réserve et la cérémonie ont leurs inconvénients, elles sont devenues necéssaires „aujourdhui, pour servir de sauvegarde contre la grossièreté. Pour peu que „l'on se familiarise, on vous manque de respect, et si vous allez chez des riches „parvenus avec une toilette qui trahit une pauvreté souvent si respectable, vous „êtes la risée de leurs domestiques, qui manquent de ce tact de ceux d'autrefois, „aupres desquels une physiognomie morale et modeste servoit de passe port.“**

**D. H.**

„pas. Je voudrais souvent ne pas être sa femme, pour avoir le „droit de lui ouvrir les yeux!“

Zu diesem Mangel an beharrlicher Kraft, ihre bessere Einsicht durchzusetzen, gesellte sich noch ihr Hang zu lässiger Bequemlichkeit, welcher durch die Einrichtung ihres Hauswesens in Paris immer mehr überhand nehmen mußte. Sie selbst hatte hier noch weniger als früher in Zürich für irgend etwas von häuslichen Angelegenheiten zu sorgen. Eine französische Wittwe, Madame Finot, führte als Haushofmeisterin (femme de charge) die ganze Oekonomie. Diese Frau war noch leidlich hübsch und vereinigte mit feinen Manieren und sorgfältiger Kleidung einen Anstand, womit sie die sämmtliche zahlreiche Dienerschaft in gehöriger Achtung und Thätigkeit erhielt. Sie stellte gewissermaßen die Frau des Hauses vor und gab nie die geringste Veranlassung zu irgend einem Zweifel in ihre Rechtschaffenheit. Mangin, Schweizers Kammerdiener, war eben solch' ein Factotum und Maître Jacques von seiner Seite und so schien es, als wäre Magdalene mit lauter dienstbaren Geistern umringt, die nur auf ihre Blicke achteten, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Sie wurde in dieser Beziehung dermaßen sorglos, daß sie nie die vielen Halbgeschosse (Entresols) und Souterrains ihres schönen Hotels auch nur ein einziges Mal durchwandert und sich als selbst gebietende Meisterin gezeigt hätte.

Dieses Hotel erfüllte sie aber auch mit heimlichem Grauen. Nachdem sie sich den ersten Eindrücken überlassen und in geistigen Genüssen geschwelgt hatte, fing sie doch allmälig an, die Augen zu öffnen über den Aufwand, zu welchem ihr Mann durch Jeannerets grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung verleitet wurde, denn mit Schweizers Geld war alles bezahlt, was Jeanneret mit wichtiger Miene „ma maison, mes chevaux, mes gens“ zu nennen beliebte. Ihr ahnte, daß eine solche Lebensweise auf die Dauer schwerlich fortbestritten werden könnte und dennoch hatte sie den Muth nicht, eine bessere Ordnung und mehr Einschränkung zu verlangen und zu behaupten. Oefters von tiefer Melancholie überfallen, ließ sie sich unpäßlich melden, erschien nicht an

der Mittagstafel und blieb in ihrem Kabinet verschlossen, um sich daselbst ihrer Wehmuth über die Gefahren der Zukunft ungestört überlassen zu können. Auch Schweizer, wenn er über irgend einer neuen Spekulation, oder über einen poetischen Erguß seiner Phantasie brütete, ließ sich zuweilen das Essen auf sein Zimmer bringen und wohnte der Mahlzeit nicht bei, die nichts desto minder beharrlich von seinen Parasiten besucht wurde*).

Daß Babette in diesem unruhigen Hause noch weniger beobachtet werden konnte, als in Zürich, ist leicht begreiflich. Sie hatte zwar verschiedene Lehrer und erhielt bei Bessier, einem sehr beliebten Bildnißmaler, täglichen Unterricht im Zeichnen, allein für ihre Erziehung im engern Sinne ward nicht gesorgt, in gemischter Gesellschaft hörte sie manches, das für ihr Alter gar nicht paßte. Ihre Neigung zu sinnlichen Genüssen und allerlei Untugenden entwickelte sich mehr und mehr und die Haushofmeisterin Finot hatte, wie ein noch von ihr existirender, an Schweizer gerichteter Brief beweist, argen Verdruß mit dem Mädchen, das auch von ihrem Vater einige schlimme Charakterzüge geerbt zu haben schien.

---

Unter dem vereinten Andrang ausgebreiteter Verhältnisse und anderweitiger Angelegenheiten, hatte Schweizer, in seinem wandelbaren Sinn, sich immer mehr entwöhnt, die großen und verwickelten Geschäfte seines Hauses mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verfolgen, und vielmehr die Leitung derselben seinen Handelsgefährten

*) Ueber die beispiellose Verworfenheit dieses Parasitenpöbels erhielt D. H. von einem Augen- und Ohrenzeugen (Dr. Hch. Lavater) Bericht, doch wird es besser sein, denselben hier wegzulassen. Ueber Mirabeau's Verhältniß zu Madelaine findet sich eine interessante, aber hier ebenfalls unberührbare Notiz in Victoire Frescarode's historischem Roman: „Les victimes de l'intrigue et l'héroisme dans le malheur, Paris 1805. Die Verfasserin war Madelaine's Freundin und nachherige Gemahlin des Buchhändlers Angelo Clô. Mirabeau, dem sonst nichts heilig war, widmete Madeleine eine Verehrung, die fast in Anbetung überging. P.

gänzlich überlassen. Er schien vergessen zu haben, daß er bloß nach Paris gekommen, um sein Vermögen mit aller Anstrengung seiner Kräfte für Zwecke zu vermehren, welche die allmälige moralische Umgestaltung der Welt befördern helfen sollten.

Nun aber traten Ereignisse ein, die seine Aufmerksamkeit ausschließend und im höchsten Grade fesselten. Die französische Revolution begann im Februar 1787 mit dem Zusammentritt der Notabeln in Versailles.

Schweizer war bereits mit Allem bekannt, was diese Ereignisse herbei geführt hatte. Sie waren in seinem Hause nicht bloß besprochen, sie waren sogar zum Theil darin vorbereitet worden. Mirabeau, Barnave, Bergasse und so viele andere Männer dieser bewegten Zeit hatten ihn längst in die obwaltenden Projekte einer politischen Wiedergeburt eingeweiht und ihn hinab in den Abgrund blicken lassen, in welchem ein Brennstoff gährte, der sich nun entzündete, in furchtbare Flammen aufschlug und bald die halbe Welt in Brand steckte.

Der geblendete philantropische Träumer wähnte, in dem Wiederschein dieser steigenden Flammen das Morgenroth eines neuen Tages zu erkennen, der die Menschheit aus den Fesseln des Irrthums und der Willkür befreien und ihre Glückseligkeit unter neuen idealischen Formen begründen werde. Was seine Illuminaten nur langsam und stufenweise, wie die Natur, hatten bereiten wollen, das sollte jetzt in triumphirendem Sturmschritt errungen und gewonnen werden und Schweizer, der von jeher mit aller bestehenden politischen Ordnung in theoretischem Widerspruch gestanden, umfaßte nun mit heißer Leidenschaft die glänzenden Worte trügerischer Hoffnung.

An seine Handelsgeschäfte war fürderhin nur in flüchtigen Augenblicken gebieterischer Nothwendigkeit zu denken. In abgeschlossenem Kabinet verschlang er den Schwall der Flugblätter, die bald jede Stunde jener Gährungsepoche gebar. Nur die Männer des Tages fanden Zutritt in seine Zurückgezogenheit, und wenn er je das Kabinet verließ, so geschah es bloß, um in der Stadt herumzustürmen, die steigende Bewegung des Volkes zu beobachten, oder in seinem Salon im

engern Kreise den Berathungen beizuwohnen, welche täglich, mit ihm wie ohne ihn, daselbst stattfanden.

Man darf indeß nicht glauben, Schweizer habe jemals im Sinne der Anarchisten Aufruhr gepredigt. Nur die Verwirklichung hochherziger Wünsche, die längst in seiner Seele walteten, bevor noch eine Ahnung allgemeinen Aufstandes am Tage lag, war das Ziel seines Strebens und seine Freiheit eine milde Gottheit, welche auch seinem Vaterlande erscheinen und ihre Segnungen über dasselbe ausbreiten sollte. Er glühte bloß dann in leicht vorübergehendem Zorne auf, wenn verjährte Rechte sich denjenigen entgegenstemmten, welche die Wortführer des Volkes aufstellen und behaupten wollten.

Daß übrigens seine Begriffe von den Wirkungen dieser neuen Freiheit auf die Veredlung der Menschen exzentrisch waren und alle Grenzen überschritten, bewies ihm selbst Mirabeau, welcher einst mit ihm in dem Tuileriengarten lustwandelte, bei Schweizers lebhaften Aeußerungen stille stand, seine Hand ergriff und mit einem Seufzer sprach: „Mon ami, c'est bien une divinité que la liberté; mais croyez „moi, les hommes ne méritent pas qu'elle séjourne parmi eux."

Aber Schweizer war nicht aufzuhalten, wenn einmal die Schwingen seiner Phantasie losgebunden waren. Unwiderstehlicher Schwindel hatte ihn ergriffen und hingerissen mußte er alle Krisen seines heftigen Fiebertraumes bestehen.

Magdalene, die immer von den Schwärmereien ihres Gemahles mit fortgezogen wurde, theilte auch dießmal seine Begeisterung auf ihre Weise. Sie, welche immer wiederholte: „pour être heureuse je dois être libre comme l'air", hätte der ganzen Welt diese luftige Freiheit gönnen mögen, womit sie übrigens keine abstrakten politischen Begriffe verband, sondern dabei sich immer nur ein sanftes gemüthliches Dahinschweben über alle Beschwerden und Mühseligkeiten des Lebens dachte.

---

Während Schweizer sich in dem Strudel der aufgeregten Partheien herumtrieb, hatte Jeanneret immer leichtsinniger spekulirt; je verhängnißvoller die Umstände, desto größeres Spiel gewagt. Die politische Revolution führte auch eine ökonomische herbei. Die Staatspapiere sanken immer tiefer, alles Zutrauen war verschwunden. Viele angesehene Häuser stellten ihre Zahlungen ein, alle schlechten Schuldner benutzten den Zeitpunkt, sich insolvent zu erklären. Was d'Espagnac und ähnlichem Gelichter anvertraut worden, ging im Rauch auf und Schweizer's und Jeanneret's Kredit stand dermaßen tief, daß gegen Ende des Jahres 1788 ihre Wechsel nichts mehr galten und die bedenklichsten Gerüchte über ihren nahe bevorstehenden und unvermeidlichen Sturz, zumal in Zürich, verbreitet wurden. Jetzt erwachte Schweizer für einen Augenblick aus seinem Traume. Er untersuchte den Zustand seines Vermögens und fand wenigstens die Hälfte unwiederbringlich verloren, den Ueberrest desselben in zweifelhaften Forderungen ausstehend. Und es war nicht bloß sein eigenes, es war auch das ihm noch nicht eigenthümlich zugefallene Vermögen seines wahnsinnigen Bruders, womit so leichtsinnig gespielt wurde und das in den Abgrund der alles verschlingenden Zeit versunken war. Jeanneret, obwohl er seinen Freund und sich selbst nicht vorsätzlich in's Verderben gestürzt hatte, war kaum zu entschuldigen. Dennoch machte Schweizer auch ihm nicht den geringsten Vorwurf über seine Schwindeleien. Er fühlte wohl, was auf seiner eigenen Rechnung lastete; er tröstete vielmehr, er sprach ihm Muth ein und eilte im Herbst nach Zürich, um hier, wo möglich, seinen gefährdeten Kredit wieder zu heben.

Bald nach seiner Ankunft starb sein Schwiegervater, Hr. Postdirektor Heß, und Schweizer fand sich gerade ein, um dessen Nachlaß, das Eigenthum seiner Gattin, in Empfang zu nehmen.

Er trat sogleich die beiden Häuser des Verstorbenen, zum grauen Mann und zum Schäppeli, dem kaufmännischen Direktorium um 20,000 Gulden ab, liquidirte und hätte gerne die ganze Erbschaft mit

sich fortgenommen, um auch in Paris aufzuräumen, und dann in seiner zuvor verachteten, noch immer fortgeführten Handlung in Zürich, neues Heil gesucht. Allein der Nachlaß im Posthause bestand in Kapitalbriefen, die nicht so leicht aufkündbar und ohne großen Verlust auch nicht verkäuflich waren, und da der Erblasser durch testamentarische Verordnung seiner Wittwe ein jährliches Leibgeding von 300 Laubthalern zugesichert hatte, so traten die Anverwandten dazwischen und begehrten, daß ein Kapitalwerth von wenigstens 20,000 Gulden, als Depositum in dritte Hand gelegt werde, um als Versatzung für die richtige Bezahlung jener Leibrente zu dienen.

Diese, durch die obwaltenden Umstände gerechtfertigte Maßregel mußte Schweizer sich gefallen lassen. Er griff nun zu einem andern Hülfsmittel, überließ seinem reichen Freunde L. S. und dessen Gefährten W. S., drei Viertheile seiner Handlung in Zürich, die damals 200,000 Gulden gewerthet wurde, und behielt sich bloß noch einen Antheil von 50,000 Gulden, der aber bereits, sowie sein Wohnhaus, verpfändet war, darin vor. Diese Handlung wurde, in Folge eines auf zwei Jahre abgeschlossenen Vertrages, in dem nämlichen Hause, unter der neuen Firma Joh. Hch. Schweizer & Cie. fortgeführt; der wackere Diggelmann blieb als Buchhalter dabei angestellt. Für den Ueberschuß des Fondes der alten Firma wurde terminweise mit Schweizer abgerechnet; diese Summen reichten aber kümmerlich hin, diejenigen zu ersetzen, welche er von L. S. und Andern geborgt hatte, um sein Pariserhaus damit zu gründen.

Im Jahr 1790 verkaufte er seine anmuthige Wohnung am untern Hirschengraben. Die bisher noch fortgeführte Haushaltung wurde aufgehoben, die ehrliche Gritte, die derselben so gewissenhaft vorgestanden, so großmüthig, als es die Umstände noch gestatteten, ausgesteuert und in Ruhestand versetzt (sie zog sich zu religiösen Meinungsverwandten zurück) und die noch vorhandene nicht unbedeutende Geräthschaft einstweilen bei meinem Vater im Beckenhof untergebracht.

Im Jahr 1791 überließ Schweizer den Ueberrest des Antheils an der Handlung in Zürich seinen hiesigen Mitgenossen noch vollends

und hiermit war auch der letzte Faden aufgelöst, welcher ihn und seine Gattin noch an ihre Vaterstadt gebunden hatte.

Alle diese Operationen wurden durch Briefwechsel eingeleitet und ausgeführt, da Schweizer schon im Frühling 1789 wieder nach Paris zurückgekehrt war. Es blieb ihm mit Anfang des Jahres 1791 in Zürich noch ein Kapital von ungefähr 35,000 Gulden in wahrem Werth. Alles Uebrige steckte in französischen Fonds, in der Münzunternehmung zu Marseille und in unsicheren Forderungen des Hauses Schweizer & Jeanneret. Jenen sichern Ueberrest verwaltete der unerschütterlich treue Diggelmann, bei welchem Jacques in dem traurigsten Zustande untergebracht war. Diesem Bruder, seiner Gattin und einigen andern Personen in Zürich, war Schweizer über 240,000 Gulden schuldig!

---

Als er 1789 nach Paris zurückgekehrt war, glaubte er seine Oekonomie noch nicht so ganz zerrüttet, als sie es bereits war. Er ließ den Muth nicht sinken, fand aber doch für nöthig, den Aufwand seines Hauses einzuschränken. Finot und der Kammerdiener Mangin wurden abgedankt. Wagen und Pferde wurden abgeschafft, er verließ das „Bel-Etage“ seines Hotels und zog sich auf den zweiten Stock desselben zurück, woselbst er indeß noch auf einem sehr anständigen Fuße wohnte. Jeanneret war betroffen, daß der Aushängeschild des Reichthums eingezogen werden mußte, Magdalene hingegen für den Augenblick beruhigt. Ein gewisser Grad von Einschränkung mußte ihrer Liebe zur Bequemlichkeit willkommen sein und bloß von ihren Wagenpferden, den zwei zierlichen Isabellen, die sie so oft gestreichelt hatte, trennte sie sich ungern. Auch die Mahlzeiten wurden bescheidener eingerichtet und nicht mehr so viel Gäste dazu gebeten. Nur Bremond war nicht wegzubringen und fand sich beharrlich ein, so lange es noch etwas zu knacken und dabei zu spekuliren gab. Dieses Gesicht konnte man immer sicher sein, im Salon anzutreffen.

Einer der nähern und wahren Freunde des Hauses war der Malteserritter d'Everlange de Witry, ein eben nicht sonderlich geistreicher, aber herzguter Militär, der Schweizer bewunderte und ein solches Vertrauen in diesen setzte, daß er sein ganzes Vermögen, das aber bloß 20,000 Franken betrug, in dessen Handlung niederlegte. Wenn er Magdalene besorgt und traurig sah, sprach er zu ihr: „Soyez tranquille, „Madame; si jamais il arrive un malheur à votre maison, oubliez „mon argent. En travaillant je gagnerai toujours assez pour moi „et pour mon Agathe" (seine Geliebte).

Jeanneret konnte alles brauchen, somit auch Witrys 20,000 Franken; denn es wurden noch Geschäfte gemacht, aber nicht mehr so anhaltend wie zuvor. Das Komptoir blieb oft wochenlang unbesucht und der Kassier Sonthonas hatte immer am wenigsten zu thun. Die Unternehmung, ganz Paris mit Torf zu versehen, war eine der besten, welche damals noch stattfanden.

Ueber Schweizers kurze Abwesenheit hatte die politische Gährung bedeutend zugenommen und kaum zurückgekehrt, war er, wie durch elektrische Mittheilung, auf's Neue dadurch in Harnisch gejagt. Die Männer der Revolution fanden sich wieder häufig bei ihm ein, einige wie Mirabeau, Barnave und ähnliche, aus Freundschaft und Bedürfniß der Mittheilung, andere, weil sie glaubten, einen solchen Feuergeist wie Schweizer, gebrauchen zu können. Seine Wohnung wurde wieder der Sammelplatz aller Philantropen, Reformatoren und Intriganten und gleichsam ein neutraler Boden, auf welchem Alles gesagt und gewagt, auf welchem nach Herzenslust gezankt werden durfte. Seine Phantasie schlug wieder in hellen Flammen auf und tausend Ideen kreuzten sich in seinem kreisenden Gehirn. Er hatte immer alle Taschen voll Zeitungen und Flugblätter und las dieselben selbst wenn er über die Straße ging. Er ließ sich unter die Nationalgarde einschreiben, und zog gleich jedem Pariserbürger auf die Wache.

Die Parthei des Hofes hatte Truppen, unter diesen auch die demselben treu ergebenen Schweizerregimenter, im Märzfelde zusammen-

gezogen; es wurde ausgestreut, der Prinz von Condé, welcher sich zuerst entfernt hatte, werde mit einem Corps von 10,000 Mann gegen Paris anrücken und daselbst der Revolution mit Gewalt ein Ziel setzen. Dagegen bewaffnete sich das aufgewiegelte Volk; alle Zugänge der Stadt wurden verrammelt. Ganz Paris war in Belagerungszustand versetzt und vorzüglich sollte der Montmartre befestigt werden.

Schweizer, der jetzt seine frühern militärischen Studien praktisch anzuwenden gedachte, übernahm die Aufsicht über diese Arbeit, miethete sich ein kleines Häuschen am Fuße des Montmartre, zog mit seiner Frau und Pflegetochter hinaus nnd blieb daselbst über den ganzen Sommer. Während er, in seinem Innersten aufgeregt, rastlos hin- und herlief, Verschanzungen absteckte, die Arbeiter anführte und unverwandten Blickes nur auf das glänzende Ziel seines Bestrebens hinstarrte, der Gräuel nicht achtend, welche das wüthende Volk auszuüben begann, lag Magdalene in dieser Einsamkeit, von geselligem Zuspruch seltener behelligt, theils um auszuruhen, theils wegen Unpäßlichkeit, meistens im Bett und überließ sich traurigen Gedanken. Babette wurde schon des Morgens, mit ihrem Mittagessen im Strickbeutel, nach der Stadt geschickt, wo sie ihren Unterricht im Zeichnen fortwährend erhielt und daß ihr der weitere Weg nach der Schule behagen und welchen Einfluß der Anblick allgemeiner Losgebundenheit auf ihr Gemüth haben mochte, kann man sich leicht vorstellen.

Die Schweizerregimenter waren auf ihrem Lager auf dem Märzfelde so gut wie blockirt. Die Pariser umzingelten dasselbe unter Drohungen und Versuchen, die Soldaten für die Parthei des Volkes zu gewinnen, wie dieses bereits mit einem Theil der französischen Garde gelungen war. Auch hier glaubte Schweizer nützlich sein zu können; er ließ sich mit bekannten Offizieren in Unterhandlungen ein; er beschwor die Soldaten in der Sprache der Heimat, ihrem Eide zwar getreu zu bleiben, jedoch sich nimmer zu blutiger Unterdrückung des Volkes mißbrauchen zu lassen. Der gutmüthige Schwärmer hätte sich hier beinahe Verdruß mit den Schweizeroffizieren zugezogen; inzwischen wurde die Bastille gestürmt

und erobert, das Lager im Märzfeld aufgehoben und die für den Hof bewaffnete Macht genöthigt, sich zurückzuziehen. — Das vermeinte Anrücken des Prinzen von Condé war bloß ein Mährchen gewesen; die Befestigung des Montmartre blieb unvollendet. Die Parthei des Volkes gewann die Oberhand. Die Reichsstände erklärten sich als National-Versammlung, die Revolution war entschieden.

Schweizer verweilte bis gegen den Herbst in seiner ländlichen Wohnung. Er konnte hier den Briefwechsel wegen Uebergabe seiner Zürcherhandlung ungestörter, als in der Stadt fortführen und daneben denken und phantasiren.

Es ist aus jener Zeit noch der in Prosa verfaßte Entwurf zu einem Gedicht „Galliens Wiederbefreiung, ein Hymnus an die Provinz Elsaß von einem Helvetier im Jahr 1789" von ihm vorhanden, das er später in Jamben umsetzte. Dieser erste Entwurf beweist, wie weit seine Spannung damals ging, indem er selbst den verworfenen Herzog von Orleans mit folgenden Worten verherrlichen wollte:

„So schreitet, Gallien, deiner Purpurgebornen erster einher. Des „Tadels Wespengesumse folgt ihm im Rücken nicht, sondern ihn umfliegen „laute Töne des Lebens, denn an des weisen Sieyes Arm trat Orleans „aus seinen Reichthumspalästen hervor in der still horchenden Väter Rath, „zerriß die Urkunden uralter Völkerbedrückung und brachte der Gleichheit „Wasserwage, sie hinzulegen auf jedes Haupt."

Weiter heißt es:

„Auch den löwenbeantlitzten Mirabeau vergiß nicht, wenn gewaltige „Männer Du preisest; denn keiner geht, wie Er, rollenden Auges auf „jeden Uebermuthssohn zu, mit dem schädelzersplitternden Pestus umgürtet „und wie Prometheus unbezwingbar in lastenden Ketten bog er den „hochstrebenden Nacken selbst unter Saturnion nicht."

Merkwürdig ist folgende, Ludwig XVI. betreffende Stelle. Schweizer war ein Republikaner und damals noch dazu ein aufgehetzter; den König selbst aber hat er niemals böser Absichten beschuldigt.

„Antlitzstarrheit befiel die Landesfeinde und verzweiflungsvoll schlossen „sie den Bund, ob dem der Hölle Richter selbst abscheuvoll ihren Thronen

„entstiegen. Beim geliebtesten der Fürsten verläumdeten sie sein Volk.
„Er sah des Bürgerkrieges rothes Flammenkleid geschreivolle Städte um-
„rauschen, sah seines Thrones Trümmer, und die Todesbühne umtosend,
„heulten Rebellen nach ihres Königs Haupt. Da barg Ludwig sein
„thränenbeschimmertes Haupt; ihm fiel zur Erde das goldene Scepter,
„und zu Gewaltsbefehlen haschten ihn schnell die Verräther weg."

In einer solchen poetischen Begeisterung für die Revolution vermochte Schweizer seine ökonomischen Angelegenheiten nur als Nebensache zu behandeln und Alles, was in dieses Fach einschlug, pflegte er mit unüberlegter Hast zu beseitigen, um sich gänzlich der, nach seiner Meinung von Paris ausgehenden Wiedergeburt der Menschheit zu widmen.

Er war durch Mirabeau in den Clubb der Jakobiner eingeführt worden, als diese sich noch bloß Freunde der Verfassung nannten. Hier wurde seine ohnehin ungeregelte Phantasie noch mehr verwirrt, und sein Enthusiasmus gesteigert. Wie er früher sich in seiner äußerlichen Haltung stets reinlich, selbst elegant gezeigt hatte, vernachlässigte er nun seinen Anzug und ging in abgetragenem ölgrünem Ueberrock mit herunterhängenden ungekämmten Haaren einher. Er war ein ganzer Sanscülotte geworden, aber ein guter, grundehrlicher, wenn je die Prädikate der Güte und Ehrlichkeit mit der Eigenschaft eines Sans-cülotten vereinbar gewesen sind. Er gehörte zwar unter den Jakobinern zu den sogenannten „frêres dupes", doch auch nicht unbedingt. Er huldigte keinen andern als theoretisch edlen Grundsätzen und that sein Möglichstes, nur solche überall geltend zu machen. Wenn er auf empörte Volkshaufen traf, harangirte er den Pöbel in der neu gestempelten Sprache des Tages, die er, trotz dem geübtesten Redner der National-versammlung, meisterlich zu führen wußte. Er arbeitete mit Mirabeau an Verfassungsentwürfen, welche die Ordnung wieder herstellen, und alle Freunde des Rechts befriedigen sollten und wurde von den Männern jener bewegten Zeit mit vielen Geschäften beauftragt, deren Stoff seinen eigentlichen Ansichten zusagte.

Wenn er die von dem Pöbel im Jahr 1789 verübten Greuelthaten mit plilosophischer Gleichgültigkeit betrachtete, indem er aus der Geschichte die Ueberzeugung geschöpft hatte, allgemeine Staatsreformen seien ohne große Opfer nicht ausführbar und einmal das Ziel erreicht, werde das Böse von dem Guten unendlich überwogen werden, so erhielten seine Hoffnungen neue Nahrung durch das berühmte Nationalfest, welches den 14. Juli 1790 auf dem Märzfelde gefeiert wurde und wo der König, die Stellvertreter der Nation, die Abgesandten der bewaffneten Macht und das Volk selbst in einer Masse von fünfmalhunderttausend Menschen, unter freiem Himmel, mit hehrem Eide die neue, auf die heiligsten Rechte der Menschheit begründete Verfassung beschwuren. Hier schien Alles vergessen, was ein Jahr früher die Partheien entzweit und gegen einander aufgehetzt hatte; hier war alle Ungleichheit der Stände verschwunden; „alle Menschen nannten sich hier Brüder; alle waren „bereit ihr Leben für diese Verfassung, für Freiheit und Vaterland „hinzugeben". — Jubel und Freudenrausch, ein Schauspiel ohne Gleichen! Und wenn selbst Girtanner (s. dessen historische Nachrichten über die französische Revolution B. IV, S. 29), der diesem Feste beigewohnt und bald nachher so heftig gegen die französische Revolution geschrieben hat, in der Erinnerung an diesen Tag noch in eine Art von Entzücken gerieth, wie mußte eine solche Szene einen Phantasiemenschen, wie Schweizer, ergreifen, der hier auf einmal alle seine schönsten Träume verwirklicht glauben konnte! Der Nachklang dieses Jubels begleitete ihn auch lange und ließ ihn kaum vernehmen, wie bald der Abgrund unter seinen Füßen auf's Neue wieder dröhnte.

---

Neben allem diesem Treiben fand Schweizer doch noch Zeit, sein Verhältniß mit Bansi, Babette's Vater, durch häufig gewechselte Briefe zu unterhalten.

Dieser unruhige, begehrliche Mann war einer der vielen Unzufriedenen, welche damals im Graubündnerlande der herrschenden, von dem schlauen

Minister Ulisses von Salis-Marschlins geleiteten Partei, vielleicht nicht ganz ohne Grund, entgegenwirkten. In seinen Briefen an Schweizer schilderte Bansi mit glühenden Farben den Zustand der Unterdrückung seiner bündnerischen Mitpatrioten und wurde von jenem, der keinen Zweifel in die Rechtlichkeit und Absichten seines Freundes setzte, von Paris aus in seinem Streben nach edler Freiheit aufgemuntert. Der Muth der unzufriedenen Bündner stieg mit den Fortschritten der französischen Revolution. Bansi war einer der stärksten Schreier, furchtbar durch seine mit List gepaarte Verwegenheit und seine Gegner suchten ihn vor allen andern zu stürzen.

In der Steinsberger Kapitel-Versammlung (1790) trat Johann Janett, Pfarrer zu Bondo, öffentlich mit der Klage gegen ihn auf ... „durch Einmischung in politische Sachen sich auf ungeziemende, eines Dieners des göttlichen Wortes unwürdige Weise aufzuführen, nie bei seiner Frau und seinen Kindern zu leben, für diese nicht väterlich besorgt zu sein und sogar eines derselben den Mutterarmen entrissen und einem Freund in Zürich verschenkt, verkauft, man wisse nicht wie, überlassen zu haben, das dieser letztere nun in dem für die Unschuld so gefährlichen Paris erziehen lasse, u. a. m.

Von der Kapitel-Versammlung ward Bansi nun bis zu seiner Rechtfertigung auf nächster Synode von seinem Amte entsetzt, er aber protestirte dagegen und ließ schließlich seinerseits den Pfarrer Janett durch das Gericht von Steinsberg vorladen, dem sich dieser hinwiderum nicht stellen wollte, so daß ein langer Handel entstund, der in Graubündten gewaltiges Aufsehen machte. Bansi blieb, da die Synode ihren Spruch nicht zurücknehmen wollte, seines Amtes entsetzt, zog nun aber seinerseits alle Sturmglocken an und klagte in giftigen Libellen gegen den Kirchendespotismus in Graubündten. An Schweizer berichtete er, welch' himmelschreiendes Unrecht ihm geschehen und wie sein edler Freund in Paris zugleich mit ihm angeklagt und beschimpft worden sei. Schweizer, der bei jedem Schein von Unrecht aufbrauste, trat nun

ebenfalls mit einem gedruckten Memorial*) an die Synodal-Versammlung in die Schranken, worin er gegen die Anschuldigung des Kinderkaufes mit den kühnsten Worten protestirte und die Synode aufforderte, ihr Urtheil gegen Bansi „das untern andern auf einem so auffallend falschen und absurden Klagpunkt mitberuhe" zurückzunehmen, „damit er selbst nicht genöthigt werde, durch seine Landesobrigkeit eidgenössische Rechtsempfehlung zu verlangen."

Schweizers Memorial wurde nicht anders beachtet, als daß ihn der Dekan Kind von Chur berichtete, die hochwürdige Synode habe die Klage, den vorgeblichen Kinderfrevel betreffend, ihren Akten nicht einverleibt und ihren Spruch auf andere Angaben gestützt und gefällt. Schweizer hielt es unter seiner Würde, auf eine solche, blos halboffizielle Mittheilung zu antworten; da wandte die Synode sich mit einer Retorquationsklage gegen ihn an die Regierung von Zürich.

Dadurch wurde Schweizer noch mehr erbittert. Von Bansi aufgehetzt, lehnte er hinwieder die Befugniß der Zürcher Regierung in einer Sache ab „die er selbst als Beleidigter und Kläger begonnen, und welche nur vor das forum domicilii seiner Beleidiger gehöre". Nun schrieb er (April 1791) ein Memorial von 43 Seiten „An die Herren Häupter und Räthe der drei Bünde", worin er das unstatthafte Verfahren der Synode mit den Waffen der ausgesuchtesten Rhetorik angriff und Genugthuung forderte.

Aber auch dieses zweite Memorial hatte keine andere Folge, als daß Schweizer sich dadurch neue Feinde zuzog.

In Zürich mußte, zufolge der damals bestehenden Einrichtungen, nicht bloß die Regierung, sondern auch der größte Theil der Bürgerschaft den Grundsätzen der französischen Revolution und allen denjenigen abgeneigt sein, die derselben das Wort redeten. Schweizer war schon früher daselbst als ein Schwindelkopf beurtheilt, und mitunter ganz verkannt, seine Niederlassung in Paris bekrittelt und die Abtretung seiner

*) Stadtbibl. XVIII. 1761. 7.

Zürcherhandlung vielfältig besprochen worden. Wie nun noch seine Verflechtung in den Prozeß des Pfarrers Bansi, der als ein wüthender Demagoge verrufen war und endlich, nebst Aufzählung aller in Paris verübten Gräuel, sogar bekannt wurde, daß Schweizer sich in die Uniform der Nationalgarde gesteckt und den Montmartre befestigt habe, so erhoben sich vielfältige Stimmen, die das Anathem über ihn aussprachen und selbst gutmüthige Leute hielten ihn für einen Mann, der in so schwierigen Zeitläufen seinem Vaterlande leicht gefährlich werden könnte. Das vielzüngige Gericht entstellte und vergrößerte seine vermeinte Schuld, er war in der öffentlichen Meinung seiner Vaterstadt als ein Rebelle gleichsam geachtet.

Seine Freunde, die freilich seine unvorsichtigen Spekulationen und seine Theilnahme an der Revolution ebenfalls nicht billigen konnten, versuchten, jedoch mit wenig Erfolg, ihn überall zu entschuldigen. Wie aber seine Briefe seltener und dabei die heimischen Formen immer schärfer rügend, dagegen in Zürich seine Handlungen als immer strafbarer geschildert wurden, glaubten sie sich verpflichtet, ihm Kenntniß von der gegen ihn herrschenden Stimmung zu geben und ihn zu warnen, in der Hoffnung, den Schwärmer vielleicht wieder von seinen Verirrungen zurückzubringen.

Schweizer wurde durch diese wohlmeinenden Mittheilungen heftig erschüttert; er hatte nie geglaubt, der zürcherischen Regierung, geschweige denn seinen Mitbürgern von seinem Treiben in Paris Rechenschaft schuldig zu sein. Er war sich keiner andern als edler Zwecke bewußt. Wenn auch nicht zu ruhiger und unbefangener Beobachtung geeignet, erkannte er doch, in dem Mittelpunkte der revolutionären Wirksamkeit stehend, die Wichtigkeit der Zeit weit früher, als man dieselbe in der Schweiz zu würdigen verstand, sowie die ungeheuren Mittel, die für Umgestaltung der ganzen Welt in Bewegung gesetzt wurden. Die Mißstimmung der Revolutionsbeförderer gegen die aristokratischen Schweizerkantone entging seinen Blicken nicht, und wenn er Winke nach Zürich sandte, wie hier eine allmälige, dem Geist der Zeit ange-

messene Veränderung der politischen Formen immer dringlicher werde, damit nicht, troß dem Schuß aller übrigen europäischen Mächte, eine solche gewaltsam durchgesetzt werde, so wußte er dagegen in Paris, woselbst er epochenweise bedeutenden Einfluß hatte, manches Ungewitter, das gegen die Schweiz sich erheben wollte, zu beschwören oder unschädlich abzuleiten; denn ungeachtet seiner häufigen spaßhaften Ausfälle gegen unsere Kleinstädterei, war er seinem Vaterlande mit aufrichtiger und treuer Liebe zugethan.

Dieses Bewußtsein, nur das Gute zu wollen und dasselbe nach seinen Einsichten befördert zu haben, wurde jetzt durch die Mittheilungen und Warnungen seiner Freunde zu lebhaftem Gefühl gesteigert, das in einem Gemisch von Wehmuth, Entrüstung und spöttischem Troß in seinem ohnehin bewegten Gemüth aufkochte. Er hatte den Gedanken noch nicht ganz aufgegeben, wenn die Sachen in Frankreich eine schlimme Wendung nehmen sollten, sich nach Zürich zurückzuziehen. Nun aber glaubte er sich in der Vaterstadt verkannt, verrathen und selbst in Gefahr, wenn er dahin zurückkehren sollte, mißhandelt zu werden. Seine aufgeschreckte Phantasie vergrößerte alles.

An einem trüben Herbstmorgen lief er einsam in dem Garten der Tuilerien umher und haderte mit seinem Schicksal. Er beschloß, sich zu rechtfertigen und seine Klagen ergossen sich in poetischen Formen. Es ist noch ein Umschlag „meine Verbannung, mein Schicksal" überschrieben, aus jener Zeit vorhanden, in welchem auf einzelnen unzusammenhängenden Blättern der Ausdruck seiner damaligen Stimmung zu erkennen ist. Diese flüchtigen, kaum leserlichen Aeußerungen, die bald an Lavater, bald an Bürkli*) oder andere gerichtet werden sollten, sind in psychologischer Beziehung so bedeutend, daß wenigstens einige Stellen hier angeführt zu werden verdienen.

Er läßt sich zuerst vernehmen, wie seine Wünsche nach der Heimat gerichtet waren; dann heißt es:

*) Vermuthlich der durch seine poetischen Versuche bekannte Zunftmeister Johannes Bürkli, geb. 1745, gest. 1804. (Vide Allg. deutsche Biographie.) P.

„Aber nun halt ich in zitternden Händen den Brief ewiger Ver„bannung, die Vorwürfe meiner Freunde, und reiße mich laut weinend „von den Gefährten meines Unglücks, von meinem lockengeschmückten „Weibe, von meinem pockennarbigten Gesellen (Jeanneret) los, um „einsam in dem rothbelaubten Tuilerienwalde meinen Kummer in das „Geseufze der Turteltauben zu verhauchen. Es schleichen zauberische „Gestalten herbei, von denen ich mein Auge wegwenden muß ......"

„Euch werd' ich nicht mehr seh'n, scheue Töchter der Limmat, die „Blumenhäupter auf schönem Nacken spiegeln, deren blaue Augen und „blonde Locken jeden bezaubern*). Nicht mehr besuche ich des verbrüderten „Freundes Garten, wo ihm der Kreis goldlockiger Kinder wie seine „Rosen blühen! Nicht mehr sitz ich vor euern tugendhaften Weibern, „um ihnen meine Odyssee zu erzählen!"

„Mit mir klagen nur wenige Thränen. Unterdrücktes Schluchzen „erschüttert die Brust des treuen Diggelmann; er verbirgt sich vor „seinen Gefährten, schleicht gebückten Hauptes den Pfad der Schanze „hinauf, und seinem schlummerlosen Auge leuchtet Nachts die Lampe. „Er sieht mit Kummer das liebe Haus des Herrn und der Alten „Gräber und mein Bruder ist ihm dennoch nicht Plage!"

„Meine Freunde rufen mir zu: „Wie? du wärest unser Einer und „wärest nicht zufrieden? Schätzest Ruhe, stillen Genuß deines eigenen „Glückes und deine kostbaren Bürgerrechte nicht so sehr, daß du nicht, „wie wir hören müssen, dich verlauten lassest, es wäre manches besser „und gerechter im Staate zu dessen Flor zu machen; als ob der Staat,

*) Wenn auch Schweizer sich hier mit einer Art von poetischer Sehnsucht seiner liebenswürdigen Landsmänninnen erinnert, so hat er sie dagegen in seinen Schilderungen von A bis Z, unter dem Artikel „Frauenzimmer von Zürich" mit folgenden Worten scharf gezeichnet: Ihr Putz ist immer sonntäglich. Sie schleppen durch's Koth die schönsten Assemblee-Roben, die anderswo nur für das Kutschenfahren bestimmt sind. Ihre Geberden sind bäurisch. Ihr Hochmuth ist es ebenso, mehr Löffelei als Stolz. Sie sind scheu oder unverschämt frech und lachen wie Dorfmädchen einem in's Gesicht. Sie neigen sich vor keinem Grüßenden, sondern es bedünkt sie großer Ton, es nicht zu thun. Den ersten Burschen der ihnen gefällt, heirathen sie!! D. H.

„gleich einer Statue von Trippel, beurtheilt und beide gleich so voll=
„kommen als möglich sein müßten! Wer, von Europas Knechten allen,
„hat uns nicht Bewunderung gezollt? In unsern Tagen, wo man
„noch recht zu studiren weiß, wog man Gräzias, Roms, Brittaniens
„und Amerikas Sentenzen gegen Bruns und sah jene für fremde
„Pflanzen an, die auf unserm Boden nichts taugen, da jedes Klima
„seine eigene Botanik hat. Sieh wie absurd die Menschenrechte, an
„die vielleicht du glaubest, wenn auf Treu und Glauben sie veräußert
„sind und das Gegentheil verbriefet, besiegelt und so oft beschworen ist!
„Ein Eid ist ein Eid, er verspreche was er wolle ... Alle Leute, denen
„es wohl ist, sind ja zufrieden. Gibt es irgendwo Eigensinnige, die
„ungeachtet der trefflichen Baumeister, die unsern Staatspalast auf
„ewig, wie's noch keine konnten, zu bauen wußten, behaupten, er sei
„jetzt morsch, Zeit und Salpeter hätten die Mauern erschüttert: diesen
„Narren sollten wir erlauben, zu untersuchen, damit sie etwa gar aus
„Bosheit alles zusammenschlagen? Nein, Nein! Solche Thoren sind
„wir nicht! — Sieh, so spricht, so schreibt man von dir und wenn
„du nicht dich bald und gänzlich besserst, so könnte unbezähmbarer
„Köpfe Schicksal dir werden; du könntest, mit deiner Schlafmütze über'm
„Ohr, hinter'm Gitter der Wachtstube auf dem Rathhaus, den Zunft=
„gesellschaften in der Nachbarschaft, selbst Freunden zum Spaße dienen,
„daß auch die Bauern, in Zwilchkitteln an dich hinaufgaffend, bald die
„Frucht des Raisonnirens sähen! Oder wenn auch dein Plauderwesen
„unser Magistrat für das Delirium eines Thoren, der Maxime nach,
„halten sollte, daß alle die sprechen, nicht handeln dürfen, so wirst du
„eben so wenig zu unsern Gesellschaften passen, wie Einer in den Rath,
„der keinen spanischen Kragen trüge, und so wenig verstanden als der
„Stadtschreiber, wenn er ohne Retzitativ unsern Schwörbrief läse oder
„einer auf der Kanzel deutsch spräche."

„So warnen mit bitterer Laune meine Freunde mich. — Was
„war mein Verbrechen? Mir legte Pflicht und ein heiliger Eid auf,
„zu thun, was dem Besten des Staates angemessen wäre und weil

„nirgends die schlechten Staatsverwalter dieses lehren, so wollt' ich's „draußen lernen. Ich strebte nach Kühnheit und Vaterlandsbesserung, „vertheidigte den französischen Patriotismus gegen Thoren, die ihn „beschimpften, ... gestand meinen Haß gegen die Aristokratie und mein „Gedicht über die französische Freiheit erwarb mir Feinde. Solche „Verbrechen verzeihen Aristokraten nicht!"

Auf einem andern Blatte heißt es: „da ich mich aber nicht will „abschrecken lassen, vielmehr mein Häuschen am Zürichbergfuß, (das „damals noch nicht veräußert war) beziehen möchte, so beruhige mich, „wer es ehrlich mit mir meint; er sage mir, ob ich auf einer Pro„skriptionsliste stehe, ob an mir der neuen Meinungen Widerlegung „versucht werden soll? Ob ich, dem Sperber gleich, zum Schrecken „Anderer, an das Scheunenthor genagelt werden soll? Und ob ich „wirklich etwas gesagt, gedacht oder gethan habe, das den Staatsgesetzen „oder dem Sinn seiner Schriftgelehrten zuwider ist?"

„Ich würde so friedlich wie der Offizier aus dem Feld in seine „Garnison, zurückkehren; denn obwohl, wie Homer sagt, Eisen und „Streit Männer anziehen, so will ich auch mit auf die Zunft gehen, „im Burgermantel, der heiß im Sommer und im Winter doch nicht „warm gibt" ...

An andern Stellen dieser unzusammenhängenden Rhapsodie verwirft er wieder den Gedanken der Rückkehr:

„Ich will lieber außen bleiben, als wie ein kopfverzollter Jude „unter muthwilligen Jungen unter euch sein. Nur immer zu schweigen „wär' auch für einen stoischen Römer schwer!" ... „Eine dreizehnköpfige „Hekate ist unsre Konstitution. Lieber alte Meinungen ablegen, wie „alte Kleider, als sie beibehalten; lieber aus dem Hause ziehen, eh' es „fällt," u. dgl. m.

In wie fern Schweizer diese in der ersten Aufwallung hingeworfenen und zerstreuten Gedanken in ein Ganzes zusammengeschmolzen, nur einen Theil desselben herausgehoben, oder gar nichts davon nach Zürich geschrieben, ist mir unbewußt. Was er sich auch einbilden mochte, seine

Freunde blieben ihm treu, sie bedauerten ihn aber, denn sie mußten ihn damals aufgeben, weil sie einsahen, daß ihre Argumente ihn nicht zurückbringen könnten, so lange nicht andere Eindrücke von außenher ihm eine andere Richtung geben würden. Der Zürcherbutsch erging über ihn in vollem Maß, indeß ihn sein Geschick immer tiefer in den Strom der Revolution hineintrieb.*)

---

Im April 1791 beweinte Schweizer, mit Paris und ganz Frankreich, den Tod seines Freundes Mirabeau, der mitten in seiner glänzenden Laufbahn, in Folge seiner Ausschweifungen von einem Entzündungsfieber dahingerafft wurde. Er war in manchen Beziehungen ein Bösewicht gewesen und hatte unendlich viel Unheil gestiftet, allein seines Geistes Kraft und Gewandtheit überwog diese niedrigen Eigenschaften dermaßen, daß selbst seine Feinde, wie er von dem Schauplatz abtrat, ihn vergötterten. Schweizer kannte ihn nur von der bessern Seite und wenn Mirabeau diese geltend machen wollte, war er unwiderstehlich. So schildert ihn Schweizer in folgenden Zeilen:

Mirabeau im Orkus.

„Herrscher der Schatten, so schläfst auch du wie Könige schlafen?
„Sieh dein luftiges Volk wünschet sich Knochen und Mark!
„Mirabeau, hör ihn, er spricht! Schon lächelte ihme Erynnis,
„Und das Gesetzbuch durchsieht Minos, zu mildern sein Loos!
„Wälze der Felsen mehr vor, o Pluto, oder empor, dann,
„Göttern, denen du grollst, jage den Gallier zu!
„Denn dein düstres Gewölb macht sonst der Rebelle zum Festsaal,
„Droben hingegen zerstört bald er zum Orkus Olymp.“

Sein Tod konnte damals auch für Schweizer als wahrer Verlust betrachtet werden, denn Mirabeau war eigentlich ein konstitutioneller

---

*) Das schweizerische Wort Butsch bedeutet einen plötzlichen Andrang und Stoß in Masse. In näherer Beziehung enthält das Wort „Zürichbutsch“ einen höchst charakteristischen Begriff von der Leichtigkeit, womit das reizbare Zürcherpublikum über irgend einen Menschen oder eine Sache ebenso allgemein und schnell, wie der Wind, sich wendet, vom „Hosianna“ zum „Kreuzige“ überzugehen pflegt. D. H.

Monarchist, der jenen durch seine Beredsamkeit von allzu überspannten Freiheitsbegriffen hätte zurückbringen können. Nun aber ließ Schweizer sich noch länger von dem Strome mit fortreißen, bis endlich Marat, Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois und andere dieses Gelichters ihre wüthenden Grundsätze allein geltend machten. Erst jetzt wandte er sich mit Abscheu von den Jakobinern, aber nicht von der Revolution weg, die er, selbst mit ihren unausweichlichen Uebeln, immer noch für ein erwünschtes Rettungsmittel der Sache seines Herzens hielt, so lange er nicht offenbare Gräuelthaten begehen sah, die er bald wieder vergaß. Wo er sich an besser geglaubte Revolutionsmänner von Neuem anschließen konnte, geschah das mit einem Eifer, den keine eignen Opfer abschrecken konnten.

Es wäre höchst merkwürdig, eine klare Uebersicht seiner Verhältnisse in der damaligen Zeit vor Augen zu haben und daraus seinen Ideengang ausmitteln zu können; allein die Gefahr, etwas darüber dem Papier zu vertrauen, und der Drang der immer wechselnden Ereignisse gestatteten ihm nicht, ein Tagebuch zu führen, wie er das sonst epochenweise zu thun pflegte und somit sind durchaus keine schriftlichen Dokumente aus jenen verhängnißvollen Tagen mehr vorhanden, die seinen raschen Gang durch die ersten Revolutionsjahre befriedigend beleuchten könnten. Einfluß muß er von Zeit zu Zeit ausgeübt haben; dieses erhellet mitunter auch aus dem besondern und hinlänglich erwiesenen Umstand, daß Schweizer es war, der gegen das Ende des Jahres 1791 beauftragt wurde, die geheime Lokal-Instruktion für den nach der Schweiz ernannten Botschafter Barthelemy aufzusetzen.

Uebrigens ward seine Seele allmälig von traurigen Ahnungen verdüstert. Er mußte sehen, wie Männer, die er verehrte, und welche sich bestrebten, die feierlich beschworene Verfassung in ihrer Würde aufrecht zu erhalten, mit dieser selbst zu Boden getreten wurden, wie alle Ordnung und rechtmäßige Gewalt unterdrückt war, wie in dem Chaos der mit grenzenloser Heftigkeit einander bekämpfenden Partheien

die frechste Anarchie immer mehr die Oberhand gewann, wie tägliche Opfer ihrer steigenden Wuth unter dem Beile des Henkers fielen; wie selbst die Stellvertreter der Nation durch den Einfluß mächtiger Bösewichte in ihrer Mitte, und durch das verwirrte Geschrei eines aufgehetzten, raub- und blutgierigen Pöbels unterjocht, die schändlichsten Handlungen nicht bloß billigten, sondern dieselben sogar wie Triumphe feierten.

Vorzüglich empörte ihn der eckelhafte Pomp, womit die Soldaten des Schweizerregimentes von Chateauvieux, welche ein Jahr zuvor in Nancy gegen ihre Offiziere rebellirt, dieselben mißhandelt und bestohlen und gräßliche Ausschweifungen begangen hatten, die durch das Standrecht der Schweizerregimenter von Vigier und Castella als Meuter und Diebe zur Galeerenstrafe verurtheilt worden waren, nunmehr aus den verdienten Ketten befreit, nach Paris berufen, der Ehre der Sitzung in der Nationalversammlung theilhaftig, in einer lächerlichen Prozession (im April 1792) durch die ganze Stadt zur Schau geführt und auf dem nämlichen Märzfelde, wo sie den Eid geschworen, den sie nachher mit Füßen traten, als Märtyrer der Freiheit verherrlicht wurden.

An diesem Tage flüchtete Schweizer sich wieder in den Garten der Tuilerien und hauchte daselbst seine tiefe Wehmuth und Entrüstung in einer noch vorhandenen Elegie aus. Er heißt darin diese Soldaten von Chateauvieux:

.... „Verworfene, die sonst des Henkers Karren führt,"
welche „Themis, wo ihr Recht noch herrschte,
.... „mit dem Fuß zu Staube trat!

Dann ruft er aus:

„Edle Gallier, am Vaterlandsaltare
„So hoch erhebend jüngst das Schwert,
„Als zum Befreier Zeus ihr stolze Eide schwuret,
„Die aber jetzt mit rohem Stab
„Durch's Joch der Anarchie ein niedrer Schreier treibt,
„Ihr fühlt jetzt, welche Tyranney
„Den Dolch des Römers heischt und Tells gefüllten Köcher.
„Hervor denn, Männer, aus den Reih'n!" u. s. w.

Aber die Männer, welche aus den Reihen traten, waren die Jakobiner, unterstützt von der Hefe des verruchtesten Pöbels und durch die von Marseille herbeigerufenen Mörderhaufen. Ihre Raserei wurde noch gesteigert durch den Andrang fremder Heere, welche von Außen her die Ordnung herstellen und den König wieder in seine Rechte einsetzen sollten und durch die auf den eiteln Geist der Franzosen nicht klug berechnete Proklamation des Herzogs von Braunschweig. Die königliche Macht war bereits zum Schatten herabgewürdigt, und das Komplott, den Monarchen in seinem Palast zu überfallen und ihn mit seiner ganzen Familie zu ermorden, wurde öffentlich besprochen. Kein rechtlicher Mensch war seines Lebens von heut auf Morgen mehr sicher.

Noch immer wandelte Schweizer furchtlos in Paris umher. Er horchte, er beobachtete, er band sogar mit den Marseillanern, die er verabscheute, an, um immer zu erfahren, was vorging, um vielleicht noch irgendwo eine Gräuelthat hindern zu können. Der sanfte gleichmüthige König war früher sein Held nicht gewesen; nun aber bedauerte er diesen unglücklichen Monarchen aufrichtig und war für sein Schicksal besorgt.*)

---

In Schweizers Haus trafen damals nur noch gemäßigte Leute und solche zusammen, die Ludwig XVI. hätten retten mögen. Unter diesen befand sich Terrier de Monciel, der bei dem öftern Ministerwechsel einige Wochen und über den 20. Juni 1792, wo der

*) Auch Magdalene liebte den guten König, und nach seinem Tode wußte sie sich (wahrscheinlich durch Clery, des Königs Kammerdiener, den sie kannte) ein Stückchen von dem Kleide zu verschaffen, in welchem der unglückliche Monarch auf das Blutgerüst geführt worden war. Sie trug dasselbe lange Zeit, in einen Ring gefaßt, am Finger und schenkte es nachher meinem Vater. Ich habe nur ein kleines Fragment davon behalten und mit dem Ueberreste dieser Reliquie verschiedene Personen höchlich erfreut.
D. H.

Pöbel in die Tuilerien eingebrochen, und dem König die rothe Mütze auf das Haupt gesetzt hatte, Minister des Innern war.

Ein anderer Freund des Schweizer'schen Hauses, der Herzog von Liancourt, kommandirte in Rouen, und hatte daselbst den Plan gemacht, die königliche Familie, wo möglich noch vor dem Ausbruch der Jakobinerverschwörung, nach Rouen, nöthigenfalls gar nach England hinüber zu entführen und zu retten. Monciel, mit Liancourt einverstanden, betrieb diese Angelegenheit gegen Ende Juli in Paris. Das Geld wurde dabei nicht gespart; die Partei des Hofes füllte zu diesem Zwecke eine Kasse mit Gold und stellte dieselbe zu Monciel's Verfügung. Bremond, der immer bei Schweizer steckte, um zu erspähen, ob nichts für ihn zu thun und zu gewinnen sei, hatte sich bereits bei Monciel eingeschmeichelt, wie er sich bei gegebenem Anlaß eben so gut an einen Marat oder Collot d'Herbois gehalten hätte; er wurde nun seiner Pfiffigkeit wegen von jenem als Unterhändler gebraucht, und ihm sogar die Kasse anvertraut.

Die Jakobiner, welche überall ihre Spione hatten, bekamen Wind von diesem Plane, und von einer zur Ausführung desselben bestimmten Kasse, ohne jedoch der Sache noch ganz auf der Spur zu sein. Bremond sah sich beobachtet, und mußte alle vier und zwanzig Stunden mit seiner Kasse aus einem Haus in's andere ziehen, weil Niemand ein so gefährliches Depositum unter seinem Dache dulden wollte. Endlich fand er für rathsam, dasselbe bei Schweizer unterzubringen, und dieser, dem gar nicht beifiel, welche Folgen daraus für ihn erwachsen könnten, war gleich bereit, dem Wunsche zu entsprechen. Die Kasse ward bei Nacht und Nebel in Schweizers Wohnung gebracht, in das Comptoir gestellt, als gehöre sie der Handlung, und Bremond kam nun einige Abende hintereinander durch die Dämmerung herbei geschlichen, schloß die verhängnißvolle Kiste auf, worin kleine seidene Beutel mit 10, 15 bis 20 Louis d'ors gefüllt, auf einem Haufen lagen, steckte deren, so viel als er glaubte nöthig zu haben, ein, und begab sich dann in die

Vorstadt St. Antoine, um daselbst die Schreier und Anführer des Pöbels durch Bestechung zu gewinnen.

Allein der König wollte sich lieber aufopfern, als zum zweitenmal die Flucht ergreifen. Diese wäre auch unausführbar gewesen, denn der Plan war vollends entdeckt, und die Urheber desselben stoben auseinander, und flüchteten sich über die Grenzen. Nur Bremond, der die Kasse nicht mitnehmen konnte, und sie doch nicht im Stich lassen wollte, blieb zurück, und zitterte, jeden Augenblick ergriffen und hingerichtet zu werden.

Schweizer, obgleich er Gefahr lief, in diesen Handel mit verwickelt zu werden, hielt den Intriganten über acht Tage in seinem Hause versteckt, bis es ihm gelang, demselben einen Paß, der 30,000 Franken gekostet haben soll, zu verschaffen, womit Bremond entwischte, um sich zum General Dumouriez, an den ihn Schweizer empfohlen hatte, und alsdann von der Armee nach England zu begeben. Die Kasse blieb, noch mehr als zur Hälfte voll, auf dem Comptoir stehen.

Schweizer glaubte sich auf die Treue seiner Dienstboten, die Alles, was vorgefallen, beobachtet hatten, um so eher verlassen zu dürfen, als sie stets von ihm und Magdalene mit der größten Freundschaft und Freigebigkeit waren behandelt worden. Er hatte den Sohn des Haushofmeisters Jahre lang und auf seine Kosten bei Fiesinger im Zeichnen unterrichten lassen und wie ein Vater für seine übrigen Kinder gesorgt.

Eines Morgens aber trat der Kammerdiener in Schweizers Zimmer und sprach:

„Monsieur, vous savez qu'il y a une guillotine, vous savez „aussi quelle caisse M. Bremond a déposé chez vous. Je veus en „avoir ma part, ou de ce pas je vais vous dénoncer.“ Und abgeredetermaßen hatte die Hausmeisterin Finot sich in der nämlichen Minute zu Magdalene begeben, und sie durch die gleiche Erklärung überrascht.

Schweizer und Magdalene sahen sich verrathen, und auf eine Weise bedroht, welche den geringsten Widerstand unmöglich, sogar

verderblich gemacht hätte. Mangin und die Finot wurden in das Comptoir geführt, die Kasse, zu welcher Bremond den Schlüssel zurückgelassen, ward aufgemacht, die Verräther packten des Goldes so viel ein, als sie fortschleppen konnten, verließen auf der Stelle das Haus, verheiratheten sich mit einander, und kauften sich aus dem Raub ein Nationalgut unweit von Paris, wo sie von nun an auf einem von Emigranten verlassenen Schlosse ein bequemes Leben führten.

Dieser verruchten Handlung gedachte die gute Magdalene in ihren hinterlassenen Schriften nur beiläufig mit folgenden Worten:

„Nos deux domestiques ont décampé avec de l'argent confié „après avoir été huit ans à notre service, avec trois enfants, que „nous avons élevé. La femme étoit d'une aimable douceur jusqu'à „l'époque de la révolution, pour lors elle s'est comportée en veritable „furie.“

Den Ueberrest des königlichen Geldes, der noch 5000 Louis d'or betrug, nahm Jeanneret, von Bremond dazu beauftragt, in die Handlung, wo derselbe in kurzer Zeit mit den letzten Geldern der Firma verspekulirt worden ist und wozu auch Jean Claude Picquet mitgeholfen hat.

---

Schweizer wußte mit ganz Paris, welche Gräuelscenen vorbereitet wurden. Das Gewitter, welches immer dunkler und drohender sich über Frankreich's Hauptstadt zusammen geballt hatte, brach endlich am 10. August 1792 aus. Der losgebundene Pöbel, aufgehetzt von seinen strafbaren Führern, verstärkt durch die Kannibalenhorden der Marseillaner, erstürmte den Palast seines Königs, und nöthigte diesen Märtyrer der edelsten Grundsätze, sich den grimmigsten Feinden seiner geheiligten Person, mit seiner ganzen Familie gleich Opferlämmern zu überliefern. Seine Anhänger wurden zerstreut oder ermordet und die Schweizergarde vergoß ihr Heldenblut auf den zertrümmerten Stufen des zusammensinkenden Thrones, unerschütterlich treu bis in den Tod.

Schweizer blieb an diesem fürchterlichen Tage in seiner Wohnung verschlossen. Auch seinem Leben drohte Gefahr, die er nicht gescheut hätte, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, irgend ein Verbrechen zu verhüten. Aber allein, und für den Augenblick abgeschnitten von allen besser gesinnten Menschen, vermochte er nichts, durchaus nichts zu thun, und mußte bei seiner eingeschüchterten Gattin und während die Scheiben seiner Fenster von dem Donner des groben Geschützes klirrten, gefoltert von den schmerzlichsten Gefühlen, den Ausgang dieser schrecklichen Mordscene erwarten.

In der Dämmerung des Abends und wie das Schießen nachließ, vermochte er nicht länger im Hause zu verweilen. Es drängte ihn hinaus, er mußte sich erkennen.

Da trat ein junger Zürcher, J. Konrad Stocker, der, unbewußt was vorging, am Morgen unter die anrückenden Wütheriche gerathen war und sich wie durch ein Wunder aus ihren Klauen gerettet hatte, zu ihm ein. Hastig verkleidete Schweizer diesen und sich selbst in Perückenmacher-Gesellen und unter dieser Maske eilten beide den Tuilerien zu.

Die hellen Flammen der rings um den Pallast in Brand gesteckten Häuser beleuchteten das gräßliche Schauspiel. Schweizer und sein Gefährte drängten sich, über Haufen zerstümmelter Leichen, durch die Massen des teuflisch frohlockenden Volkes. Um nicht verdächtig zu werden, mußten sie „Vive la liberté“ und „à bas les tyrans!“ mit den Verbrechern heulen und ihren schändlichen Thaten Beifall zurufen. So stiegen sie die blutbefleckten Stufen hinan, gelangten bis in die innersten Sääle des Palastes und sahen die königliche Wohnung verheert, geplündert und in eine Mördergrube verwandelt. Fortgerissen von der hin- und herwogenden Menge erreichten sie wieder den Ausgang. Bei jedem Schritt stolperten sie über gefallene Brüder, an deren zerschmetterten Körpern Weiber und Kinder den freveln Muth in eckelhaften Mißhandlungen kühlten. Es waren jene Torsen, die am folgenden Morgen noch zur Schau lagen, unter welchen, von seinen Schülern begleitet,

der berühmte Maler David mit kalter Stirne hin- und herwandelte, sie mit den Füßen umwandte, bis er gefunden, was er suchte und je die schönsten wegtragen ließ, um sie zu akademischen Studien zu benutzen.

Schweizer spähte ringsumher und erblickte im Helldunkel einer Vertiefung, hinter den Gittern eines Kellerhalses, drei Menschen schwebend versteckt. Er trat näher und erkannte an den rothen Uniformen in diesen Unglücklichen unerreicht gebliebene Landsleute. In der Sprache der Heimat, die ihnen hier wie eine Stimme vom Himmel erklingen mußte, versprach er, sie zu retten. Unbeachtet von der trunkenen Menge boten er und sein wackerer Gefährte den zitternden Gardisten die Hände, hoben sie heraus, halfen sie schnell entkleiden und führten sie durch Umwege in Schweizers Wohnung. Hier wurden sie mit Speise und Trank erquickt und auf den Heuschober versteckt.

Kein Schlaf senkte sich auf Schweizers brennende Augen. Ergrimmt über den Schimpf, der seinem Vaterlande widerfahren, durchwachte er die Nacht unter tausend Gedanken der Rache. Mit grauendem Morgen lief er zu einem andern Landsmann, H. Heinrich Meister, von Zürich, der als Gelehrter zu Paris in gewichtigem Ansehen stand und forderte diesen dringend auf, mit ihm vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung zu treten und im Namen der gesammten Eidgenossenschaft die französische Nation anzuklagen, für den Mord der Schweizergarde Genugthuung und zugleich die Auslieferung der Verschontgebliebenen zu verlangen.

H. Meister, ebenso empört wie Schweizer, doch kühleren Blutes die Folgen fruchtloser Blosstellung berechnend, ermahnte ihn, von solchem Vorhaben abzustehen. Er bewies ihm, wie er durch ein solches Wagstück sein eigenes Leben aufopfern würde, vermittelst dessen Erhaltung ihm vielleicht noch gelingen könnte, dasjenige gefangener Landsleute zu retten. Er anerbot sich, einen reichen und wackern Marseillaner, Namens Audibert, aufzusuchen und diesen, der früher in seiner Vaterstadt viel gutes gethan und daher noch einigen Einfluß auf seine tobenden, nach Paris gezogenen Mitbürger haben könnte, aufzufordern, sich als

Vermittler für die Rettung der überall verfolgten Gardisten zu verwenden. Durch dieses Anerbieten wurde Schweizer einigermaßen beruhigt. H. Meister führte seinen edlen Vorsatz auf der Stelle und mit gutem Erfolg aus. Audibert ließ sich zu der schwierigen und gefährlichen Unterhandlung bereden, sie verzog sich aber mehrere Tage.

Wie dieselbe endlich zum Abschluß kommen sollte, wanderte Schweizer kühnen Schrittes nach der Barfüßer-Kaserne, die Raubhöhle der Marseillaner, wo eine kleine Abtheilung Schweizergardisten, die den Tod nicht gefunden, bewacht wurden.

Dort lagen die Leichen der Kannibalen, die als Opfer eigner Wuth vor den Schweizern gefallen, noch in Särgen zur Schau ausgestellt, umgeben von ihren bluttriefenden Spießgesellen, die unter fürchterlichen Verwünschungen den verdienten Tod ihrer Brüder zu rächen schwuren. Und Angesichts dieser scheußlichen Gestalten wagte es der hochherzige Schweizer, im Namen der Menschlichkeit, die solchen Banditen fremd war, das Leben seiner übrig gebliebenen Landsleute als eine Gnade zu erbetteln.

Es läßt sich kaum begreifen, wie Schweizer hier nicht ermordet wurde. Seine Beredsamkeit mußte hinreißend gewesen sein. Die Wuth der Horde legte sich, und Schweizer hatte das beseeligende Gefühl, viele von seinen hier gefangenen Landsleuten zu befreien. Er selbst zog über diese schönste Handlung seines Lebens einen bescheidenen Schleier, allein sie ist durch Zeugen erwiesen. Wie groß die Zahl der Geretteten war, ist unbekannt. Einige derselben, nebst denjenigen, welche er bereits in seinem Hause versteckt hatte, wußte er, in Troßgesellen verkleidet, mit einem nach der Armee abgehenden Transport Pferde, glücklich aus Paris wegzubringen, sowie er Bremond unter der nämlichen Verkleidung gerettet hatte; Andere reisten unter geborgten Namen mit Post aus Frankreich, wie z. B. der Baron Hch. Salis und ein H. de Lüze von Neuenburg, die im ersten Augenblicke eine andere Zuflucht gefunden, welchen er aber nun durch den schwedischen Gesandten zu Pässen verhalf. Es können heut zu Tage noch welche von ihnen leben, und der Ein-

weihung des kolossalen Denkmals, das den Schweizerhelden des zehnten Augusts in Luzern errichtet worden, beigewohnt haben, ohne nur zu wissen, wem sie den Dank für ihre Erhaltung schuldig sind.

Mag auch Schweizer, im Taumel schwärmerischer Freiheitsgefühle, mitunter die Grenzen der Schicklichkeit überschritten, früher und später Mißbilligung unüberlegter Reden oder Handlungen von seinen Landsleuten verdient haben; — wer in so verhängnißvollem Augenblick und mit offenbarer Gefahr des eigenen Lebens, solchen Muthes, solch' erhabener Aufopferung fähig war, der ist und bleibt ein edler Mensch!

---

Aufgeregt in seinem Innersten und hastig hin- und herlaufend, um sich für die noch lebenden Gardisten zu verwenden, war Schweizer, dessen zartes Nervengewebe solche vereinte Anstrengung des Geistes und Körpers selten aushielt, gegen Ende August krank geworden und mußte über die stürmischen Mordtage des Septembers sogar das Bett hüten. Es war dieses für ihn eine wohlthätige Krankheit, denn höchst wahrscheinlich wäre auch er, wenn er sich länger für seine unglücklichen Landsleute, deren noch viele in der Abtei gefangen waren, hätte beschäftigen können, verdächtig geworden und wer damals verdächtig war, der wurde auch ohne Gnade hingerichtet.

Am 20. August hatte er an meinen Vater geschrieben, um von sich und Magdalene wenigstens ein Lebenszeichen zu geben. In diesem Briefe heißt es:

„Nous sommes malheureux de bien plus que vous ne pensez, „mais aussi avons nous appris à souffrir, et notre courage est aussi peu „à bout que nos tourments le sont. Votre niéce est un ange de „bonté et de mépris de ces horreurs là, mais justement ce mépris „est un grand tourment pour elle, et plus que la mort, le pillage „et les autres maux dont on nous ménace. Ce qui me deséspère „moi, c'est le sort qui attend nos malheureux officiers captifs, que „l'assemblée nationale et l'éspèce d'honnêtes gens qu'il y a encore,

„veulent sauver, mais dont le peuple, ce seul maître du jour, „demande la tête avec la fureur la plus inhumaine et des menaces „qui éffrayent ces heros mêmes. Je n'ai rien écrit à Zurich, mais „j'ai agi ici, mes compatriotes peuvent me rendre ce témoignage. „Je vous quitte pour aller encore négocier avec leurs assasins „mêmes les Marseillois, qui sont devenus leurs juges, dénonciateurs „et témoins. Les ambassadeurs étrangers qui sont encore ici, n'ont „osé faire aucune reclamation en leur faveur u. s. w."

Schweizer hatte nämlich nur diejenigen retten können, welche in die Mördergrube der Marseillaner gebracht worden waren; über das Schicksal derjenigen, welche in andern Gefängnissen verwahrt und dann septembrisirt wurden, vermochte sein menschenfreundlicher Eifer sich, aller seiner Bemühungen ungeachtet, nicht auszudehnen.

Es ist auch noch ein Brief vorhanden, den Magdalene am 12. September (1792) nach Zürich an H. Füßli schrieb, der viele Jahre als Künstler in Paris zugebracht, bei steigender Gefahr sich aber noch vor dem 10. August nach der Schweiz begeben hatte. Dieser Brief mit seinen Schreibfehlern, (da Magdalene bereits die deutsche Sprache fast vergessen hatte) und in seinen Uebergängen von fürchterlichen und traurigen zu komischen Schilderungen, ist so eigenthümlich, daß derselbe hier buchstäblich eingerückt zu werden verdient.

„Man sagt ds. keine Briefe sicher abgehen, ich sparte ds schreiben „auf die abreise hr. Rahn u. Stocker, aber diese lieben Compatrioten „musten blizschnel fon der reisegelegenheit profitiren, u. ach wie „gut thaten sie, dies höllenort zu ferlassen, u. wie freue ich mich „sie bester herr fuessli in der lieben Schweiz zu wissen, obschon „ich alles an meinen compatrioten ferliehr. Alle erlichen leute „gehen weg, nur wir sind gefeselt. Ich wünschte ds. des Volkes wuth „über mich gienge, das Leben ist quälend. Ach, ws wir alles „leiden! Sie, bester herr füsli, haben zum Glück noch nichts erfahren, „zu Ihrer Zeit gieng noch alles mässig zu, und ach wie fiel musten „Ihre und meine freunde leiden: ihr namen darf ich nicht wagen

„auszusprechen (es war die Familie Terrier de Monciel gemeint), „aber Sie wissen wol ds. es meine liebste u. einzige freundinn hier „ist; sie und ihr brafer mann sind ferborgen, oder jez gar ausem „Land. Sie schrieb mir, aber sagte mir nicht woh sie ist. Ihre „Relligion und tugend unterstützt sie. Ich gehe zuweilen zu ihren „ferwandten, aber im ferborgenen, dan unsre Schritt sind abgemessen. „Was ich for unsere unglücklichen Schweizeren leide ist nicht zu „beschreiben; ich wahr an einem tag so rassend, meldete mich bei „einem folksfreund, um mein Leben for die retung der Schweizern „anzubieten. Seit der Schweizeren fal ist meine Seele ganz zerütet. „Ich hof ds die Schweiz die sache nicht so liegen lest. Ich schäme „mich hier Weib zu sein! Grausamkeiten und schand-thaten thun „si jezt ganz ofentlich. Ein Weib hat in 30 männer umgebracht, „und unaustrückliche schandthaten mit den Körperen getrieben. „Unser ehmaliger Jokey ist Brigant geworden, er sagte mir ins „Gesicht ds. er gern uns tödete. Er und seine 3 brüder die ich „alle aufgenommen um zu bekehren, sind alle (bis der kleine den „ich noch hab) Brigand geworden. Bald hab ich niemand ehrlicher „mehr um mich. Das merkwürdigste ist wie seit den mordtagen „die menschen sich verbössert haben! Jedes kind lacht, hüpft und „freut sich todtenköpfe zu sehen od. selbst im triumph in der Stadt „herum zu tragen. Ha, Dieu, quelle génération que celle d'aujourdhui! „O, herr füsli, ich kann mich nicht an diese grausamkeiten gewönnen, „ferlacht werd ich ab meiner empfintlichkeit. Jezt da mein guter „mann krank im bet, hab ich gar niemand mehr, der antheil an „meinem Leiden nimt, ich ferberg so viel möglich meine Leiden „vor ihm. Ich mangle gewiss nicht muth, ich hab beweise dafon „gegeben, aber sobald ich nimer beweine die atrociteten, so würde „ich wie andere gleichgültig darüber. Ha, Dieu me préserve d'une „pareille insensibilité! J'aimerai mieux souffrir tout ce qu'il y a à „souffrir, et j'en aurai encore beaucoup, car on nous prépare à des „événemens affreux! Ich denck sie nimer in paris zu sehen, dieser

„ort ist ferlohren für die Künste auf lange hin. Fiesinger reist „auch weg weil er nichts mehr zu thun hat. Dank Ihnen, bester „herr füsli ds sie so treu der babette aufsuchen; ich liebe das „Geschöpf immer und ewig. Grüsen Sie mir was grüzbahr ist, „und machen zuweilen das fergnügen meiner lieben Tanté, ein „gläsli mallaga od. was läckerhaftes dieser art auf meine armsellige „existenz zu trinken. Beim empfang Ihres niedlichen briefes lachte „ich noch ab Ihrer munteren erfreuenden Schreibart, Sie wissen, „ds. sobald die Sonne mich anstralt, ich gleich aufgeweckt, auch „noch jez, wann ich tag und nacht au deséspoir, und nur eine „erliche treue Seele mir erscheint, so lach ich und mein herz. So „auch die Königin mit ihren 4 hemder 4 par strumpf, nur ein kleid; „darf nicht leise, keine andere sprache als französisch mit dem „Konig sprechen. Doch lacht si wan ihr abwärter zu ihr sagt: „j'avions besoin d'aller p. . . . r, pendant ce tems là vous ne parlerez „pas à votre mari. Dieser abwärter soll ein sansculotte sein, et il „ne se gêne pas de v. . . . r devant la reine. Mein mann grüst „tausendmahl sie, und ich bin mit ausgezeichneter achtung ihre ergebene

Madelene.

Auch ohne Unterschrift und wenn ich denselben in einem andern Welttheil hätte vorlesen hören, würde ich in diesem Briefe Magdalene auf der Stelle erkannt haben. So kindlich nachlässig und komisch gutmüthig schrieb und sprach sie immer.

Bei Schweizers Herstellung gab es in Frankreich keine königliche Gewalt mehr, und die Republik war inzwischen proklamirt worden.

Sonderbarer Wankelmuth des menschlichen Sinnes! Der nämliche Mann, der wenige Wochen zuvor mit Entsetzen und Abscheu gegen das Volk erfüllt war, als es den Palast seines Königs gestürmt und dessen edle Vertheidiger ermordet hatte, welcher in der ersten Aufwallung des Schmerzes die gesammte Eidgenossenschaft zur Nationalrache hätte auffordern mögen, dieser nämliche Mann wurde nun durch den Drang der Verhältnisse umgestimmt; nicht aus Furcht vor Gefahren, solche

kleine Rücksichten waren ihm fremd, sondern durch gesteigerte philosophisch-politische Ansichten, über welchen er wieder vergaß, wie viel Blut der Name Republik gekostet hatte und noch kosten würde und die er glaubte vertheidigen zu können, als seine Freunde in Zürich hofften, ihn endlich von Paris fortzubringen und ihn gefragt hatten, ob er denn auch jetzt noch den Unfug der Franzosen billige.

In einer poetischen Epistel, „der Schweizermord in Paris", welche er am 24. Oktober 1792 an seinen Freund (Casp. Schinz) geschrieben und später, jedoch im nämlichen Sinne umgearbeitet hat, spricht er sich darüber unverholen aus, und meint:

„Daß allort, wo das grause Menschenthier,
„Auf grüner Erde weidet, es zur Jagd
„Auf seines Gleichen lüstern sei."
es gäbe ..... „kein Volk
„Wenn noch so lang gewöhnt an Zucht und Milde
„Dem Bruderhaß, wie eine Pest, nicht etwa
„Sein böser Dämon bringe."

und glaubt damit jene Gräuel nicht entschuldigen zu wollen, dieselben aber gewissermaßen als unzertrennlich von großen Weltbegebenheiten erörtert zu haben. Er hält solche Krisen für unausweichlich, wie Hochgewitter an schwülen Sommertagen, und verzweifelt nicht an der Möglichkeit, noch Alles gut werden zu sehen. Er warnet in dieser Epistel das Vaterland vor unüberlegten Schritten, zumahl vor dem Gelust, sich der Koalition beizugesellen, um das Schicksal der Schweizergarde zu rächen.

„Eine Frucht, sie reift im freyen Land,
„Besonnenheit! Sie bringt in's Auge Licht,
„Und zeigt uns, daß der neue Kreuzzug nicht
„Dem großen Grabe unsrer Todten gilt."

Ja, er geht noch weiter und meint sogar, die Schweiz selbst müsse, gerade jetzt wo der Zeitpunkt gebieterisch sei, nicht nur die Entwicklung der neuen Grundsätze in Frankreich nicht hindern wollen, sondern sogar

ihre eigne Verfassung im Geiste der Zeit verändern und verbessern und läßt (in der neuen Umarbeitung) die Manen der Väter den heutigen Eidgenossen zurufen:

„Der Weisheit Baum bringt neue Frucht zu neuer Zeit,
„Wir ehrten unsere Väter nicht wie ihr
„Uns ehren wollt und tauschten ohne Schreck,
„So wie Helvetiens Wildniß heller ward,
„(Dankt ihr's uns nicht) Altäre und Gesetz!
„So thut auch ihr! Treibt keine Heuchelei,
„Und hängt dem edlen Vaterlande nicht,
„Zum Staatstalare seine Windeln um!"

So wurde Schweizer irre geleitet, zunächst durch seine eigne Phantasie, die immer nur goldene Berge und in jeder glänzenden Wolke eine Gottheit erblickte, dann aber höchst wahrscheinlich auch noch durch eifrige Bearbeitung von Seite derjenigen Männer des Tages, die zwar die Schweiz um so weniger fürchteten, als sie ganz Europa zu trotzen gedachten, jedoch, bevor sie hinlänglich gerüstet waren, die Zahl ihrer Feinde nicht noch vermehren wollten, und welche den leicht entzündbaren Schwärmer für den Mann halten mochten, der ihre Sache in der Schweiz beschönigen und dort einstweilen die aufgebrachten Gemüther zur Ruhe verweisen könnte.

---

Mit Anfang der Schreckenszeit wurden Schweizer und Jeanneret ihres Münzrechtes zu Marseille und ihres ganzen dort noch befindlichen Materials auf einmal und ohne die geringste Entschädigung beraubt. Die Schuldner des Hauses zahlten entweder gar nicht mehr, oder in Assignaten, deren eingebildeter Werth von Woche zu Woche immer tiefer sank. Alle Fonds der Handlung waren verspielt, verschleudert, gestohlen, untergegangen; es blieb nichts mehr übrig, was noch dazu hätte dienen können, die Geschäfte fortzuführen. Hiermit wurde Schweizers unglückliche Handelsgesellschaft mit Jeanneret, zuerst durch

ein feindseliges Schicksal und dann auch noch durch eine förmliche Akte unter beiden aufgelöst.

Bei dieser Gelegenheit zeigte Schweizer sich wieder so schwach und so großmüthig wie immer. Die Handlungsbücher, Schriften und Briefe, welche Jeanneret's tolle Wagnisse hätten beleuchten und ihm gerechte Vorwürfe zuziehen können, alle diese Aktenstücke wurden diesem als unbedingtes Eigenthum überlassen, womit er nach Belieben schalten und walten, dieselben nach Gutfinden sogar vernichten konnte. Von allen ausstehenden Forderungen behielt Schweizer für eigne Rechnung nur eine einzige höchst ungewisse von vermeinten 70,000 Franken auf St. Didier, der außer Landes war und welche von einem Geschäft mit dem Abbée d'Espagnac herrührte und übernahm dagegen die Verpflichtung, mehrere Gläubiger, zumal auch den Malteserritter de Witry zu befriedigen, im Fall dieser sich jemals wieder zeigen sollte. Und endlich erhielt er von Jeanneret, der ihm sein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, bloß für eine demselben aus seiner Privatkasse früher vorgestreckte Summe von 50,000 Franken, unterm 10. April 1793 eine förmliche Schuldverschreibung durch einen Notar, Kraft welcher Jeanneret versprach, diese Summe jährlich mit fünf von hundert zu verzinsen, wovon aber Schweizer in seinem Leben keinen Heller gesehen hat. Diese Schuld muß wohl mehr als rechtmäßig gewesen sein, da Schweizer sich eine solche Verschreibung dafür ausstellen ließ, welche später wieder in Anregung kommen wird.

Er hatte bereits seine Zuflucht zu den in Zürich niedergelegten 35,000 Gulden, in so weit dieses Kapital nicht verpfändet war, genommen und dasselbe war schon auf 28,000 Gulden herabgeschmolzen. Er fing nun an, seine Gemälde und Antiken zu verkaufen, und trieb zugleich eine Art von Handel mit andern Kunstsachen und Büchern, die von Emigranten zurückgelassen und durch die Revolution in Umlauf gesetzt worden waren. Da aber ausländische Spekulanten den Zeitpunkt wahrnahmen, mit baarem Geld nach Paris kamen und die seltensten Bilder für unbedeutende Summen in klingender Münze wegkauften,

so konnte Schweizer, der zu keiner Art von Handel geeignet und auch kein wirklicher Kenner war, mit seinen Assignaten wenig ausrichten, und büßte sogar noch eine kostbare Sammlung von Gemälden und ein Magazin von Büchern ein, die er glaubte rechtmäßig erworben zu haben und welche ihm unter Robespierres fürchterlicher Regierung wieder abgenommen wurden. Der Kassier Sonthonas, den er nicht los werden konnte, lag ihm noch immer auf dem Nacken; Jeanneret wohnte noch mit im Hause und beide zehrten von Schweizer's letzten Brosamen, in jenem Zeitpunkt, wo Mangel und Noth in Paris täglich fühlbarer wurden.

Und dennoch verlor er keinen Augenblick den Muth und wollte es immer noch mit dem Schicksal aufnehmen! Zuweilen wurde er verfolgt und z. B. nach Dumouriez Emigration seine Wohnung durch die Polizei auf das genaueste durchstöbert, indem er eines Einverständnisses mit dem General verdächtig war; er konnte auch damals nur mit Noth peinlicher Verhaftung entgehen. Bei einer andern „visite domiciliaire“ sollte Magdalenes vorgefundenes hessisches Familienwappen, wegen der darauf befindlichen Lilie, zum Vorwand einer Anklage dienen, was aber auch wieder beseitigt wurde. Es gelang ihm gewöhnlich, sich bei den Machthabern des Tages wieder emporzuarbeiten und einigen Einfluß zu gewinnen, den er immer wieder zum Guten anzuwenden trachtete. In seinem Eifer schrieb er an meinen Vater, und anerbot ihm Empfehlungen an alle französischen Generale für mich, im Falle ich in holländischen Diensten, wo ich mich damals befand, und wie der Krieg ausgebrochen war, in Gefangenschaft gerathen sollte. Er war überall thätig und drängte sich durch alle Hindernisse fort. Er fand sogar noch öfters Zeit, Verse zu machen, da seine Gedanken bei jeder Spannung sich gewöhnlich in Jamben ergossen.

Wenn man sich wundert, daß Schweizer bei öftern Anklagen, die gegen ihn stattfanden, dennoch nie verhaftet und wie tausend andere Unschuldige auf das Mordgerüst geschleppt wurde, so läßt sich diese

Sicherheit nicht anders als mit den Worten erklären, welche von seinem Freunde, dem Grafen von Schlabberndorf gesagt worden sind: „Sein „ganzes Wesen und Betragen zeigte gleich den Mann, der offen und „gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, „nichts auf Nebenwegen herbeizuführen versucht, der keinerlei Ein„flüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine „Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten „Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die „Polizei, die mit dringenderen Sachen beschäftigt war, ließ ihn in „Ruhe." (V. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.)

Magdalene, die im Glücke niedergeschlagen und unthätig gewesen und im gewöhnlichen Leben ihren Hang zu lässiger Bequemlichkeit nie zu überwinden vermochte, entwickelte jetzt eine Kraft der Seele, die sie bis zum Heldenmuth begeisterte. Sie, ein zartes, schwaches Weib, die sich sonst selten von ihren weichen Polstern erhob, lief nun zu Fuß durch die kothigen Straßen von Paris, besuchte, tröstete, ermuthigte ihre verfolgten Freunde, drang selbst bis in die Gefängnisse und arbeitete an der Befreiung unschuldig Verhafteter. Sie wußte, daß ihr ungewöhnliches Erwachen und Treiben in Zürich bekannt und hier mißbilligend besprochen wurde. Allein sie setzte sich über alle Deutungen hinweg und folgte dem Trieb ihrer edlen Seele, die einen freien und hohen Aufschwung genommen hatte. Unterm 20. September 1793 schrieb sie an meinen Vater, der sie bereden wollte, über diese gefährliche Zeit sich bei ihm in Zürich aufzuhalten; „Man ist schreklich stürmisch diese „Woche. Ich weiss nicht was bald aus Allem wird. Wie es Gott „will, muss ich es auch wollen. Mein Mann und ich haben viel zu „laufen, vor Bekannte aus dem Gefängniss zu retten, aber ach, es „geschieht vieles umsonst: Dans ce moment cy arrive ce qui voudra, „je désire seulement que personne ne fasse pour moi ce que je „fais pour les autres. Je ne veux avoir d'obligations à personne, „hormis à quelques amis. Je répète à l'univers entier que je sais „souffrir et je souffre bien plus qu'on ne s'imagine."

„Ach, wenn ich nur die Monciel retten kann. Aujourd'hui „on a decrété aller Emigranten Weiber in den Kerker. Ce matin „la cuisinière de Hettlinger*) vint fondre en larmes, disant que son „maitre vient d'être emprisonné. Il est malade et mourant. Elle „me conjure de courir pour elle, afin d'obtenir la permission d'aller „le soigner. Escher de Glattfelden*) m'a écrit de sa prison pour „me demander de l'argent, mais je ne donnerai rien à ce scélérat; „on n'a déja pas assez de jambes et d'intelligence pour suffire aux „secours des innocents." Dann klagt sie über das Geklatsch, dessen Gegenstand sie in Zürich sei und wie Offiziere des abgedankten Regimentes Steiner erst üble Gerüchte über Schweizer ausgestreut und ihm nun wieder geschmeichelt hätten, „parcequ'il leur a été de quelque utilité. „Ils ne devroient pas accepter des services d'un homme dont ils „pensent mal. J'aurai de la peine de m'habituer à ces petitesses; „j'aime mieux souffrir martire au milieu des grands caractères. A „Zurich on m'enfermeroit, car je dirais tout ce que ma conscience „me dicteroit; depuis le bourgmaître jusqu'au dernier crocheteur „ils entendroient des vérités bien dures. Babette ne feroit que des „satires, avec son crayon elle ecraseroit toutes les commères! — — „Man hat hier eine ganze Familie hingerichtet, darunter ein Mädchen „von achtzehn Jahren, schön wie der Tag. Et cette fille auroit pu „se sauver par son innocence, mais sa grande vertu la fit préférer „de mourir, et elle mourut pour son amie, ce qui n'a été sçu qu'apres „sa mort. Des traits de cette nature électrisent!" Und dergleichen mehr.

---

*) Ueber Hettlinger's (des Direktors der Porzellanfabrik zu Sèvres) merkwürdige Schicksale und die liederliche Carrière des hier ebenfalls genannten Escher's (Sohn eines Pfarrers Escher zu Glattfelden), der endlich von einem Landjäger, gegen den er sich zur Wehre setzte, erschossen ward, gibt Heß interessante Notizen, die hier indeß wegen Mangel an Raum wegbleiben müssen. Zudem ist mir von zuverlässigster Seite ein Zweifel an der Richtigkeit mehrerer hier erwähnten, nicht gerade rühmlicher Erlebnisse Hettlinger's geäußert worden. P.

In ihrem heiligen Eifer fiel ihr sogar ein, an Robespierre, den sie verabscheute, zu schreiben. Sie, die sonst lieber gestorben wäre, als daß sie die Aufrichtigkeit ihres Gemüthes je verläugnet hätte, kitzelte nun mit einigen hochtönenden Phrasen die bekannte Eitelkeit des Tyrannen, um in der Folge sich an ihn wenden und seinen Tigerklauen unschuldige Opfer entreißen zu können. Ihr Versuch gelang. Der fürchterliche Mann übersandte ihr durch einen seiner Spießgesellen die rothe Mütze als ein Unterpfand seiner Huld und ließ sie seines mächtigen Schutzes versichern. Diesen benutzte sie mit kluger Vorsicht zu wohlthätigen Zwecken, wußte sich Pässe für Verfolgte zu erbetteln oder zu erkaufen und hat vielen Freunden und Bekannten, unter Andern auch dem Chevalier de Pougens, aus der Klemme geholfen. Da sie aber, bei so eifriger und edler Thätigkeit, sich dennoch nie ganz sicher glaubte und im Fall einer Anklage mit Würde enden wollte, begab sie sich einst in tiefer nächtlicher Stille, von einer einzigen Magd begleitet, auf den Grèveplatz und zählte die Stufen der Guillotine, um nicht zu wanken, wenn sie einmal das Blutgerüst besteigen und ihr Leben auf demselben beschließen sollte.

---

Gegen Ende des Jahres 1793 standen alle größern nnd kleinern Völker Europas unter den Waffen; die einen bereits mit der französischen Republik im Kriege, die andern auf dem Punkte, loszuschlagen. Nur die schweizerische Eidgenossenschaft allein blieb ihrem Staatsgrundsatz, sich nicht in fremde Händel zu mischen, getreu und verhielt sich, zumal auch im Gefühl ihrer Schwäche, neutral und leidend.

Diese Neutralität kam den französischen Machthabern wohl zu statten und wenn sie auch damals schon ganz Europa trotzten, und eine Sprache führten, wie solche zuvor in diplomatischen Verhandlungen nie gehört worden, so beobachteten sie doch gegen die Eidgenossen eine Art von Schonung, die hinlänglich zeigte, welchen Werth sie darauf setzten,

durch den Begriff der Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, von dieser Seite wenigstens vor Angriffen größerer Mächte geschützt zu sein.

Inzwischen war ihnen aber durch ihre überall verbreiteten Kundschafter bekannt, wie Europa's Höfe die Eidgenossenschaft mit in ihre Verbindung gegen Frankreich hineinzuziehen bemüht waren, welche Erbitterung über den Mord der Schweizergarde in vielen Gegenden herrschte und wie die Regierungen aller aristokratischen Kantone, mit mehr oder minder Oeffentlichkeit, ihren Abscheu gegen die französische Revolution und gegen die Hinrichtung Ludwig XVI. ausgesprochen hatten. Sie wußten, wie in Graubünden, an der wichtigen Grenze gegen Italien, eine einflußreiche Parthei ihnen entgegen und östreichischer Einwirkung bereitwillig stand. Durch den Vorschub derselben war Semonville angehalten und ausgeliefert worden. Sie wußten aber auch, daß daselbst die mit jener gespannte sogenannte Parthei des Volkes nur auf Winke und Unterstützung von Außen harrete, um die östreichisch gesinnte thatsächlich anzugreifen und zu verdrängen und wie überhaupt in der ganzen Schweiz die Meinungen in diesem Zeitpunkt und über eine Sache getheilt waren, deren Natur keine Partheilosigkeit zuließ, und wo die Einen, je nach ihren Verhältnissen oder Leidenschaften, die französischen Grundsätze eben so eifrig vertheidigten, als Andere dieselben in die tiefste Hölle verwünschten.

Bei so bewandten Umständen fand der Wohlfahrtsausschuß (comité de salut public) für rathsam, einen vertrauten Mann nach der Schweiz zu senden, welcher, mit außerordentlichen Vollmachten versehen und unabhängig von dem daselbst anerkannten Botschafter Barthelemy, den öffentlichen Geist beobachten, nach Maßgabe der Gelegenheit unterhandeln, die Regierungen in den Grundsätzen der Neutralität bestärken, das Volk zu Gunsten der Franzosen stimmen, vorzüglich aber den gefürchteten Einfluß beseitigen sollte, welchen die von dem Minister Ulisses von Salis angeführte Parthei in Graubünden ausübte. Und der Mann, der zu solchen Zwecken ausgewählt und mit dieser Mission beauftragt wurde, als Barthelemy nach der Schweiz gesandt ward,

dieser Mann, der eigentlich zum Werkzeug der revolutionären Propaganda dienen sollte, war Schweizer.

In wie fern vorläufig über diesen Gegenstand berathen worden; ob er vielleicht die Gelegenheit benutzen wollte, jener Parthei in Graubünden, welche ihm bei Bansis Vertheidigung so wenig Achtung bezeigt hatte, nunmehr seine Wichtigkeit fühlbar zu machen; ob er sich selbst zu dieser Mission angeboten, oder aber, in der Ueberzeugung, er müsse sich damit befassen, wenn er, der durch so mannigfaltige Verhältnisse noch an Frankreich gefesselt war, diese durch Ablehnung nicht gefährden wolle, oder gar wegen ökonomischer Bedrängniß sich willig finden ließ, würde schwerlich genau zu entscheiden sein. Genug, er übernahm diesen schwierigen Auftrag, wahrscheinlich ohne noch genau einzusehen, wie sehr er sich dadurch in seinem Vaterlande verfänglich machen würde.

Er ließ seine Ankunft durch Magdalene meinem Vater vorläufig ankünden und schrieb ihm dann selbst noch unterwegs folgenden merkwürdigen Brief, der mit dem Wappen der französischen Republik versiegelt war. „Mr. J'ay eu l'honneur de vous écrire depuis Paris „par la main de votre niéce, que je viendrai en Suisse chargé d'une „mission du gouvernement françois. Permettez que j'ajoute d'ici „l'observation suivante: Que je ne viens point autrement à Zurich, „que pour y passer, mais que ma destination est pour une contrée „lointaine, ou l'ambassadeur ne peut point se porter en personne, „et ou il est nécessaire d'avoir et pour la langue et d'autres rapports „un homme national. Je vous demande la graçe de vous expliquer „ainsi envers les personnes qui pourroient vous parler de ma „mission, car j'oserai toujours être confiant avec vous; quoique „j'ose traiter toute chose qu'il me plaira et demander „ou je veus, il me convient et il est de décence même que je „menage l'amour-propre raisonnable de Mr. Barthelemy que j'aime „et que j'honore. J'écris une pareille lettre à mon ami Mr. S. et „quelque chose de semblable aussi à Diggelmann."

„Si vous avez quelque chose à me dire qu'il soit nécessaire „que je sache avant mon arrivée ayez la bonté de m'écrire sous le „couvert de Mr. Barthelemy chez lequel je me rendrai vers la fin „de la semaine.“

„Je suis accompagné de mon ami Jeanneret. Je suis etc.“

Vaumarcus, 30 Novb. 1793.

Schweizer.

„Je ne prendrai que le titre modeste d'agent.“

Jeanneret benutzte wahrscheinlich die gute Gelegenheit, auf Unkosten der französischen Regierung nach der Schweiz zu reisen, woselbst er Geschäfte haben mochte, vielleicht bei seinen Anverwandten gut Wetter zu machen hatte und begleitete also seinen Freund, blieb aber in Vaumarcus zurück.

Es ist noch ein Tagebuch vorhanden, dessen Anfang einen tiefen Blick in Schweizers Seele gestattet. Es heißt daselbst:

Nangis, den 22. November 1793.

„Mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Haupt entfuhren Freund „Jeanneret und ich dem waffenvollen Paris. Vorn auf unser's Wagen's „Himmel wehte ein dreifarbiger Wimpel. Welch' Spiel des Zufall's „ist der Menschen Schicksal, oder vielmehr wie lohnt sich oft spät „Beharrlichkeit in reinem Eifer und Redlichkeit: denn mir, welchem „als Zürichs sorgenvollstem Bürger nicht ein Platz „(ohne Niedrigkeit) im Kreise der Väter werden konnte, „dessen Pedanten lächelten und Aristokraten spotteten; mir ist nun die „Ehre geworden, für der Republiken größte eine Thätigkeit ohne „Zwang ekler Formen zu verwenden und Pläne zu versuchen, wie ich „mir sie am schönsten unter meiner Reblaube am Hirschengraben dachte, „wenn die Rathsglocke nur für steife Kragen baumelte „und mein treuer Bürgersinn Schwärmerei hieß.“

Der gute Schweizer meinte wirklich Großes bewirken zu können, allein er hatte sich auch hier wieder getäuscht.

Seine Ankunft und die Zwecke seiner Sendung waren so schnell bekannt geworden und es entstand darüber eine solche Spannung, daß der englische Gesandte, Lord Fitzgerald, von Bern aus nach Zürich, als den Vorort, eine heftige Note schrieb, um die Regierung vor den Umtrieben eines neuen Agenten der Jakobiner zu warnen und worin er die Hoffnung aussprach, die wackern Schweizer würden sich doch nicht mit einem Banditenvolke, wie die Franzosen, in freundschaftliche Verhältnisse einlassen wollen.

Der Gesandte Barthelemy, dessen „amour-propre raisonnable" wahrscheinlich durch den Umstand verletzt worden war, daß neben ihm ein anderer und außerordentlicher Botschafter mit wichtigen Aufträgen erscheinen sollte, der vielleicht seine eignen Verhandlungen untersuchen, bekritteln, sogar durchkreuzen könnte, war nicht besonders günstig für Schweizer gestimmt, und nannte denselben scherzweise nur „son Excellence Mr. Schweizer."

Der alte ehrwürdige Schultheiß Steiger von Bern, ein ebenso feiner als kräftiger Staatsmann, der die Franzosen verabscheute, dagegen dem System des englischen Kabinets mit Leib und Seele zugethan war und bei welchem Schweizer zuerst anklopfte, empfieng ihn wie einen Knaben, bezeugte ihm seine Verwunderung, daß er, als ein Eidgenosse, sich zum Werkzeug einer fremden Faktion gegen die Ruhe der Schweiz gebrauchen lasse und lehnte alle seine Anträge so beharrlich und mit so bittern Bemerkungen ab, daß Schweizer statt zu unterhandeln, sich nur vertheidigen und darthun mußte, wie er, in Folge seines langen Aufenthaltes in Frankreich und des daselbst genossenen Schutzes, seinen Auftrag um so weniger habe ablehnen dürfen, als derselbe in den Händen eines minder aufrichtigen Vaterlandsfreundes der Schweiz hätte gefährlich werden können und durch die ruhigen aber unerschütterlichen Einwendungen des Schultheißen so stark in die Enge getrieben wurde, daß er am Ende bald genöthigt worden wäre, die geheimen und unumschränkten Vollmachten, mit welchen er für den Nothfall versehen

war, zu entfalten, um nur nicht als ein untergeordneter und zweideutiger Ränkeschmied verächtlich fortgeschickt zu werden.

Wenn er in Bern so wenig auszurichten vermochte, so wurde er in seiner Vaterstadt nicht minder abschreckend empfangen.

Bevor er noch hier eintraf, hatte der geheime Rath sich bereits seinetwegen versammelt und ausgemacht, ein Bürger von Zürich handle seinem theuren Eid und seinen Pflichten zuwider, sobald er sich als Unterhändler einer fremden Macht gegen sein Vaterland gebrauchen lasse; man dürfe ihn also gar nicht abhören und müsse ihn kurzweg abweisen. Man sei auf keinen Fall verbunden, mit einem andern, als mit dem anerkannten und bevollmächtigten Gesandten Barthelemy, der allgemein geschätzt war, einzutreten.

Mein Vatter hatte Schweizer die Wohnung in seinem Haus auf dem Lande angeboten, ihm aber zugleich berichtet, welche Stimmung gegen ihn vorherrsche, und ihm wohlmeinend gerathen, sich keine öffentliche Rüge zuzuziehen. Schweizer rückte daher ohne Aufsehen ein und vermochte sich, nach vielen vergeblichen Schritten, am Ende bloß eine Privataudienz bei den Standeshäuptern auszumitteln, bei welcher ihm nicht gestattet war, irgend einen diplomatischen Charakter geltend zu machen und wo er nur als ein zufällig durchreisender Landsmann über die neuesten Ereignisse in Paris vernommen, zugleich aber mit ernsten Winken in seine Stellung als Bürger von Zürich zurückgewiesen wurde.

Von vielen seiner frühern Bekannten ward er lau, mitunter sogar geringschätzig und nur von seinen vertrautesten Freunden mit der alten Liebe behandelt. Die Besten unter den Letztern mußten ihn als einen Verirrten betrachten, der früher oder später wieder zur Erkenntniß gelangen würde. Er lebte daher sehr eingezogen und scheute sich gewissermaßen vor seinen Mitbürgern aufzutreten Es gereicht aber seinem Herzen zur Ehre, daß er, der sich eines ganz andern Empfangs geschmeichelt hatte, keine Rache in einem Augenblick dafür ausübte, wo solche vielleicht in seiner Willkür gestanden wäre.

Schweizer richtete nun sein Hauptaugenmerk auf Graubünden. Er hatte sich dort einigen Freunden, die ihm persönlich wohl wollten, ohne seine politischen Ansichten zu theilen, als einen französischen Agenten angekündigt, der beauftragt sei, über die Pensionen der abgedankten Schweizersoldaten zu unterhandeln. Diese Freunde trugen Bedenken, sich mit ihm einzulassen, bevor sie darüber die Meinung des Gesandten Barthelemy eingeholt. Nun aber lautete die Antwort desselben so wenig vortheilhaft für Schweizer, daß die Freunde ihm abriethen, sich nach Bünden zu begeben, wo der österreichische Botschafter seine Gegenwart schwerlich dulden würde. Dem ungeachtet reiste er am 29. Dezember (1793) von Zürich ab, kam aber nicht weiter als bis nach Sargans. Der General von Salis-Marschlins, welcher sich damals in Zürich aufhielt, hatte bereits seinen Bruder, den Minister Ulisses, von Schweizers Ankunft unterrichtet und es waren solche Maßregeln vorbereitet, daß Eilboten von Bansi und andern Bündtnerpatrioten Schweizer entgegenkamen und ihn beschworen, nicht weiter zu reisen, indem er, auf bündnerischem Boden angelangt, Gefahr laufe, wie Semonville aufgehoben und ausgeliefert, oder sonst mißhandelt, vielleicht gar auf irgend einem einsamen Gebirgspaß in einen Abgrund gestürzt zu werden.

Schweizer mußte also auch von da unverrichteter Dinge abziehen und sah sich auf jedem Schritt beobachtet und gehemmt. Nun reiste er noch in die Gegend von Neuenburg und kam dann im März wieder nach Zürich zu meinem Vater, wo er den Leuten nicht so häufig in die Augen fiel. In der Stadt wurde er nicht gerne gesehen und man wünschte, er möchte, gefährlicher scheinend, als er es im Grunde war, sich bald wieder dahin zurückbegeben, von wannen er gekommen. Im April regten sich die Bündnerpatrioten, allgemeine Gährung brach auf einem außerordentlichen Landtag gegen die östreichische Parthei aus; die französisch gesinnte gewann die Oberhand; der Minister von Salis hinwieder, nun auch seines Lebens nicht mehr sicher, wurde genöthigt, sich mit seiner Familie nach Zürich zu flüchten, ein Strafgericht ward

niedergesetzt, das seine Umtriebe untersuchen und beurtheilen sollte; alle östreichisch gesinnten Mitglieder der Regierung wurden ihrer Stellen entsetzt und mit Buße belegt.

Diese Ereignisse wurden allgemein und mißbilligend Schweizers Einfluß zugeschrieben; höchst wahrscheinlich aber mit Unrecht; denn es war einer jener Aufwiegler, die Schweizer verabscheute, ein abgedankter Unteroffizier vom Regiment von Chateauvieux, der auf jenem außerordentlichen Landtag in Chur, terroristische Maßregeln gegen die östreichische Parthei auf die Bahn gebracht und durchgesetzt hatte und was auch seine Instruktionen mögen enthalten haben, so hätte sich Schweizer nie erniedrigt, einen solchen Menschen für dergleichen Gewaltthaten zu brauchen. Indessen mag doch die Anwesenheit eines Agenten des Wohlfahrtsausschusses in so geringer Entfernung bekannt geworden sein, und den aufgeregten Bündnern Muth eingeflößt haben, ihre Revolution mit destoweniger Schonung durchzusetzen. Es lassen sich darüber nur Muthmaßungen aufstellen. Alle Papiere, die Schweizers damalige Verhältnisse betrafen, sind in einer versiegelten Kiste von Eisenblech in Zürich zurückgeblieben und nach seinem Tode von seiner Gattin als unnütz vernichtet worden. Ich hätte dieselben vielleicht erhalten können und bereue nun zu spät, sie nicht zu meinen Handen genommen zu haben, da sie, als historisches Material, anziehende Aufschlüsse über die geheime Geschichte jener verhängnißvollen Zeit hätten geben können.

Aller Hindernisse ungeachtet, arbeitete Schweizer dennoch immer emsig, sogar zuweilen ganze Nächte durch mit einem Sekretär, erhielt öfters Staffeten von dem Wohlfahrtsausschuß, war von dem, was in Paris vorging, sowie von allen Bewegungen der Armeen genau unterrichtet, begab sich zuweilen nach Baden, wo der Gesandte Barthelemy wohnte, trieb sich sonst in der Gegend herum und machte dazwischen Verse. Sein Tagebuch, in welchem aber durchaus nichts von politischen Angelegenheiten vorkommt, ist beinahe ganz in flüchtigen Jamben geschrieben und enthält viele Spuren der Eindrücke, die sein bewegtes Gemüth von den heimischen Umgebungen erhielt. Ueberall blickt die

Liebe zum Vaterlande daraus hervor. Wehmüthig riß er sich von demselben los, wie nachgerade seine Anwesenheit ganz überflüssig zu werden schien. Er hatte als Diplomatiker nichts ausgerichtet, da er von keiner Regierungsbehörde anerkannt wurde und wäre deßwegen vielleicht einer scharfen Untersuchung ausgesetzt gewesen, wenn er zum Glück nicht eine Einladung für andere Geschäfte erhalten hätte. Unschlüssig, ob er dieselben übernehmen wolle, verließ er am 3. Juli 1794 seine Vaterstadt, die er nachher nie mehr betrat, um nach Paris zurückzukehren.

In Basel traf er mit Jeanneret wieder zusammen. Hier aber wartete auf Beide auch Bremond, der an den Grenzen herumstreifte, und nun die Gelegenheit benutzte, jene im August 1792 im Stich gelassenen 5000 Louisdors nebst den Zinsen zurückzuforderu. Es gab eine heftige Szene. Jeanneret, der die Summe verschleudert hatte, bezeigte sich trotzig, wie immer, wenn er sich im Unrecht fühlte und Schweizer, der sich dieses Handels eigentlich gar nichts hätte annehmen sollen, gab Versprechungen auf eine bessere Zukunft in's Blaue hinein. Es wurde nichts abgeschlossen. Die beiden Freunde setzten ihre Reise fort und langten in Paris an, wo wenige Tage später Robespierre's Sturz erfolgte und wodurch Schweizer seiner diplomatischen Verantwortlichkeit größtentheils überhoben wurde.

## III. In der neuen Welt.

Die gänzliche Zerrüttung der Staatsfinanzen hatte ganz Frankreich und zunächst die Hauptstadt in den tiefsten Mangel gestürzt. Das Volk schrie nach Brot und der Wohlfahrtsausschuß mußte darauf bedacht sein, dasselbe zu beschwichtigen, Getreide, und überhaupt Alles, was das von Faktionen zerrissene Land nicht mehr selbst hervorbrachte, auf außergewöhnlichen Wegen herbeizuschaffen, da der Krieg mit England die Seehäfen für die französische Flagge verschlossen hielt.

Bis dahin war der Austausch inländischer Erzeugnisse gegen auswärtige durch verschiedene Handlungshäuser, unter Andern auch von Dallarde, Swan & Comp. in Paris, durch Vermittlung von Lübbert & Dumas in Hamburg für die Regierung besorgt worden. Allein die Kosten dieser mittelbaren Bezugsart waren so beträchtlich, daß der Wohlfahrtsausschuß nunmehr beschloß, eigene Agentschaften in verschiedene neutrale Länder abzuordnen, welche diesen Handel auf eine für den Staat vortheilhaftere Weise führen sollten. Die Handlungs- und Verproviantirungs-Commission (commission de commerce et d'approvisionnements) wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. Jean Claude Picquet, das Finanz-Orakel, stand damals dieser letztern Behörde vor.

Dallarde's bisheriger Handelsgenosse, James Swan, ein geborner Schottländer, der aber Bürger von Boston und daselbst mit einer Amerikanerin verheirathet war, meldete sich für eine solche Anstellung und versprach, aus den Vereinigten Staaten, woselbst auch eine Agentschaft bestehen sollte, das nöthige Getreide auf neutralen Schiffen zu liefern. Picquet, der früher schon viele Geschäfte mit Swan gemacht hatte, unterstützte dessen Bewerbung. Bei den nöthigen Lokalkenntnissen und einem gewandten spekulativen Geist, schien dieser Mann zu solchen Operationen vorzüglich geeignet. Da derselbe aber damals schon in einem zweideutigen Rufe stand, so glaubte man, ihm noch einen Gehülfen

beigesellen zu müssen, dessen hohe Rechtschaffenheit allgemein anerkannt und nicht dem geringsten Zweifel unterworfen war, welcher durch seine Persönlichkeit Vertrauen erwecken und gleichsam einen moralischen Glanz über die Agentschaft verbreiten könnte.

Ein solcher Mann war Schweizer, und Picquet schlug ihn daher zu Swan's Mitagenten vor. Seine edle Uneigennützigkeit, seine erprobte Ergebenheit, seine mannigfaltigen Kenntnisse hatten ihn längst so vortheilhaft ausgezeichnet, daß Picquet's Vorschlag nicht nur keine Schwierigkeiten fand, sondern daß Schweizer diese vortheilhafte Stelle, die sein ehemaliger Kassier Sonthonas sich selbst gern zugeeignet hätte und um welche sich viele Franzosen bewarben, nunmehr vorzugsweise und unter einem Gesichtspunkt angetragen wurde, der seiner Eitelkeit nothwendig schmeicheln mußte.

Die Regierung, indem sie diese wichtigen Geschäfte zwei Ausländern übertrug, glaubte die Waarenladungen durch den Namen derselben auf der See desto sicherer gedeckt; der Hauptgrund aber, warum Picquet gerade Schweizer und keinen Andern mit dieser Stelle bekleidet wissen wollte, war folgender:

Wenn er auch Zeuge von Schweizers Flüchtigkeit gewesen, so mußte er doch glauben, dieser würde eine so günstige Gelegenheit, seine zerrüttete Oekonomie wieder herzustellen, mit Eifer benutzen. Dann konnte er auch auf Schweizers Wort und Redlichkeit mehr als bei jedem andern Menschen zählen und mit Zuversicht hoffen, diesen unerschütterlich treuen Mann zu seinem eignen Vortheil zu gebrauchen, denn die geheime Bedingung, unter welcher Picquet Schweizer diese Stelle zuhielt, war eine Verpflichtung, daß dieser Letztere mit jenem seinen Gewinn bei diesen Geschäften zu gleichen Hälften theilen sollte.

Um ihm die Aufgabe zu erleichtern und ihn selbst im Auge zu behalten, sollte Sonthonas ihm beigegeben werden und dieser, in Schweizers Namen, eigentlich aber als Picquet's geheimes Werkzeug, Swans Rechnungsführung unter dem Titel eines Buchhalters beauf-

sichtigen. Dazu war Sonthonas gleich bereit, zumal er sich in Frankreich nicht sicher glaubte, indem er sich fürchtete, von Magnin's Frau, die ihn haßte und seine Verbindungen mit geächteten Partheimännern genau kannte, verfolgt und angeklagt zu werden, und ihm, mit Swans Einwilligung, versprochen wurde, den zehnten Theil des Gewinnes der Agentschaft für seine Buchhaltung einzuernten.

Schweizer hatte die ersten Eröffnungen über diesen Gegenstand in Zürich erhalten und er benutzte dieselben als einen guten Vorwand, seine diplomatische Stelle in der Schweiz aufzugeben und zu seiner Gattin nach Paris zurückzukehren, wo diese mannigfaltigen Gefahren bloßgestellt war.

Daselbst angelangt, blieb er lange unschlüssig, ob er die ihm angebotene Stelle wirklich annehmen dürfe. Er hielt sich nicht dafür geeignet, Geschäfte zu besorgen, die ihm noch völlig fremd waren, eine Verbindung mit Swan schien ihm eben auch nicht einladend und gegen jene geheime Bedingung, jeden regelmäßigen Gewinn mit Picquet zu theilen und gleichsam dessen untergeordnetes Werkzeug zu werden, sträubte sich sein besseres Selbstgefühl. Dieser aber bearbeitete ihn unaufhörlich, indem er ihm darthat, wie alle lästigen Geschäfte durch Swan geleitet werden könnten, wie derselbe alle Verantwortlichkeit auf sich allein nehmen müsse und wie Schweizer bloß verpflichtet sein würde, dessen Rechnungsführung im Auge zu behalten.

Als Schweizer sich freimüthig erklärte, auch dieser Aufgabe nicht gewachsen zu sein, anerbot sich Sonthonas, wie von Ungefähr und als ein zu jedem Opfer bereitwilliger Freund, dieses Stück Arbeit für ihn zu besorgen. Beide, Picquet und Sonthonas, hatten durch Vorspiegelungen, wie Schweizer vermittelst dieser Agentschaft ein glänzendes Glück machen könnte, Magdalene schon gewonnen und seine eigene Gattin munterte ihn nun ebenfalls zur Annahme auf.

Von allen Seiten bestürmt, begann er endlich sich diesen vereinten Zumuthungen zu fügen, zumal das Geschäft wirklich einen sichern, großen und regelmäßigen Gewinn versprach. Ohne Picquet's Ver-

wendung wäre ihm dasselbe nicht angetragen worden; es ließ sich also gewissermaßen als ein Kommandit von diesem betrachten. Sein Vermögen war dahin; es blieb ihm nichts mehr übrig, womit er sich wieder hätte emporschwingen können. Die Noth war dringend.

Ein besonderer Umstand gab seiner Entscheidung vollends den Ausschlag. Schweizer hatte sein Vaterland verlassen, weil seine exaltirten Begriffe in diesem weder politische noch moralische Freiheit nach seinem Sinne gefunden. Die französische Revolution schien ihm Alles und noch weit mehr zu versprechen, als er sich je in seinen hochfliegenden Wünschen geträumt. Nun aber war er mit den Wirkungen, welche die Anwendung philosophischer Grundsätze politischer Freiheit bei dem französischen Volke hervorgebracht hatte, allmälig unzufrieden geworden. Er sah sich in seinen großen Erwartungen getäuscht; die Entwicklung zum Guten, wenn er mitunter auch noch darauf zählen mochte, blieb seiner Ungeduld viel zu lange aus; dagegen hatten Robespierre's Gräuelthaten sein menschliches Gefühl empört. In Amerika hoffte er seine philantropischen Träume und Wünsche verwirklicht und dort ein wiedergebornes Volk, in ruhigem Genusse verfassungsmäßiger Freiheit und durch dieselbe moralisch veredelt zu finden. Bekleidet mit einer Stelle, die ihm Ansehen und überall Zutritt verschaffen mußte, dieses Volk beobachten und wichtige philosophische Resultate aus solchen Betrachtungen ziehen zu können, schien ihm noch weit mehr, als die Wiederherstellung seines Vermögens, einer Reise nach Nordamerika werth zu sein. Seine Phantasie faßte diesen Gedanken mit dem gewöhnlichen Feuer auf, und nunmehr sehnte er sich nach jener gepriesenen neuen Welt hinüber.

Magdalene, die mit dazu beigetragen, seinen Entschluß zu bestimmen, glaubte als Gattin sich verpflichtet, ihn nicht zu verlassen und die Gefahren der Seereise mit ihm zu theilen. Was auch Schweizer gegen dieses Wagestück einwenden mochte, so dringend mein Vater, als er davon unterrichtet wurde, seine geliebte Nichte aufforderte, die Rückkehr ihres Gemahles bei ihm in Zürich abzuwarten, sie ließ sich nicht von

ihrem Vorsatz abwendig machen und rüstete sich mit beispiellosem Muth auf die weite Reise.

Mit Sonthonas war Schweizer in dem Sinn übereingekommen, wie der verschmitzte Picquet die Einleitung getroffen und glaubte sich in seinem ehemaligen Kassier einen treuen Freund und Gehülfen und zugleich einen unterhaltenden Reisegefährten gewonnen zu haben.

Ein Landsmann, Rudolf Aeschmann von Wädensweil, der sich als Kaufmann und Spekulant ohne eigene Mittel in der Welt herumgetrieben, in London Geschäfte gemacht, zufällig nach Paris gekommen war und nunmehr dem Glück in Amerika nachzujagen gedachte, schloß sich ebenfalls an Schweizer für die Seereise an, und wurde von diesem bereitwillig mit in sein Gefolge als Commis aufgenommen. Für Babette Bansi wurde ein Pensionat in Paris ausgemittelt, wo sie über die Abwesenheit ihrer Pflegeeltern wohnen und ihre artistischen Studien fortsetzen sollte.

Swan schien mit Schweizers Ernennung zu seinem Mitagenten wohl zufrieden und hatte diesem sogar einen höflichen Brief nach Zürich geschrieben, um ihn einzuladen, sich möglichst bald mit ihm in Paris zu vereinigen; aber im Hintergrunde seines verschlagenen Gemüthes kochte Unmuth, daß er die Agentschaft nicht für sich allein behalten konnte. Er hätte Schweizer's Antheil lieber seinem Handelsgefährten Dallarde, mit dem er in Verbindung blieb, oder dem Hause Lübbert & Dumas in Hamburg, an das er für seine neuen Geschäfte mit der Regierung wieder angewiesen war, zuhalten mögen, um diese für seine Zwecke zu gewinnen. Er ließ sich indessen unter der Hand in Verpflichtungen gegen beide ein, die aber von seiner Seite so verworren eingeleitet waren, daß in der Folge der größte Nachtheil für alle Betheiligten daraus erwuchs. Aeußerlich schien er unbefangen zu Werk zu gehen, eilte aber, nachdem er sich mit Schweizer halbweg verständigt hatte, vor diesem in Amerika anzulangen.

Die Agentschaft war von der Regierung mit großen Mitteln versehen worden. Sie sollte die Summen in Empfang nehmen, welche

der französische Hof den Nordamerikanern für die Bestreitung ihres Freiheitskrieges gegen die Engländer vorgestreckt hatte, und über das wurde sie schon zum Beginn ihrer Unternehmungen mit einem Werth von 22,728,000 Franken kreditirt. Dieser Werth bestand größtentheils in Wechselbriefen; daneben in einer Ladung französischer Weine, in Gold= und Silberstangen, in goldenem und silbernem Tafelgeräth, in kostbaren, von dem berühmten Boulard verfertigten Mobilien, in Gemälden und andern Gegenständen des Luxus, die von der königlichen Familie und von vornehmen Emigranten erbeutet worden und nun in Amerika verkauft werden sollten. Die Vorbereitungen zur Verpackung und Einschiffung dieser Waaren verzögerten Schweizers Abreise bis nach dem Herbst, wodurch er genöthigt wurde, seine Pilgerfahrt in der ungünstigsten Jahreszeit anzutreten.

---

Im Anfang November (1794) verließ Schweizer das blutbefleckte Paris mit Magdalene, Sonthonas und Aeschmann. In Ermanglung von Pferden, welche für die Armee in Beschlag genommen waren, mußten ihre zwei schwer bepackten Wagen, gleich denjenigen des Königs Dagobert auf dessen Zug durch Aquitanien, von Ochsen fortgeschleppt werden und so langten sie erst spät in Bordeaux an.

Swan hatte zwei Transportschiffe gemiethet; das bessere, womit er früher unter Segel ging, für sich selbst ausgesucht, und dagegen für Schweizer, dessen Begleit, und für die ungeheure Ladung von Kostbarkeiten, ein altes Fahrzeug, den Suffolk, zurückgelassen, das kürzlich in Dünkirchen nothdürftig ausgebessert worden und einem amerikanischen schielenden Schiffer, Namens West, gehörte.

Auf diesem Suffolk, nachdem er beladen worden, schiffte sich nun die Gesellschaft am 12. November ein und fuhr bei schlechtem Winde die träge Garonne hinab, dem Meere zu, verfolgt von traurigen Erinnerungen, die auf's Neue durch den Anblick einer französischen Corvette aufgeregt

wurden, welche 150 altgläubige Priester nach den verpesteten Moorgründen Guianas in die Verbannung tragen sollte.

Die gute Magdalene hatte zwar keine bequeme Einrichtung auf dem Schiff erwartet, sich aber doch alles weit erträglicher vorgestellt, als sie es nunmehr fand. Sie, die gewohnt war, in ihrem heitern Salon auf weichem Kanapee zu ruhen, mußte hier, in einer engen dunkeln Koje und hinter einem groben Bretterverschlag, mit einem harten und so kurzen Lager verlieb nehmen, daß sie kaum ihre zarten Glieder auf demselben ausdehnen konnte. Das Geschrei der Mannschaft, das Gepolter des Takelwerks, das Rauschen der Wellen, das Sausen des Windes, das beständige Schaukeln, welches sich ihrem reizbaren Nervengewebe doppelt empfindlich mittheilte, das alles verscheuchte den Schlaf von ihren müden Wimpern und sie litt schon an Uebelkeiten, bevor sie noch die offene See erreicht hatte.

Auch Schweizer war mit seiner eigenen Lagerstätte unzufrieden, wie aus einigen Zeilen seines poetischen Tagebuchs hervorgeht, allein er waffnete sich mit stoischer Selbstverläugnung gegen die Entbehrung mancher gewohnten Bequemlichkeit. Im Anfang der Fahrt war er von dem erhabenen Schauspiel, welches das Meer, der Zug der Wolken, das Zusammentreffen mit Schiffen aus den verschiedensten Weltgegenden gewährte, aufgeregt und gleichsam begeistert worden. Er sammelte poetische Bilder und saß gemüthlich auf dem Verdeck, wo er sich die Zeit mit Schreiben kürzte und immerwährend Verse machte.

Aber das Wetter wurde gar zu schlecht, dunkle Wolken hingen wie Säcke auf das Meer herab. Der Gegenwind blies anhaltend aus Westen und artete endlich in völligen Sturm aus, der den alten Suffolk bald gegen die Küsten von Dover und dann wieder links abwärts gegen das Vorgebirg von Finisterre trieb. Schweizer bekam nun auch, nebst Sonthonas und Aeschmann, die Seekrankheit in einem hohen Grad und vermehrte dieselbe noch durch seine Unruhe, während Magdalene öfters selbst an der nöthigsten Erquickung Mangel litt. Der niederträchtige Schiffer mußte immer die Zubereitung der Lebensmittel bei

weniger stürmischer See zu verzögern und ließ dagegen auftragen, wenn das Schaukeln des Schiffes die Uebelkeit seiner Passagiere vermehrte und den Genuß der Speisen unmöglich machte, die er dann für seinen eignen Gebrauch bei Seite schaffte, sowie er sich auch Schweizers mitgenommene Weine trefflich schmecken ließ.

Wechselnd nahm der Sturm ab und zu, das Schiff konnte blos laviren und mußte am 26. November gewendet werden, bei welcher Bewegung die schlecht angeordnete Ladung mit gräßlichem Gepolter umschlug. Die im Raum versteckten Mäuse und Ratten flüchteten sich aus ihren Schlupfwinkeln herauf bis in die Kajüte und krabbelten pfeifend auf den Gesichtern der im Bette liegenden Passagiere herum. Verwirrung, Angst und Schrecken bemächtigten sich selbst der kühnen Matrosen. Am 29. schlug eine Welle sogar bis in Magdalene's Koje hinein, Segel und Tauwerk waren bereits zerfetzt und der Bugspietmast zersplittert. Da verkündigte fürchterliches Krachen noch größeres Unheil: Der große Hauptnagel des Steuerbalkens war zerknickt wie ein Strohhalm. Jetzt stürzten die Zimmerleute, mit Aexten und Hebebäumen bewaffnet, in Magdalene's Verschlag, um von hier aus die dringendsten Verbesserungen zu bewerkstelligen, und schauernd vor Nässe, Frost und Jammer wurde sie genöthigt, ihr Lager zu verlassen, bis diese mühsame Arbeit nothdürftig verrichtet war. Allein das Steuer hatte bereits so bedeutenden Schaden gelitten, daß dasselbe mit jeder Stunde tiefere Risse bekam und mehrmals von einem beherzten Manne, der sich an Seilen nackt in die tobende See hinabwagte, mit Nägeln zusammengeflickt werden mußte.

Die Hoffnung, auf Madeira landen zu können, wurde getäuscht, dagegen Magdalene bei anhaltender Seekrankheit noch von einem heftigen Fieber überfallen. Ein Arzt war nicht da, von weiblicher Bedienung war natürlich ebenfalls keine Rede, dazu fing das Wasser an übelriechend zu werden und keine Labung wurde der Leidenden zu Theil. In der Nacht vom 1. Dezember trieb der Wind das Schiff endlich, wie einen vom Bogen abgeschossenen Pfeil, in gerader Richtung vor sich her.

Zum ersten Male trat der Mond aus zerrissenem dunkelm Gewölk hervor; sein Silberstrahl senkte sich durch die offne Lucke auf Magdalene's bethräntes Lager. Da richtete sie, mit zerstört herabhängenden Locken, sich in wehmüthigen Phantasien empor, heftete den starren Blick der großen blauen Augen auf das hereindringende Licht und wähnte den Geist ihrer längst verstorbenen Schwester Martha zu sehen, der sie aus diesem Jammer zu erlösen komme. Voll Sehnsucht nach Vollendung streckte sie die weißen kalten Arme nach ihr aus, unterhielt sich, irre redend, mit der Sternenwandlerin und wandte sich dann zu ihren Leidensgefährten, daß auch diese mit der schönen Erscheinung sprechen möchten, bis sie endlich das Haupt zurücklehnte und in dumpfen Schlummer versank.

Schweizer wollte verzweifeln. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er Magdalene gestattet, ihn zu begleiten, daß er sie diesen Gefahren preisgegeben. Ueber die ganze Prüfungszeit war kein Wort der Klage ihren Lippen entschlüpft und ihr edles, großmüthiges Schweigen folterte ihn nur desto heftiger. In jedem Augenblick, wo es seine Uebelkeit, oder eine mäßigere Bewegung des Schiffes zuließ, pflegte er seine Empfindungen niederzuschreiben und es sind noch einige solcher Blätter vorhanden, auf welche er damals seine Klagen mit kaum zu entziffernden Federzügen hinwarf. Am 3. Dezember trat endlich Windstille ein. Das Schiff wurde einigermaßen hergestellt und gereinigt, Schweizer saß wieder auf dem Verdeck und machte Verse, und selbst Magdalene, welche, vom Fieber verlassen, sich ein wenig erholt hatte, wagte sich aus ihrer Marterkammer hervor. Aber die Leidenspause dauerte nicht lang. Am 6. Dezember, auf der Höhe von Bretagne und bei wieder stark bewegter See, zerbrach mit lautem Klang das morsche Steuer vollends in seinen rostigen Angeln. Die Mannschaft jammerte; der Schiffer fluchte und erklärte roh, jetzt müsse man dem blinden Schicksal sich ergeben! Schweizer, der nur für seine Gattin besorgt war und ihr am Lande Linderung zu verschaffen hoffte, begehrte nach der Küste, ermahnte den Schiffer, das Steuer noch einmal flicken

zu lassen und dann die Fahrt gegen Brest zu lenken. Allein der eigennützige West, dem für die Reise nach Boston von Swan im Namen der Agentschaft 3000 Guineen zugesichert waren, stellte sich an, als ob seine Ehre ihm nicht gestatte, nach Frankreich zurückzukehren. Je mehr jener in diesen Geizhals drang, desto unerbittlicher zeigte sich derselbe. Schweizer, der so oft schon auf dem festen Lande geprellt worden, war bestimmt, es nun auch selbst noch auf dem Meere zu werden. Der Oberbootsmann Kelly trat zum Schein dazwischen, schilderte ihm, was bei fortgesetzter Fahrt mit einem baufälligen Schiffe, bei verminderten Mundportionen von der bereits unzufriedenen Mannschaft alles zu gefährden wäre und erbot sich, mit dem schielenden West zu unterhandeln. Dieser, welcher ohnehin mit zerbrochenem Steuer und unbrauchbarem Bugsprietmast die See keine zehn Tage länger hätte halten, geschweige denn Amerika erreichen können, und auf jeden Fall genöthigt war, irgendwo anzulegen, schloß nun endlich und gleichsam blos aus Gefälligkeit, mit Schweizer den Vertrag, daß er vorerst das alte Steuer noch einmal flicken lassen und dann den Hafen von Brest zu gewinnen trachten wolle, wogegen aber Schweizer sich verpflichten mußte, nicht blos alle Kosten der Ausbesserung des Schiffs, sondern auch noch diejenigen des Unterhalts der ganzen Mannschaft über diese Zeit ganz allein zu tragen!

Nach neuem Sturm und großer Gefahr, an den Klippen der Insel Quessan zu scheitern, ankerte das Schiff endlich auf der Rhede von Brest, allein dort sollten die vielgeprüften Pilger noch eine neue Schreckensszene erleben. Im Jubel über ihre Rettung hatte ein Theil der Mannschaft die Weinfässer gewaltsam angezapft und sich besoffen. Freveln Muthes gelüstete sie nun auch nach den schweren Silbertonnen, die Schweizers Verantwortlichkeit anvertraut waren. Die Rebellion war auf dem Punkt loszubrechen, und nur die Nähe des Hafens, dessen Felsenwall mit Feuerschlünden besetzt war, verschaffte den Befehlen und Drohungen des Schiffers Gehör. Die Anstifter der Meuterei wurden an die Mastbäume gebunden, mit Kabeltauen gezüchtigt und so zur

Schau gestellt, bis ihr Rausch verrauchte und das Schiff am 13. Dezember im Hafen einlief, nachdem dasselbe dreißig Tage lang hin und her geschleudert worden war.

Magdalene ward halb todt an's Ufer getragen und fühlte sich dermaßen geschwächt und an allen Gliedern zerschlagen, daß sie nun endlich ihren Vorsatz, mit Schweizer nach Amerika zu reisen, aufgeben mußte. Da in Brest kein bequemes Unterkommen für sie aufzutreiben war, beschleunigte Schweizer ihre Rückreise nach Paris so viel als möglich und führte sie vor Tagesanbruch, unter den erlöschenden Laternen der noch schlummernden Stadt, an die Diligence, wo er sich mit den schmerzlichsten Gefühlen von ihr losriß. Pflicht und Ehre gestatteten ihm nicht, sie zu begleiten; er mußte zurückbleiben, um sich neuerdings und unverzüglich wieder einzuschiffen, sobald der Suffolk wieder ausgebessert sein würde*).

---

Drei Wochen brauchte das schwerfällige Fuhrwerk, um — begleitet von 30 Mann Infanterie — durch die von den Chouans beunruhigte Bretagne nach Paris zu gelangen. Sonthonas hatte dort seine Frau, eine geborne Lyonerin, die zuerst seine Maitresse gewesen, zurückgelassen und mit dieser bewohnte Magdalene nun zuerst eine Wohnung in der Straße Michaudière zunächst an den chinesischen Bädern.

Sowie in einer ruhigen Lage ihre Gesundheit sich wieder erholte, erhob sich auch ihr Muth von neuem. Sie fügte sich in die Umstände und waffnete sich sogar mit einer Art von Trotz gegen ihr feindseliges Schicksal. Die Schreckenszeit war vorüber; es ließ sich wenigstens

*) Im Besitze von Konrad Diggelmann's Urenkel, Herrn Diggelmann-Eßlinger z. Florhof, befindet sich noch ein Brief Aeschmann's an den Erstgenannten, dat. Brest, 4. Januar 1795, worin er die Abreise Magdalenes nach Paris meldet und zu gleicher Zeit mit lebhaftem Interesse nach Berichten über die eben ausgebrochenen Stäfner-Unruhen frägt, Nachrichten aus Frankreich dagegen keine zu geben wagt. P.

ohne tägliche Gefahr ungerechter Anklage und schneller Hinrichtung wieder in Paris leben.

Mein Vater, sobald er ihre Rückkehr von Paris vernommen, ließ schleunig wiederholte Einladungen an sie ergehen und mittelte ihr eine schickliche Reisegelegenheit nach Zürich aus. Davon aber wollte sie schlechterdings nichts hören und lehnte sein Anerbieten, sie bei sich aufzunehmen, beharrlich ab. Falsche Scham, unter so ganz veränderten Umständen in ihre Vaterstadt zurückzukommen, mochte sie zum Theil in ihrem Entschluß, Paris nicht zu verlassen, bestärken. Mehr aber wirkte dabei ein ungünstiges Vorurtheil, das sie gegen ihre Mitbürger gefaßt hatte. Sie konnte es diesen nicht verzeihen, daß sie ihren Mann bei seiner diplomatischen Sendung so kalt aufgenommen, mitunter scharf getadelt und abgestoßen hatten Selbst die Erinnerung an frühere Mißbilligung seiner unüberlegten Handlungen wachte wieder bei ihr auf. Ihr sonst so freundliches Gemüth war bitter geworden; sie hielt alle Zürcher für engherzige, geizige Kleinstädter, unter welchen sie nicht mehr leben zu können glaubte. Unbedeutende Nebenumstände brachten sie noch mehr gegen dieselben auf. Man hatte es z. B. unschicklich gefunden, daß sie auf die Ueberschrift ihrer Briefe nach der Heimat statt der gewöhnlichen Titulaturen, Citoyen oder Citoyenne gesetzt. Ein Zürcher, dem sie einen Auftrag nach der Vaterstadt geben wollte, konnte denselben nicht übernehmen; ein anderer hatte abgelehnt, sich mit einem schweren Paket für sie zu beladen. Das alles fand sie lächerlich und nahm es übel. Durch solche Kleinigkeiten ward ihr Mißmuth auf einen hohen Grad gesteigert.

Dieser Mißstimmung ungeachtet, die mehr im Kopf als im Herzen stattfand, empfing sie alle durchreisenden Landsleute mit ausgezeichneter Freundlichkeit und war immer bereit, jedem derselben alle möglichen Dienste zu erweisen. Sie unterhielt sich sogar noch gern mit ihnen über Zürich, über die hier üblichen und eigenthümlichen Gebräuche und Alles was in ihren Aeußerungen aus der Ferne rauh und grell zu klingen schien, ward in der Nähe zu unbefangenem und arglosem

Muthwillen, der sie, auch unter den traurigsten Umständen, nie ganz verließ. Sie konnte, mit leicht beweglichem Gemüth, im nämlichen Augenblick weinen und lachen.

Inzwischen befand sie sich jetzt in einer ziemlich bedrängten Lage. Schweizer hatte ihr wenig Geld zurücklassen können; aus Zürich hatte sie eben so wenig zu beziehen, da die Zinse des hier gebliebenen Ueberrestes ihres Vermögens größtentheils für das Leibgeding ihrer Stiefmutter und für den Unterhalt des wahnsinnigen Jacques aufgingen, der bei Diggelmann unter der Aufsicht eines eigenen, gut bezahlten Wärters noch immer lebte. Sie zählte zwar auf die Fr. 80,000 von Jeanneret, der bei seinen Anverwandten in Vaumarcus wohnte, so fest, daß sie meinem Vater ihre Procuration schickte, um diese Summe, oder wenigstens den Zins davon in der Schweiz für sie zu beziehen; allein Jeanneret vermochte nichts zu leisten und so wurde sie neuerdings durch diesen leichtsinnigen Menschen hingehalten.

Nunmehr fing sie an, mit ihren Assignaten einen kleinen Handel zu treiben, da Leute aller Stände, vom ehmaligen Herzog bis zum gemeinsten Sanscülotte, sich in Paris mit dergleichen Spekulationen durchhelfen mußten. Die Sonthonas, eine intriguante Frau, welche auch dergleichen trieb, gab ihr die Anleitung dazu. Sie fand unter der bürgerlichen Mittelklasse, wo in Paris wie überall die redlichsten Menschen anzutreffen sind, ein paar dienstfertige Männer, die Bücher für sie kauften, dieselben mit Vortheil wieder absetzten und ihr getreue Rechnung darüber führten. Aufgemuntert durch diesen kleinen Gewinn, hätte sie gern auch größere Geschäfte machen mögen. Es waren überall Nationalgüter feil, die um den zehnten Theil ihres frühern Werthes losgeschlagen wurden, wodurch gewandte Spekulanten, die sich an Ort und Stelle begeben konnten, bedeutende Summen gewannen. Ein solches Gut gedachte Magdalene nun auch zu kaufen, ohne jedoch die nöthigen Kenntnisse zu dessen Bewerbung zu besitzen, und sie forderte meinen Vater auf, ihr noch in Zürich befindliches Silberzeug zu veräußern, das wohl noch 300 Louisdor werth sein mochte. Ehe sie aber

Antwort erhalten konnte, lockte sie ein noch größeres, um 1000 Louisdor feilgebotenes Gut, das unter Brüdern zehn mal höhern Werth haben sollte und sie schrieb neuerdings an meinen Vater, er solle diese Summe auf ihre noch in Zürich befindlichen Schuldbriefe borgen, ohne zu bedenken, daß diese schon für einen andern Zweck hinterlegt seien. Allein mein Vater, in der Ueberzeugung, daß sie bei einer solchen Unternehmung, die sie gar nicht verstand, eben so gewiß geprellt werden würde, wie es ihr Gatte häufig geworden, hütete sich wohl, ihr Silbergeräth zu verkaufen, oder sonst ihr aushinzugeben, was ihr in der Folge noch zu gut kommen konnte, sondern rieth ihr vielmehr väterlich ab, sich mit dergleichen Angelegenheiten zu befassen. Sie ließ sich eines bessern belehren und antwortete mit ihrer gewohnten Gutmüthigkeit:

„Tes observations sont justes; je t'en remercie, cher oncle, „ainsi que pour toutes tes peines. Je ne tiens à rien s'il le faut. „Je ne souffre jamais pour moi mais cruellement pour mon mari et „pour tous les êtres bons. Ma vie ne m'est rien; si je n'ai plus „de quoi l'entretenir, je la quitterais comme on quitte une chemise“.

In der Folge schickte ihr Schweizer von Zeit zu Zeit etwas Geld aus Amerika, womit sie Assignate und Mandate kaufte, so lang diese Papiere noch im Umlauf waren und sich damit leidlich behalf. Mit Anfang des Jahres 1795 und nachdem Sonthonas seine Frau nach Amerika berufen hatte, bezog Magdalene eine eigene, geräumige aber stille Wohnung im Faurbourg Poissonnière, Rue du Paradis und nahm eine verständige Magd, Victoire Beauchard, geborne Fresne von Reconvilliers bei Pierrepertuis, welche die Sonthonas zurückgelassen, zu ihrer Bedienung an.

Hier fand nun endlich ihr Gemüth, vor mannigfaltigen äußern Eindrücken geborgen, die lang entbehrte Sammlung und Ruhe wieder in sich selbst, und erst jetzt wurde sie ganz dasjenige, was sie eigentlich zu sein bestimmt war.

Als ich im März 1796 aus Holland nach Paris kam, besuchte ich die gute Magdalene drei Wochen lang täglich, fand sie ganz anders

als sie mir geschildert worden, für ihre Jahre über alle Erwartung gut erhalten, man konnte sie damals noch eine schöne Frau heißen und ihre häusliche Einrichtung war so beschaffen, daß sie dem Anschein nach für wohlhabend gelten konnte. Sie bewohnte den ganzen ersten Stock eines Hotels, wo sie sechs bis sieben heitere große Zimmer mit eignen Mobilien und zwar mit einem Anstrich von Eleganz ausgerüstet hatte. In dieser Abgeschiedenheit empfing sie keine Gesellschaft, sondern blos alte erprobte Freunde, deren Zahl sehr zusammengeschmolzen war. Ich traf selten jemand anders bei ihr als den ehrwürdigen Greisen Vitaubé, den Ritter Du Petitthouars und einige Schweizer. Sie saß oder lag am Kamin auf ihrer Chaise longue, las, schrieb, oder träumte, ließ die bewegliche Bildergallerie der letzten zehn verhängnißvollen Jahre an ihrer Phantasie vorüberziehen, stellte Betrachtungen darüber an und harrete geduldig auf die Rückkehr ihres Gemahls. Alle Exaltation aus der Revolutionsepoche war verraucht, ihre sanfte Gemüthlichkeit ganz wieder vorherrschend geworden. Sie lächelte nun selbst über ihr früheres Getreibe. Die Treulosigkeit vieler Menschen, die von ihr und Schweizer mit Wohlthaten überhäuft worden und die Lauheit anderer schmerzte sie mitunter noch in der Erinnerung; allein sie befand sich jetzt auf einem höhern Standpunkt, aus welchem sie das Leben und dessen wechselnde Zustände billiger und weniger scharf zu beurtheilen vermochte. Bei dieser Erkenntniß und in so milder Stimmung hätte sie auf Schweizer, wenn ihr vergönnt gewesen, in seiner Nähe zu weilen, vielleicht einen günstigen Einfluß ausüben können. Aber sein Schicksal hatte beschlossen, ihn vollends den Kreis der Täuschungen durchtaumeln zu lassen. Kein guter Genius vermochte ihn aufzuhalten.

Einige Worte betreffend Babette Bansi mögen hier auch noch eine Stelle finden, da dieselbe ungefähr in dieser Zeit ihre Geschicke von denjenigen des Schweizer'schen Ehepaares in pietätsloser Weise trennte*).

---

*) Das Originalmanuscript widmet dieser Persönlichkeit, wohl aus psychologischem Interesse, mehr Raum, als mir hier zur Verfügung steht und die Kürzung des betr.

Seitdem Magdalene wieder nach Paris zurückgekehrt war, wohnte Babette nicht mehr bei ihr, da die Wohnung zu weit vom Louvre abgelegen war, als daß die junge Malerin das Museum, wo sie studirte, täglich und ohne großen Zeitverlust hätte besuchen können. Mit dieser schonenden Wendung beseitigte Magdalene gewöhnlich die Frage, warum ihre Pflegetochter sich nicht mehr bei ihr aufhalte. Eigentlich aber vermochte sie, zumal bei ihrer jetzigen Gemüthsstimmung, nicht, dieses Mädchen länger bei sich zu behalten, das früher schon blinde Liebe mit Undank belohnt hatte. Man weiß nicht, ob man dieses gefehlte Wesen nicht eher bemitleiden als tadeln soll. Die verkehrte Richtung, welche das Kind von seinen Pflegeeltern erhalten, war für alle drei zur Nemesis geworden.

Trotz der geschickten Lehrer, die für sie gehalten, trotz aller Ermahnungen, die ihr öfters gegeben worden, blieb Babette unzart, eigennützig, verschlagen, zu Intriguen geneigt, mit einem Worte schlecht. Ihre Erziehung war aber auch von Grund aus gefehlt und hätte blos, unter einfachen Umgebungen, für einen von Natur gutmüthigen, reinen und passiven Charakter unschädlich bleiben können, denn Schweizer's Grundsatz war, ihre Eigenthümlichkeit sich völlig frei entwickeln zu lassen, diese einzig durch die Anschauung großer Kunstgebilde zu veredeln und durchaus nichts in sie zu pflanzen, was nicht bereits in ihren Anlagen vorhanden gewesen. Dadurch sollte sie in allem originell werden, worauf er den höchsten Werth setzte, in der Ueberzeugung, Rousseau's Worte „tout est bien sortant des mains de l'auteur des choses, et tout dégénère entre les mains de l'homme“, litten weder Ausnahmen noch irgend eine verschiedene Anwendung. Demnach ward in ihr das Böse nicht unterdrückt, das Gute nicht gehoben und ohne moralisch religiösen Unterricht vermochten bloß ästhetische Eindrücke nicht, die sinnlich rohen zu überwiegen, die sie täglich unter Verhältnissen

---

Abschnittes mag auch aus andern Gründen angemessen erscheinen, um so mehr, als er eigentlich nur eine unwesentliche Parenthese in der Schweizer'schen Lebensskizze bildet.

P.

erhielt, welche am wenigsten geeignet waren, ihr Herz zu bilden und dasselbe vor unreinen Regungen zu bewahren.

Noch in seinem auf der See geführten Tagebuch gedachte Schweizer mit väterlicher Zärtlichkeit an Babette, die er, wie die heutigen Griechen ihre Adoptivkinder, poetisch die Tochter seiner Seele nannte. Allein ihre Selbstsucht war nicht geeignet, solche Gefühle zu erwiedern. Nach Maßgabe wie Schweizers Wohlstand abnahm und ihr nicht mehr alles zu Theil werden konnte, wonach ihre Eitelkeit gelüstete, begann sie auch unartiger und störrischer zu werden und glaubte schließlich gar keine Rücksichten mehr beobachten zu müssen. Während der Revolution, wie die heiligsten Bande des bürgerlichen und Familienlebens aufgelöst oder vielmehr gewaltsam zerrissen waren, sah sie Greuelthaten begehen, an welche sich zu gewöhnen schon alle Moralität untergraben sein mußte. Ungehorsam, Eigenmacht und Verrath waren an der Tagesordnung und das Beispiel der allgemeinen Zügellosigkeit hatte bald so tief bei ihr gewirkt, daß sie einst während der Schreckensepoche und wie Magdalene kindische Vergehungen an ihr rügte, ihre treue Pflegemutter mit einer Anklage vor dem Revolutionstribunal bedrohte! Daß der tägliche Umgang mit so viel lockern Kunstgesellen sie überdieß auf sittlich bedenkliche Abwege führte, läßt sich leicht denken. Ohne nur im mindesten hübsch zu sein, hatten doch ihre schwarzen glühenden Augen, ihre außerordentliche Lebendigkeit und eine eidechsenartige Gewandtheit, die ihr fein geformtes Figürchen heraushob, etwas Anziehendes für die Männer, so daß selbst der berühmte Maler Gérard nicht verschmähte, sich eine geraume Zeit lang mit ihr zu belustigen.

Als Schweizer's Oekonomie ganz zerrüttet, er selbst nach Amerika verreist war und, in Ermanglung anderer Beiträge zu ihrem Unterhalt, sich Babette vermittelst ihrer Kunst, die sie auf Schweizer's Kosten leidlich erlernt hatte, nunmehr selbst durchhelfen sollte, ward sie immer frecher und betrug sich zuletzt so schonungslos gegen Magdalene, daß diese sich endlich ganz von ihr lossagen mußte. In dieser Zeit erschien nun auch der Vater Bansi wieder auf der Szene, längst unzufrieden

darüber, daß er von Schweizer kein Geld mehr erhielt, wollte von Magdalene so viel als möglich erpressen und seine Tochter, über deren Verwahrlosung er die bitterste Klage erhob, mit sich nach Hause zurücknehmen. Der erstere Versuch schlug aus begreiflichen Gründen fehl, und Babette, der es in dem einsamen Dorf im Ober-Engadin viel zu langweilig gewesen wäre, erklärte trotzig, in Paris bleiben zu wollen. Bansi mußte unverrichteter Sache zurückkehren, und die gleiche Szene wiederholte sich später noch einmal, als er anläßlich der Consulta mit dem gleichzeitigen Zweck politischer Intrigue nach Paris kam. Er hatte mittlerweile den geistlichen Beruf an den Nagel gehängt und den Franzosen, als sie Bündten eroberten, seine Dienste angeboten. Er war Capitaine de correspondance, de confiance, oder Spion geworden und fand in dieser Qualität die passendste Verwendung für seine Anlagen, seine Verschlagenheit und seine Rachlust. Gestorben ist er erst hochbetagt im Jahr 1835 in Campfer, wo er in den letzten Jahren als unruhiger, aber von Niemand beachteter Mann, aus dem Vermögen seiner Frau gelebt hatte.

Von Babette's spätern Schicksalen sind nur flüchtige, unzusammenhängende Angaben möglich. Sie verließ Paris, wandte sich nach Rom, wo sie zur katholischen Konfession übertrat und als Proselytin bei der alten Frömmlerin Laetitia, Bonaparte's Mutter sich einzuschmeicheln wußte, in deren Gefolge sie sich in den Bädern von Ischia aufgehalten zu haben scheint; wenigstens erschien damals eine empfindsame, Babette Bansi unterzeichnete Schilderung dieser Insel, mit allerlei Mitleid erregenden Personalien der Verfasserin, im Morgenblatt. Nachher ging sie nach Florenz, machte dort die Bekanntschaft des ebenso berühmten als eitlen Professors und Lazaretharztes Nannoni und wußte, als eine vollendete Komödiantin, denselben dergestalt für sich einzunehmen, daß er sie im Jahr 1809 heirathete. Aus verschiedenen ihrer brieflichen Aeußerungen scheint indeß hervorzugehen, daß sie mit ihrem viel ältern Manne nicht auf dem besten Fuße lebte, und sich in Florenz immer noch mit der Kunst als einem Erwerbszweige, jedoch

ohne bedeutenden Erfolg beschäftigte. An ihre Pflegeeltern wandte sie sich später noch mehrmals, wie ihr Vater vermuthlich durch den Ruf von Schweizer's in Amerika erworbenen Reichthümern angelockt, ja sie suchte sogar, bei fortwährendem Schweigen des letztern, Diggelmann's Vermittlung, aber alles umsonst. Schweizer blieb endlich einmal unerschütterlich. Er war zu grob hintergangen und beleidigt worden, als daß er sich neuerdings hätte beschwatzen lassen. Bei veränderter politischer Lage Italiens verließ sie gegen Ende des Jahres 1814 Florenz und ihren Mann und begab sich nach Paris zurück, um daselbst ehmalige Bekanntschaften zu erneuern und wieder Beschäftigung zu finden. Inzwischen starb ihr Mann und nunmehr wußte sie sich, der Himmel weiß durch wessen Empfehlung, eine Stelle als „Dame de première classe“ in dem königlichen Erziehungshause adeliger Mädchen zu St. Denis auszumitteln (!), wo sie, nach einem zehnjährigen Dienst als Lehrerin, wahrscheinlich im Zeichnen, und wenn sie sich so lange gut zu betragen weiß, einen lebenslänglichen Gnadengehalt zu gewärtigen hat.

Da ich selbst nie ein Gemälde von Babette zu Gesichte bekommen, so ließ ich mich in Paris nach dem Grad ihrer Kunstfertigkeit erkundigen, und erhielt endlich (im Dezember 1822) von Mdslle. Goffroi, einer Schülerin Gerards und seit zwanzig Jahren seine Gehülfin, folgende Auskunft:

„J'ay souvent entendu dire à Mr. Gérard, que Mad. Nannoni „avoit réellement du talent. Son long séjour en Italie lui a procuré „l'occasion de faire beaucoup de copies de grands maitres. Elle y a „accquis une correction de dessin qui n'est pas trop commun parmi „nous autres femmes. Elle est aussi capable à faire des choses „d'invention, car j'ay entendu parler à Mr. Gérard d'un tableau de „genre dont un petit savoyard est le sujet, et qui avoit fort bien „réussi. — Elle remplit à la grande satisfaction de ses supérieurs „et de ses élèves la place de maitresse de dessin dans la maison „royale de St. Denis.“

Nach überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren war Schweizer nun auf den Punkt gelangt, wo ihm voller Ersatz für alle frühere Einbuße verheißen war und wo er sich ein neues und größeres Vermögen, als dasjenige was er in Paris verscherzt, mit rechten Zügen hätte sammeln können.

Die Agentschaft war durch den Beschluß vom 18. Juli 1794 von dem Wohlfahrtsausschuß beauftragt, Lebensmittel, Flottenbedürfnisse, Materialien und Waaren von der verschiedensten Art in Amerika aufzukaufen, selbige auf dänischen Schiffen und gegen jeden Angriff gesichert, unter ihrem Privatnamen nach Frankreich abzufertigen, alle in den Seehäfen der Vereinigten Staaten landenden französischen Schiffe zu verproviantiren und die dem Feind abgenommenen nebst ihren Ladungen, zu verkaufen. Auf allen diesen großen und vielseitigen Operationen waren der Agentschaft verschiedene Prozent, die sich im Durchschnitt auf fünf vom hundert beliefen, zum Voraus zugesichert.

Die Schuld der Vereinigten Staaten gegen die französische Regierung betrug ungefähr dreißig Millionen Franken und die Agentschaft, durch deren Hände die Rückzahlung derselben stattfand, war ebenfalls befugt, ihre Prozente für eigene Rechnung vorweg davon zu entheben. Die damals noch geldarmen Staaten hatten früher für Entrichtung dieser Schuld keine Fonds ausgemittelt, und erst jetzt dergleichen in Staatspapieren unter dem Namen der „quatre et demi pour cent“ und „cinq pour cent“ gestiftet. Da diese Aktien aber in Amerika selbst noch wenig Abnehmer fanden, so wurden sie nach London geschickt und daselbst durch das Haus Casanove allmälig auf der Börse gegen Wechsel umgesetzt. Auf diesen Wechseln, sowie auf dem Verkauf der mitgebrachten Kostbarkeiten, war wieder neuer und großer Gewinn für die Agentschaft zu gewärtigen.

So sichere Aussichten auf glänzendes Glück hatte Schweizer in seinem ganzen Leben noch nie vor sich gesehen. Es brauchte nur

Sachkenntniß, Fleiß und Beharrlichkeit, um dasselbe zu erreichen und festzuhalten.

Inzwischen war Swan auf seinem bessern Schiffe schon 6 Monate früher als Schweizer in Amerika angelangt und hatte die Geschäfte bereits in vollen Gang gebracht, einige derselben schon ganz beseitigt. Er reiste hin und her, nahm Gelder und Wechsel in Empfang, kaufte und verkaufte, sandte Getreideladungen und Schiffsbaumaterialien nach Frankreich hinüber und handelte dermaßen unumschränkt und eigenmächtig, daß er Schweizer, wie dieser sich endlich bei ihm einfand, nicht einmal mit der wesentlichen Beschaffenheit und dem eigentlichen Vortheil dieser vielseitigen Angelegenheiten bekannt machte. In Ermanglung des Buchhalters Sonthonas, der mit Schweizer durch die Stürme auf der See zurückgehalten worden, ließ er den Briefwechsel, die Bücher und Rechnungen unter seiner unmittelbaren Leitung in Philadelphia, dem damaligen Sitz des Kongresses, durch zwei amerikanische Sekretärs, Bacon und Broadfurd, die ihm ganz nach Willen lebten, führen, und zwar so, daß die Geschäfte der Agentschaft, seine eigenen mit Dallarde und andern, die unter dem Namen James Swan & Compagnie vorkamen, alle vorsätzlich durcheinander gemischt wurden. Wie Sonthonas die ihm übertragene Stelle nun wirklich antreten und verwalten wollte, ward er unter mancherlei Vorwand daran verhindert, niemals förmlich zugelassen und konnte bloß zur Seltenheit und höchstens auszugsweise und ohne Ordnung flüchtige Noten erhaschen, womit er sich auch bald begnügte.

Schweizer hatte sich allerdings vorgenommen, für die Herstellung seines Wohlstandes besorgt zu sein. Nachdem er beinahe Alles verloren und nun manches entbehren mußte, was ihm früher zum Bedürfniß geworden und seitdem er seinen unbegrenzten Trieb zur Wohlthätigkeit nicht mehr befriedigen konnte, fand er doch, der Reichthum sei nicht zu verachten. Er schrieb auch folgende Zeilen unter seine Lebensregeln ein:

„Sei nicht träge, dir Gold mit redlichem Fleiße zu sammeln,
„Selbst die Weisheit, sie ruft: Gute, besitzet es ihr!

„Schuldlose Freuden sind viel, die sein Besitz nur erkaufet,
„Und ihr Mangel wär' die Schmach nur der Lässigkeit einst."

Allein sein Wille war nicht mit Selbstüberwindung, Kraft und wahrer Einsicht gepaart, er kam nie zum Eingreifen. Swan hingegen lebte ganz den Geschäften und hielt sich ohne Zweifel absichtlich an andern Orten, als Schweizer, auf, sowie er auch aus Arglist für diesen ein schlechtes Schiff gemiethet hatte, um selbst früher in Amerika anzulangen und sich der großen Operation allein zu bemächtigen. Er mußte sich den Anschein zu geben, als wolle er, aus freundschaftlicher Großmuth, alle Bemühungen, sowie alle Verantwortlichkeit nur auf seine eignen Schultern laden. Picquet hatte Schweizer gesagt, er dürfe sich um nichts bekümmern; wenn er nur mit seinem Namen zu der Unternehmung stehe, so sei das genug, und Picquet mußte doch seiner Sache sicher sein und sich auf Swan verlassen können, da er auf geheimen großen Mitgewinn zählte, sonst hätte er wohl andere Einleitungen getroffen und seinem Kommandit-Interessenten umständlichere und dringendere Verhaltungsregeln eingeschärft. Mit solchen Trugschlüssen, die ihm sein unstäter Sinn eingab, wiegte Schweizer sich selbst über diesen wichtigen Punkt in beharrliche Zuversicht ein und ließ sich immer, sowohl durch Swan's Veranstaltung, als durch den Andrang äußerlicher neuer Erscheinungen von dem eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit auf tausend andere und fremdartige Gegenstände ableiten.

Wenn er Swan in Paris nur flüchtig beobachtet und nicht näher kennen gelernt hatte, so ließ er sich nunmehr auch an der Freundschaft genügen, die dieser in Worten gegen ihn äußerte, ohne dessen frühern Verhältnissen in Amerika genauer nachzuforschen und den Grad des Vertrauens auszumitteln, das jener als moralischer Mensch und als Geschäftsmann verdienen mochte. Aber nicht bloß Swan allein, auch dessen ganze Familie hatte Schweizer mit offnen Armen empfangen und er wohnte öfters im Schooße derselben. Wie hätte der gutmüthige Schwärmer, der andere immer nach sich selbst zu beurtheilen pflegte, die

Gastfreundschaft verhöhnen und an der Redlichkeit seiner neuen Freunde zweifeln dürfen!

Ich habe getrachtet, bei Amerikanern sowohl, als andern welterfahrnen Leuten, mir einige Auskunft über Swan und dessen Frau zu verschaffen, und im Ganzen lauteten die Berichte immer gleich; nur die Umrisse ihrer frühern zweideutigen Carrière waren etwas unbestimmt, wie ich dieselben in flüchtigen Zügen summarisch hier wiedergebe.

Swan scheint sich jung aus Schottland nach Amerika gewendet, dort sein Glück versucht und das Bürgerrecht zu Boston erworben zu haben. Er war Oberst bei der Miliz und wurde sogar Mitglied des gesetzgebenden Rathes. Von hoher, schlanker Gestalt mit angenehmen Gesichtszügen, feinen Manieren und einem äußerlich nie zu erschütternden Gleichmuth, gefiel er den Weibern und heirathete 1776 eine Waise und reiche Erbin, Hepsy Clarke, die unter der Vormundschaft eines, Denis genannten Vormundes stand. Das beträchtliche, über eine Million Franken betragende Vermögen, welches diese Hepsy Clarke von ihrem Vater erbte, soll derselbe auf unrechtmäßige Weise erworben haben, ja es wird sogar behauptet, er habe, von Gewissensbissen gefoltert, seinem Leben ein Ende gemacht. Bei Swan's Verbindung mit seiner Frau sollte das Vermögen dieser letztern außer dem Bereiche ihres Mannes bleiben; er wußte sich aber desselben zu bemächtigen und begann damit so ungeheure, zugleich aber auch so unsinnige Geschäfte, daß endlich Alles in Rauch aufging, Swan vier Jahre nach seiner Verheirathung einen schändlichen Bankerott machte, überall unbefriedigte Gläubiger und einen mehr als zweideutigen Ruf hinterließ, und immer in Prozesse verwickelt blieb, worin er gleichsam eine erwünschte Nahrung für seinen verschrobenen Geist fand.

Um das Jahr 1790 errichtete er eine Handelsverbindung mit Dallarde in Paris und machte 1793, theils unter der Firma Dallarde Swan & Co., theils unter derjenigen von James Swan & Co. große Geschäfte mit der Handlungs-Kommission und andern öffentlichen Behörden, als Unterhändler zwischen der Regierung und dem Hause

Lübbert & Dumas in Hamburg, das mit gewaltigen Anschaffungen betraut war, bis er sich endlich, durch Picquet's Vorschub, zum eigentlichen Agenten der französischen Regierung in Amerika emporzuschwingen wußte.

Von seinen eigenen Landsleuten wird Swan als ein Mann von unmäßiger Habsucht, Eigenliebe und einem Starrsinn geschildert, den Niemand, der das Unglück hatte, mit ihm in Verbindung zu gerathen, jemals zu beugen vermochte. Er soll von jeher das unselige Talent geübt haben, jede, wenn auch noch so einfache Angelegenheit, dergestalt zu verwirren, daß er selbst den Faden nicht mehr finden und niemals den eigentlichen Stand seines Vermögens ausmitteln konnte.

Dieses war der Mann, welchem die französische Regierung die Leitung eines Finanzgeschäftes übergeben, von dessen Erfolg die Verproviantirung von Paris in einem Zeitpunkt abhing, wo das aufgewiegelte Volk nach Brod schrie; in Verbindung mit einem solchen Menschen, der keine Mittel verschmähte, sich Geld zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen zu verschaffen, sollte der uneigennützige, leichtgläubige und immer zerstreute Schweizer einen unfehlbaren und rechtmäßigen Gewinn theilen, der aber nur demjenigen zufallen konnte, welcher denselben behend in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen verstand.

Swan's Gemahlin war ein würdiges Seitenstück zu ihrem Gatten. Schweizer schilderte sie als eine „femme superbe, et tellement la res„semblance de la feue reine de Versailles, de Trianon et du Pavillon „de Flore, qu'en Europe elle seroit assommée d'insultes et d'admi„rations, de cailloux et de vers.“ Sie soll wirklich eine sehr schöne Frau gewesen sein, so habsüchtig wie ihr Mann, dagegen in ebenso hohem Grade heftig als dieser kaltblütig und anscheinend ruhig ist. Beide trachteten stets, einander wechselweise zu überlisten. Beide lebten in beständiger Zwietracht, wozu Swan's mannigfaltige verliebte Abenteuer, seine Betrügereien, zumal seit er das Vermögen seiner Frau durchgebracht hatte, häufigen Stoff lieferten, und welche nicht selten in Thätlichkeiten ausbrach. Ein einziger Zug wird hinreichen, das gegen=

seitige Verhältniß und die Gemüthsart dieses saubern Ehepaares in gehöriges Licht zu stellen. Nach einem heftigen Wortwechsel schleuderte die Frau dem Manne ein Messer gegen das Gesicht. Dieser bückte sich, dem Streich auszuweichen, hob das Messer bei der Klinge auf, überreichte es der schäumenden Megäre mit einer höflichen Verbeugung und verließ ruhig den Schauplatz.

Swan's einziger Sohn, dem Vater in jeder Beziehung ähnlich, war ein Taugenichts, Verschwender und ein Bankerottirer im Kleinen, wie jener. Drei Töchter, Hepsy, Kitty und Sally scheinen dagegen ebenso liebenswürdig als ihre Eltern verächtlich gewesen zu sein und Schweizer hat in der Folge diese Mädchen in einer poetischen Epistel an Magdalene unter der Aufschrift „die columbischen Schwestern" besungen. Er beschäftigte sich viel mit denselben, versorgte sie mit Büchern und gab ihnen Anleitung im Zeichnen. Die zärtliche Hepsy zog ihn am meisten an; er war gewissermaßen in sie verliebt, lebte mit ihr auf dem vertraulichen Fuß eines Bruders, und ritt auch oft mit ihr spazieren, da er sich gerne zu Pferd im Freien herumtrieb. Diese Liebhaberei hätte ihm aber mehr als einmal sehr übel bekommen können; denn er bestieg von jeher, ohne die Reitkunst gehörig eingeübt zu haben, so wie den Pegasus und das Glückspferd, vorzüglich gern je den wildesten Gaul, den er nie zu bändigen vermochte und doch beständig spornte, so daß er öfters stürzte, abgeworfen wurde und immer Gefahr lief, den Hals zu brechen.

Abwechselnd wohnte er bald in Boston, bald in Philadelphia und im Sommer meistens irgendwo auf dem Lande. Da er mit guten Empfehlungen versehen war, konnten ihm auch bessere Bekanntschaften nicht fehlen, und die Stelle, welche er bekleidete, verschaffte ihm Eingang bei den bedeutendsten Männern in den Vereinigten Staaten. Unter diesen befanden sich der alte Präsident Adams, der Vizepräsident Aaron Burr; unter den ersten Vertheidigern der amerikanischen Freiheit die alten Generale Lincoln und Morgan; Joël Barlow, der berühmte Dichter der Columbiade und Diplomatiker, der

als amerikanischer Botschafter dem Kaiser Napoleon nach Rußland folgen mußte und in Litthauen starb; Robert Fulton, der rühmlich bekannte Naturforscher, Erfinder der Dampfschiffe; der Juvenal Amerika's, Dr. Gardener; der spanische Gesandte, Marquis de Casa Yrujo; ein deutscher General von Hompesch und viele Engländer. Unter den anwesenden Franzosen fand er auch den Herzog von Liancourt wieder, sowie den ehemaligen Bischof von Autun und nachherigen Fürsten von Talleyrand-Perigord, den er sich aber durch ein Epigramm abhold machte; die berühmte Madame Tudor und viele andere Menschen, welche in der alten und neuen Welt bedeutende Rollen gespielt haben. Ueberall ward er als ein unterhaltender Gesellschafter gut aufgenommen, wohnte republikanischen Gastmählern bei, wo er die Hauptführer des neuen Staates versammelt fand, dieselben über ihre politischen Verhältnisse und Ansichten discutiren hörte, und über den in diesem Lande herrschenden Geist mannigfaltige Betrachtungen anstellen konnte.

---

Während Schweizer sich in geselligen Verhältnissen herumtrieb und zerstreute, war Swan nur desto emsiger darauf bedacht, die Geschäfte der Agentschaft zu befördern und Geld auf die Seite zu schaffen, wovon aber seine Frau, die ihm hartnäckig zusetzte, den größten Theil erkämpfte, um sich wieder für ihr eigenthümliches Vermögen bezahlt zu machen. Was Swan für eigene Rechnung behauptete, ward auch sogleich wieder auf Spekulationen verwendet.

Schweizer hatte es versäumt, sich gleich von Anfang an den Umfang und die Art aller der Agentschaft zufallenden Geschäfte auseinander setzen zu lassen und selbst Hand anzulegen; deßhalb vermochte er auch in der Folge nie mehr, sich hineinzuarbeiten und überließ ihre Leitung um so ruhiger dem thätigen Swan, als er inzwischen, aus der Gesellschaftskasse und auf Abrechnung, das nöthige Geld für seine Privatbedürfnisse beziehen konnte.

Auch Sonthonas blieb müssig, nachdem ihm bei seinen ersten Versuchen, die Komptabilität zu überwachen, von Swan und dessen Helfershelfern Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren. Auf Schweizer's Wort trauend, der ihm eine große Belohnung zugesichert hatte und seine Versprechungen immer hielt, auch wenn er selbst im Stich gelassen wurde, pflegte er seine schwächliche Gesundheit, spielte Violin und bekümmerte sich zur größten Seltenheit um die Geschäfte. Als seine Gattin ihm später nachfolgte, gefiel es den beiden bald nicht mehr in Amerika; sie beschlossen, nach Frankreich zurückzukehren und beim Abschied überreichte Schweizer dem pflichtvergessenen Angestellten in fürstlicher Freigebigkeit eine Brieftasche, in welcher an guten Wechseln eine Summe von mehr als Fr. 80,000 enthalten war und wovon Schweizer die größere Hälfte aus seinen eignen Mitteln, die kleinere aber, nach Uebereinkunft, auf Swan's Rechnung aus der Gesellschafts-kasse zusammengebracht hatte.

Da übrigens Schweizer, in einem Lande, wo der Mensch nur nach Maßgabe seines Reichthums etwas gilt, das allgemeine Jagen nach Vermehrung der Glücksgüter täglich vor Augen, und überall große Geschäfte machen sah, wandelte ihn doch auch wieder die Lust an, sich mit solchen Angelegenheiten zu befassen, und da er sich des Rechtes begeben, diejenigen zu behandeln, für welche er hier eigentlich berufen war, so wollte er, gleich wie das Swan auch that, nebenbei auf seine freie Faust eben so gut das Geld, das er aus der Gesellschafts-Kasse bezog, und ohne zu bedenken, daß er über die Hälfte desselben mit Picquet abzurechnen habe, mit Nutzen umsetzen. Die beste Gelegenheit dazu glaubte er in dem Ankauf unangebauter Ländereien zu finden, womit damals ein allgemeiner Handel getrieben wurde.

Die nordamerikanischen Staaten hatten nämlich, um sich neue Hülfsquellen zu verschaffen und den Anbau und die Bevölkerung des Landes zu befördern, ein Gesetz aufgestellt, das Jedem, welcher im Innern der Provinzen, wo ungeheure Strecken unbenutzten öden Bodens lagen, solche entdecken würde, die noch keinem Privateigenthümer gehörten

und mit Vortheil urbar gemacht werden konnten, die Befugniß ertheilt, diese Ländereien durch Feldmesser ausstecken, aufnehmen und beschreiben zu lassen. Alsdann wurden dieselben auf die bloße Beschreibung hin dem Unternehmer gegen eine unbedeutende Kaufsumme als Eigenthum zugesichert, mit dem Recht, sie zu vertheilen, zu verkaufen und selbst, oder durch Andere anbauen zu lassen. Sobald der Titel über solche Ländereien ausgefertigt war, wurden sie nach Maßgabe ihrer Lage und Beschaffenheit mit einer Taxe belegt, welche der Eigenthümer jährlich entrichten sollte.

Früher, und schon unter der englischen Regierung, waren alle jetzt bestehenden Kolonien auf die nämliche Weise gestiftet worden und die ersten Käufer hatten, bei zunehmender Bevölkerung, auf solchen Spekulationen ungeheure Summen gewonnen. Die Aussicht auf ähnliche Gewinne lockte nunmehr wieder eine Menge Spekulanten herbei und solche, die in der Nähe schon angebauter und bevölkerter Orte sich dergleichen Ländertitel zu verschaffen wußten, machten allerdings sehr vortheilhafte Geschäfte. Da aber die Habsucht den Zudrang vermehrte und die zahllosen Feldmesser immer bereit waren, auf Entdeckung auszugehen, so dehnten diese Unternehmungen sich bald bis in Wildnisse aus, die mehrere hundert Meilen von allen bewohnten Ortschaften entfernt lagen. Hier hatten die Feldmesser freies Spiel. Sie entwarfen prächtige Pläne auf dem Papier und wurden von denjenigen, die sie aussandten und welche sich selten die Mühe gaben, an Ort und Stelle mitzureisen, gut bezahlt. Je weiter das ausgemessene Land von angebauten Gegenden entfernt lag, desto geringer war die Ankaufssumme.

Der Titel darüber wurde sogleich zu einer Waare, und auf der Börse feilgeboten. Eine solche Besitzung, die gewöhnlich niemand als der Feldmesser und auch dieser zuweilen selbst nie gesehen hatte, ging innerhalb weniger Monate in die vierte, fünfte und sechste Hand über. Da, wo auch die Ausmessungen gehörig stattgefunden, wurden die Grenzpunkte nur schwankend bestimmt, und bestanden öfters in einem Nußbaum, einer Eiche, oder in einem Platanus, die der Blitz zerstören,

oder in einem Bächlein, dessen Lauf der nächste Gewitterregen verändern konnte. Da die Feldmesser auf Gerathewohl und ohne sich untereinander verständigt zu haben, ausgingen, so geschah es häufig, daß einer seine Messungen in verschiedenen Richtungen über Flächen ausdehnte, die ein Anderer schon früher theilweise oder ganz in seine Pläne aufgenommen und worüber schon ein Eigenthumstitel ausgefertigt worden, und weil die allgemeinen Landkarten noch höchst unvollständig waren und im Innern der unbevölkerten Provinzen keine bestimmten Gebirgsketten, keine richtigen Längen und Breiten zeigten, auf welche die Pläne der Feldmesser hätten eingetragen werden können, so war es auch nicht möglich, die einzelnen Stellen zu bezeichnen, welche bereits den vielen Unternehmern abgetreten worden. Wenn die Regierung nur Kaufsummen und Taxen beziehen konnte, so ließ sie unbekümmert gewähren und baute auf die Verantwortlichkeit der Feldmesser, die allerdings beeidigt waren, aber unmöglich genau kontrollirt werden konnten. Aus solchen Verflechtungen entstanden dann immer Prozesse, die Sporteln abwarfen, den Advokaten reichlichen Gewinn verschafften und wobei in der Regel am Ende die streitenden Parteien leer ausgingen.

Aller dieser Gefahren ungeachtet, wurde dennoch eifrig fortgemessen und mit Titeln spekulirt. Allgemeiner Schwindel hatte die Köpfe ergriffen und bei diesem leichtsinnigen Spiel wurden ebensoviel Millionen verloren als gewonnen. Vorsichtige Leute, die den Zeitpunkt wahrnahmen und solche Titel zu kaufen wagten, waren immer bedacht, dieselben ohne Verzug mit bescheidenem Gewinn schnell wieder abzusetzen. Andere behielten sie, in der Hoffnung, den Werth der Länder von einem Jahr zum andern in's Unermeßliche steigen zu sehen. Diese Letztern wurden gewöhnlich in allen ihren luftigen Erwartungen getäuscht. Viele Europäer, selbst Amerikaner haben durch solche Unternehmungen ihr ganzes Vermögen unwiederbringlich eingebüßt. Swan, der auf Allem, was vorkam und vorzüglich gern mit zweideutigen Gegenständen spekulirte, versäumte nicht, sich ohne strenge Auswahl und genaue Untersuchung, eine Menge solcher Ländertitel für so viel Geld anzuschaffen, als er

seiner Frau und seinem Mitagenten aus dem Ertrag der Geschäfte unterschlagen konnte. So hatte er auch von dem, durch ähnliche Spekulationen zuerst übermäßig reich gewordenen, dann aber wieder sehr heruntergekommenen Senator Robert Morice, einen Titel über 500,000 Acres (Jucharten) Land in Virginien gekauft, welche in den Grafschaften Whyte und Russel liegen sollten, und deren Grenzen auf dem Titel buchstäblich lauten: „Beginning at two poplars and two „chestnuttrees on a branch of Guiandottriver and about six miles „from the mouth of little war creek, a branch of sandyriver" (Beginnend bei zwei Pappeln und zwei Kastanienbäumen, an einem Arme des Guiandottflusses und ungefähr sechs Meilen von der Mündung der kleinen Warkreek (Kriegsflüßchen), eines Armes des Sandyflusses). Da aber die meisten virginischen Ländertitel damals schon für mißlich galten, so eilte er, diese verdächtige Waare wieder abzusetzen und bot sie aus besonderer Gefälligkeit seinem Freunde Schweizer käuflich an, indem er ihm alle Vortheile, welche daraus erwachsen könnten, gehörig herauszustreichen wußte.

Schweizer, der bereits nach solchen Erwerbungen lüstern war, obgleich ihn Picquet davor gewarnt hatte, ging den Handel ein und kaufte die Hälfte dieser Ländereien, nämlich 250,000 Acres, oder vielmehr bloß einen Ausscheidungstitel darüber, für die Summe von 25,000 Dollars (Piaster) oder 135,000 Franken, den Dollar nach damaligem Werth zu fünf Franken 40 Centimes, welche ihm auf der Gesellschaftsrechnung abgeschrieben wurden. Die andere Hälfte schwatzte Swan in der Folge seinem frühern Handelsgenossen Dallarde auf.

Wie Schweizer sich einmal als Eigenthümer von 250,000 Acres Land betrachtete, begann er sich auszumalen, wie dasselbe urbar gemacht werden und von einem Jahr zum andern an innerm Werth gewinnen könnte. Je mehr er sich in solche Träumerei vertiefte und seine Phantasie damit erhitzte, desto fester überzeugte er sich, es gebe keine bessere Art, sein neuerworbenes Vermögen, das er schon zu besitzen glaubte, anzulegen und zu vermehren, als wenn er dasselbe in solche Ländereien stecke,

wovon die rohe Juchart mitunter kaum ein Paar Pfenninge kostete und so kaufte er deren, theils von Swans Ausschuß, theils durch Mäkler nach und nach in verschiedenen Provinzen und jene ersten 250,000 Acres mitgerechnet, für die Summe von 43,388 Dollars (234,295 Franken 20 Centimes, oder Zürcherwährung 98,843 Gulden 14 Kreuzer 1½ Heller). Der Flächeninhalt aller dieser Ländereien übertraf auf dem Papier beinahe den Umfang des ganzen Kantons Zürich.

Bei der Uebernahme solcher Ländertitel waren viele Formalitäten zu beobachten, um sich eines ruhigen Besitzes zu versichern. Kaufte man nur einen Theil eines größern Ganzen, so mußte dieser Theil mit Bestimmung seiner Grenzen wieder ausgemessen und darüber eine neue Verschreibung ausgefertigt werden, die sich auf den ersten Originaltitel bezog, von welchem eine gerichtlich bestätigte Abschrift beigefügt wurde. War der Verkäufer verheirathet, so mußte dessen Frau die Abtretungsakte des Mannes mit diesem zugleich unterschreiben. Diese Akte mußte in die Register der Ortskanzlei (Landoffice of the county) eingetragen und für jährliche Bezahlung der Taxen gesorgt werden; denn sobald diese nicht entrichtet wurden, so ließ die Regierung von dem unversteuerten Lande, wenn dieses ausfindig gemacht werden konnte, so viele Jucharten abreißen und versteigern, bis die Summe der Taxe herauskam. War der Käufer ein Ausländer, so durfte derselbe keine Ländereien unter seinem eignen Namen, sondern bloß unter demjenigen amerikanischer Trustees (vertrauter Kuratoren) besitzen, welche in dem Kaufbrief als Käufer aufgestellt wurden und von diesen mußte der wirkliche Eigenthümer sich eine amtliche Gegenverschreibung geben lassen, welche bezeugte, daß die Kaufsumme nicht mit ihrem eignen Gelde, sondern aus dem seinigen bezahlt worden sei und dergleichen mehr.

Von diesen verschiedenen und lästigen Formalitäten beobachtete Schweizer die wenigsten, wenn schon ihm alle bekannt waren. Er verschob es von einem Monat zum andern, dieselben in Ausführung

zu bringen; er verließ sich auf die Redlichkeit der Leute, mit welchen er auf der Stelle hätte abschließen sollen und meinte, das Alles lasse sich dereinst zu gleicher Zeit nachholen. Swans Frau hatte nicht einmal die Abtretungsakte für die 250,000 Acres unterschrieben, er selbst hingegen versprochen, für die Bezahlung der Taxen auf Abrechnung sorgen zu lassen.

Schweizer's Hauptaugenmerk war vielmehr die Benutzung seines weitläufigen Reiches. Er sammelte und studierte alle Reise- und Lokalbeschreibungen und Karten, die er über die Gegenden habhaft werden konnte, wo seine Ländereien liegen sollten und entwarf in seinem Zimmer Pläne zu Kolonien, worin auf erhaltene flüchtige Angaben hin, das Klima, die Beschaffenheit des Bodens, seine Empfänglichkeit für verschiedenartigen Anbau, seine Mineralien, seine Bäche, Flüsse und Seen, und der ungeheure Gewinn, welcher unfehlbar aus der Urbarmachung erfolgen müsse, umständlich beschrieben, berechnet und mit Anekdoten, Zitaten und gelehrten Anmerkungen begleitet waren, als hätte Schweizer diese Wüsteneien selbst nach allen Richtungen durchwandert, und mit allseitiger praktischer Sachkenntniß untersucht. Darunter befindet sich z. B. der Plan (Projet d'une grande bergerie), wie auf jenem großen virginischen Gute von 500,000 Acres, die Viehzucht begründet werden könnte. Die Initialkosten werden bloß auf 350,000 Franken, der Ertrag dagegen schon im zweiten Jahre auf 151,987 Franken geschätzt. Daneben ist das arkadische Schäferleben, das daselbst geführt werden könnte, poetisch geschildert, und wird beiläufig gemeldet, wie ein einziges trächtiges Schwein, das der General Scott im Jahr 1783 in den Wäldern des Ohio ausgesetzt, vier Jahre später schon eine Nachkommenschaft von 3000 Köpfen hinterlassen habe u. s. w. Man kann sich dabei nicht enthalten, an den Traum des Eier-Mädchens zu denken und zu bedauern, daß so viel theoretische Gelehrsamkeit, Anstrengung, Zeit und Mühe auf Arbeiten verwendet wurde, deren Grundlage bloß in der Einbildung bestand.

Neben diesen agronomischen Spekulationen machte Schweizer mitunter auch noch andere Geschäfte, indem er an der Zucker-, Pfeffer- und Baumwoll-Ladung des Schiffes „Hero" mit John Murray & Co. in New-York, für 30,000 Dollars (162,000 Franken) Theil nahm, dem Hause Albert Galatin & Co. in New-Geneva andere Waaren in Kommission gab, worüber von diesen Leuten niemals Rechnung erhältlich war, nachdem sie die Waaren selbst einem gewissen Rebik übergeben, der sich damit nach Natschez in Mississippi zurückzog, wo er nie wieder aufzufinden war. Anderen Spekulanten und heruntergekommenen Landsleuten schoß er Geld zu ihren Unternehmungen vor und unterhielt mannigfaltigen Verkehr in Wechselbriefen mit den verschiedenen Unterhändlern der Agentschaft in Amerika und Europa.

Um vortheilhafte Ergebnisse zu gewähren, hätten solche Geschäfte mit großer Pünktlichkeit geführt werden sollen, diese war aber leider Schweizer's Sache nie. Er hielt nicht einmal gehörig Buch darüber und wenn er auch in einen mäßigen Quartanten, der noch vorhanden ist, sein Soll und Haben in flüchtigen Titeln aufschrieb, so führte er die Rechnungen darüber niemals fort, kopierte die wenigsten seiner abgesandten Briefe, verlegte die empfangenen und schrieb seine widersprechenden Noten auf einzelne abgerissene Blätter mit Versen untermischt, von welchen Letztern zuweilen epigrammatische Bruchstücke in der deutschen Zeitung zu Boston gedruckt erschienen, die aber alle keine Kritik aushalten. Der erfahrenste Kaufmann hätte nie aus seinen Kladden klug werden können.

Dabei hatte Schweizer sich längst schon beinahe blind geschrieben und gelesen und bedurfte immer eines Sekretärs. Der Zufall führte ihm in Amerika einen solchen in der Person eines preußischen Abenteurers, Namens Willmann zu, der aber so untüchtig war und ihn, wie alle seine frühern Kopisten, um sein Geld prellte, daß dieser ihm keine Erleichterung verschaffte und der unermüdliche Schwärmer sich doppelt anstrengen mußte, um alle seine phantastischen Abhandlungen, Berech-

nungen und Projekte zu Papier zu bringen. Aeschmann, statt sich für Schweizer zu verwenden, hielt sich vielmehr an Swan, und wurde von diesem zu großen Operationen gebraucht.

---

Nach Verfluß einiger Jahre wurde Schweizer der merkantilischen Spekulationen um so eher satt, als er nicht immer das nöthige Geld dazu aus der Gesellschaftskasse beziehen konnte und keine derselben noch zu wirklichem Ergebniß gereift war.

Nunmehr und da sein unruhiger Geist sich in unaufhörlicher Thätigkeit regen mußte, gerieth er auf eine Ansicht, die dermaßen bei ihm vorherrschend wurde, daß er allmälig alle seine andern Angelegenheiten über einer einzigen firen Idee, die alle seine intellektuellen Kräfte in Anspruch nahm, bei Seite legte und vergaß.

Die Verfassungen des schweizerischen Bundesstaates hatten längst seinen Wünschen für Menschenglück nicht entsprochen; die Revolution, welche in Frankreich unter seinen Augen Statt gefunden, war in Greuel ausgeartet, vor welchen er sich nach Amerika flüchtete und hier fand er sich neuerdings in allen seinen Erwartungen getäuscht.

Schon der bloße Anblick des Landes hatte ihn nicht befriedigt und er schrieb darüber, im Mai 1795, aus Philadelphia an meinen Vater: „Que j'ay été trompé dans mes attentes! Je m'imaginai, d'après des relations imprimées et verbales, que je trouverai un pays si paré par la nature, que je pourrai m'y livrer à l'illusion d'être dans ma patrie. Mais je n'ay vu dans l'immense côte depuis Boston ici, que j'ay parcourue, pas un seul, ou votre vieux ami Gessner auroit pu concevoir une idille, pas un seul qui eut valu un fragment de la vue du Beckenhof, pas un seul ou j'eusse pu vouloir me batir une cabane!"

Die Menschen zogen ihn noch weniger an als die Natur. „Der Amerikaner", schrieb er in sein Tagebuch, „fühlt, hört, sieht, denkt, träumt, berechnet, nießt, liebt, seufzt, weinet, lacht, hungert, durstet —

Geld!" Und Geld war gerade das, was Schweizer buchstäblich immer wegwarf, und für sich selbst und bei Andern am wenigsten achtete.

Wenn schon die Verfassung der neuen Republik auf liberalen Grundsätzen beruhte und alle Bürger des Staates, im Genuße politischer, moralischer und religiöser Freiheit, ihr Wesen ungehindert treiben und sich durch Gewerbfleiß und zwanglosen Verkehr nach Herzenslust bereichern konnten, so fand er gerade in dieser Freiheit wieder die Ursache der moralischen Verdorbenheit des Volkes, wie anderwärts, nach seiner Meinung, Aristokratie oder Despotismus die nämlichen Wirkungen hervorgebracht hatten. Also konnte der Grund des schlechten Zustandes der Menschheit nicht bloß in den abweichenden Formen verschiedener Staatsverfassungen liegen; er glaubte nunmehr denselben in dem allgemeinen Ganzen der Zivilisation, wie sie beschaffen ist, entdeckt zu haben. Je mehr er aber darüber grübelte, desto tiefer überzeugte er sich, daß Alles in der Welt verkehrt sei und doch ganz anders und weit besser sein könnte. Er mochte sich jetzt nicht mehr mit der Rüge einzelner bürgerlicher Einrichtungen und politischer Verfassungen beschäftigen, was sonst seine Lust gewesen. Eine Radikalreform aller menschlichen Institutionen, Sitten und Gebräuche schien ihm dringendes Bedürfniß, und in seinem philanthropischen Wahne hielt er sich dazu berufen, die ganze Welt umzuschaffen durch die Bekanntmachung eines Werkes, das lauter neue Ansichten und Vorschläge enthalten, in seiner Art einzig sein, durch unbestreitbare Argumente überzeugen, zur Ausführung begeistern und hinreißen, und des Verfassers Namen verewigen sollte.

Er gedachte zuerst eine scharfe, unwiderlegbare Kritik, die alle Mängel und Gebrechen unsrer Zivilisation in allen nur denkbaren Verzweigungen des gesellschaftlichen Vereins aufdecken und bekämpfen sollte, und dann ein neues Zivilisationssystem von seiner eignen Erfindung aufzustellen, dessen Befolgung die gesammte Menschheit durch die einfachsten Mittel politisch frei und glücklich, moralisch gut machen und ästhetisch bilden könnte. Alles was er in seinem ganzen Leben über solche Gegenstände gelesen, gehört und selbst gedacht, erwachte in seinem

Gedächtniß und tausend neue Gedanken wurden dadurch in seiner erhitzten Phantasie erzeugt. Eine Unzahl derselben warf er ohne Ordnung auf einzelne Papierschnitzel, oder auf die Rückseite erhaltener Geschäftsbriefe hin, ließ sie abschreiben, veränderte sie wieder und sammelte Belege zu seinen paradoxen Meinungen aus allen möglichen Büchern. Durch ein solches Werk hoffte er sich mit dem Schicksal zu versöhnen und alles auszugleichen, was er für sein eignes und für das Glück andrer Menschen versäumt hatte. In diesem Ideentaumel schrieb er in seine „Lebensregeln eines Sonderlings“:

„Ein Gedanke nur sei der Rest deines sinkenden Lebens.
„Unüberlegtheit, sie hat, ach! meine Jugend beraubt.“

Seine Projekte gingen in einzelnen Augenblicken, wo sein Eifer an Fanatismus grenzte, noch weiter. Nicht bloße Theorien wollte er dannzumal aufstellen; er gedachte sogar auf seinen Ländereien im Innern Nordamerika's, wie William Penn, ein zweites Philadelphia aufzuführen, den Kolonisten daselbst sein System zu predigen und einen Staat zu gründen, welcher der übrigen Welt zum Muster und Vorbild dienen könnte. Da sollten Naturreligion, allgemeine Toleranz, Gemeinschaft der Güter und gemeinnütziges Streben für das öffentliche Beste vorherrschen; da sollte Reichthum eben so wenig Gesetze vorschreiben, als Armuth zur Empörung reizen. Das weibliche Geschlecht, das er überall von dem männlichen unterdrückt hielt, sollte, in seine natürlichen Rechte wieder eingesetzt, von dem Zwang der bürgerlichen Ehe und ihren Beschränkungen geschützt, auch seine Stimme im Staat erheben dürfen und die Kinder der Liebe sollten, durch diesen und öffentlich, zu edeln selbständigen Bürgern einer platonischen Republik erzogen werden, und dergl. mehr.

Bei nüchterner Ueberlegung mochte er wohl selbst solche Ausschweifungen der Phantasie belächeln und hiermit ließ er sich im Grunde weniger ernst sein, als mit der Abfassung seiner Kritik der Zivilisation, für welche zwar eine Art von Plan in seinem Kopf bestand, den er aber, bei dem allzuhäufigen Andrang von Gedanken, nie so logisch

richtig zu ordnen vermochte, daß er denselben als Richtschnur seiner Arbeit hätte niederschreiben können.

Von dieser fixen Idee stets beherrscht, mußte Schweizer wie ein Träumender durch das Leben wandeln. Er fand daher auch nie die Ruhe der Seele, ohne welche die Leitung und der Abschluß seiner ökonomischen Angelegenheiten nicht denkbar sein konnte.

---

Aber Swan und dessen Frau sorgten dafür, daß Schweizer aus seiner Traumwelt in die wirkliche hinüber gezogen wurde.

Schon einmal war er aufgeschreckt worden, als die französische Regierung, welche Verdacht gegen Swan geschöpft hatte, durch ihren Kommissarius Wante in Amerika plötzlich und unerwartet die Kassen und Bücher der Agentschaft und alle Fakturen untersuchen ließ. Da sich aber dabei kein Unterschleif zeigte, oder Swan wenigstens Mittel gefunden haben mochte, einen günstigen Bericht über diese Untersuchung abstatten zu lassen, so wurde Schweizer auch wieder beruhigt.

Nun hatte Swan innerhalb weniger Jahre die großen Geschäfte der Agentschaft alle beendigt und den Gewinn derselben bezogen. Millionen waren durch seine Hände gegangen, allein er hatte, mit Ausnahme seiner Frau, weder Schweizer noch irgend einen seiner frühern Gläubiger bezahlt. Sein Vermögen steckte in unbeweglichen Besitzungen und in den Ländertiteln; er war in verschiedene Prozesse verwickelt und im Sommer 1798, als er sich eben anschickte, nach Europa zu reisen und der französischen Regierung seine Rechnungen vorzulegen, sogar bedroht, für eine alte Schuld von 27,000 Dollars gefänglich eingezogen zu werden.

Seiner Frau wäre es ein Leichtes gewesen, sich wenigstens für ihn zu verbürgen; allein diese Xantippe beharrte auf Trennung der Güter, wollte keinen Heller für ihren Mann bezahlen und hatte schon längst ihr ganzes aus dem Gewinn der Agentschaft wieder errungenes Vermögen ihrem Busenfreunde, dem General Jackson, in Trust (Depositum

unter fremdem Namen) gegeben, unter dem Vorbehalt, die Zinse desselben alljährlich und das Hauptgut selbst durch testamentliche Verordnung nach dessen Tode wieder zu beziehen. Vermittelst dieser in Amerika üblichen Maßregel konnte niemals rechtlich etwas hinter ihr gesucht werden.

Jetzt zeigte sich Schweizer's blinde Großmuth im hellsten Lichte. Es schien ihm für ihn selbst entehrend, wenn sein Mitagent wegen einer solchen Lumpensumme in den Schuldenthurm gesteckt werden sollte. Obgleich er bereits häufige Proben von Swan's zweideutigem Charakter erhalten, so stellte er sich dennoch vor den Riß, mit allem Geld, was ihm noch übrig blieb. Es waren aber blos 20,000 Dollars, die fehlenden 7000 war er nicht vermögend, zusammen zu bringen. Da wandte er sich an Swan's eigene Frau, forderte sie auf, diesen Rest zu liefern, verbürgte sich dafür als ihr persönlicher Schuldner, hinterlegte ihr als Spezial-Hypothek den Titel der Länder in Virginien, den ihr Mann ihm für 25,000 Dollars verkauft hatte und sie war schamlos genug, diesen Vorschlag anzunehmen. So wurde, durch Schweizer's Verwendung, Swan wieder auf freien Fuß gesetzt.

Nun eilte dieser, Amerika wieder zu verlassen. Schweizer glaubte sich berechtigt, zuvor noch, wenn nicht Bezahlung, doch wenigstens eine Abrechnung über die Geschäfte der Agentschaft von ihm verlangen zu dürfen. Aber Swan konnte und wollte dieselbe nicht geben. Er wußte tausend Ausflüchte zu finden, warum seine eignen Rechnungen noch nicht gestellt wären, wie er einen Theil der Materialien dazu in Hamburg suchen müsse, wie jene blos nach der Abrechnung mit der französischen Regierung auszumitteln wären und wie diese ihm noch große Summen schuldig bleibe. Er versprach, in Europa mit Schweizer nicht blos abzurechnen, sondern ihm daselbst auch seinen ganzen Antheil an dem Gewinn, wovon dieser nur Bruchstücke bezogen, auf einmal einzuhändigen, u. s. w. Schweizer ließ sich beschwichtigen. Er wußte, daß Swan jetzt in der That nichts zu geben hatte, bis er in Europa neue Summen in Empfang genommen. Die geringste Klage bei dem französischen Botschafter Adet hätte die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können;

auf den ersten Wink dieser Art wären alle Schriften der Agentschaft unter Siegel in Beschlag genommen worden und Swan hätte noch lange nicht abreisen können.

Schweizer würde sich gern und mit ihm zugleich eingeschifft haben; sein Herz und sein Interesse forderten ihn gleich dazu auf. Allein auch das konnte er nicht thun, bevor er alle seine in Waaren und Papiere leichtsinnig gesteckten Gelder wieder eingetrieben. Er war genöthigt, seinen Hauptschuldner allein nnd aus seinem Bereiche weg reisen zu lassen und harrete, unter wechselnden Beschäftigungen, Plackereien von Seite seiner Schuldner, Träumereien, dichterischen Aufwallungen, Auszügen für seine Zivilisation und unter Sorgen für die Zukunft, noch über zwei Jahre in Amerika aus. Inzwischen sandte ihm Swan aus Europa die 27,000 Dollars wieder zurück, womit er sich einstweilen aus der Noth helfen und seinen, bei dessen Frau hinterlegten Ländertitel wieder an sich ziehen konnte.

Bald nachher, und wie Schweizer, alle Kolonisationsprojekte aufgebend, seine sämmtlichen Ländereien gern wieder los geworden wäre, berichtete ihm Swan, wie er selbst gedenke, seine eignen Ländertitel durch einen geschickten Unterhändler, John Browne Cutting nach London zu senden, dieselben dort verkaufen oder Geld darauf borgen zu lassen und ermahnte ihn, diese gute Gelegenheit zu benutzen, seinen großen virginischen Titel ebenfalls durch Cutting versilbern zu lassen. Schweizer war gleich dazu bereit, lieferte den Titel nebst einer Vollmacht aus und verfuhr dabei so hastig, daß er sogar vergaß, von der letztern eine Abschrift zu behalten und einen Empfangschein zu fordern.

Wie endlich alle Aussicht für ihn verschwand, seine ausstehenden Gelder eintreiben und seine Ländertitel absetzen zu können, entschloß sich Schweizer, diesen Theil seines Vermögens einstweilen im Stich zu lassen und nach Europa zurückzukehren, um hier den größern in Empfang zu nehmen und in Sicherheit zu bringen.

Er brachte noch zwei Monate bei Swans Frau und Töchtern, als Freund des Hauses, in Boston zu, und riß sich mit blutendem

Herzen von Hepsy los, die seit zwei Jahren den Doktor Howard geheirathet hatte. Seine Freundschaft für diese ließ ihn die ganze Familie noch immer in einem so günstigen Lichte erscheinen, daß er die Unvorsichtigkeit beging, der Mutter, die er doch endlich für dasjenige was sie war, hätte erkennen sollen, eine Kiste voll wichtiger Schriften und einen Theil seiner Ländertitel für ihn aufzubewahren gab.

Schweizer hatte sechs Jahre in Amerika zugebracht, mit seinem Gelde den Wohlstand manches Handlungshauses vermehrt und von keinem einen wesentlichen Dienst, vielmehr Undank und Spott davongetragen. Er war von den Reichen, mitunter auch von Landsleuten, zu gefährlichen Unternehmungen verleitet und dadurch geschädigt und ausgesogen worden. Er erwarb sich die Liebe auch nicht Eines Amerikaners; sie betrachteten ihn als einen Thoren, der sich lieber mit wissenschaftlichen Gegenständen als mit „Business“ (Geschäfte in merkantilischer Beziehung) abgebe. Ihre Weiber gefielen sich mitunter etwas besser in seiner Unterhaltung und nur durchreisende Engländer und Deutsche ließen seiner Gutmüthigkeit, Hochherzigkeit und seinen wirklich viel umfassenden, aber nie auf das praktische Leben gerichteten Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren.

Wie er Amerika verließ, war er von allen Mitteln dergestalt entblößt, daß er, um die Reisekosten bezahlen zu können, genöthigt wurde, von dem Hause John Murray & Co. in Newyork, mit welchem er über die Ladung der „Hero“ in ungünstiger Abrechnung gestanden, 1000 Dollars zu borgen, und dafür einen Ländertitel auf 11840 Acres in der Grafschaft Monogalia in Pennsylvanien zu verpfänden.

Diesem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nebst seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit mag es zuzuschreiben sein, daß er nicht zuvor noch alle Formalitäten in Ausübung brachte, seinen Ländertiteln die gehörige Rechtsgültigkeit zu verschaffen, daß er niemand beauftragte, von Zeit zu Zeit in Erfahrung zu bringen, ob Swan, wie dieser versprochen, die Taxen für dieselben entrichten lasse, und überhaupt keinen Bevoll-

mächtigten für seine verschiedenen unvollbracht gebliebenen Angelegenheiten in Amerika aufstellte.

Vor seiner Abreise hatte er noch die beruhigende Nachricht aus der Heimat erhalten, daß sein Bruder Jacques, in unheilbarem Wahnsinn bis zum Thier herabgesunken, am 5. August 1780 endlich bei dessen redlichem Pfleger, Diggelmann, gestorben und dieser, von Schweizer's Billigung seiner Verordnungen zum Voraus überzeugt, aus dem geringen Nachlaß des Erlösten, dem Armengut der Gemeinde Oberstraß 400 Pfund zugetheilt, und eine Jahreszeit gestiftet habe, welche dem Ortsschulmeister auf St. Jakobstag 8 Pfund für alle Zukunft zusichert. Dieses ist das einzige Andenken, was von dem unglücklichen Jacques auf der Erde zurückblieb. Schweizer, als dessen rechtmäßiger und einziger Erbe, war nunmehr aller denkbaren Verantwortlichkeit für das nicht mehr vorhandene Vermögen seines Bruders überhoben.

## IV. Der letzte Schiffbruch.

Schweizer schiffte sich am 28. April 1801 zu Boston ein. Auf der See blickte er mit wehmüthigen Gefühlen auf ein Land zurück, woselbst er sein Glück hätte machen sollen und können, und das er nun mit höchst unsichern Aussichten auf die Zukunft verließ. „Es gibt in gewissen Rücksichten wenig unglücklichere Sterbliche als ich", schrieb er in sein Tagebuch. „Sechs Jahre blieb ich hier, ließ meine „Familie, meine europäischen Geschäfte und that in Amerika — nichts! „Und konnte doch nichts mehr thun, da immer ein grauser Dämon vor „meiner Thätigkeit stand, und tausend Hindernisse erdachte." Daß dieser Dämon in ihm selbst stecke, fiel dem guten Schweizer niemals ein.

Da seine Phantasie beständig arbeiten mußte, so machte er in den ersten Tagen seiner Seefahrt wieder Verse und es ist noch ein Gedicht „Auf die Schönen Neu-Englands, auf der Rückkehr nach Europa durch die Atlantis geschrieben", von ihm vorhanden, worin er, wie er sich selbst ausdrückt, „in arg gekratzten Jamben", sich über verschiedene Sitten und Gebräuche der Amerikanerinnen scherzweise vernehmen läßt.

Da er sich aber bald von dem Schaukeln des Schiffes abgespannt und auch nicht zum Lesen aufgelegt fühlte, so verfiel er nunmehr auf's Zeichnen, und konterfeite zum Zeitvertreib seine Reisegefährten.

Diese bestanden aus einem jungen Kaufmann von Boston, Eduard Luckermann, dessen Gattin und drei andern Passagieren, Namens Waldo, Deweis und Story, mit welchen er sich in bestem Vernehmen die Genüsse einer lecker besetzten Tafel gut schmecken ließ.

Das Schiff, John Adams, ein Schnellsegler von 300 Tonnen, auf welchem diese Gesellschaft reiste, war auf Kosten eines Kaufmanns Smith für 24,000 Dollars (ein gewöhnliches von dieser Größe kostete sonst kaum 14,000) und so fest und tadellos gebaut worden, daß ein

vierundzwanzig-stündiger Sturm, der einzige, der auf dieser Reise zu bestehen war, demselben nicht den geringsten Schaden zufügen konnte und selbst die Pumpen nie gebraucht werden mußten. Der Kapitain hieß John Wood und zeichnete sich durch seine Sitten und verständigen Ernst gegen die Mannschaft so vortheilhaft aus, daß auf der ganzen Reise weder ein Fluch von ihm gehört, noch ein Matrose geprügelt wurde. Die Mannschaft stand sich aber auch vorzüglich gut und genoß freie Kost nach Belieben. Der philosophische Eigenthümer des Schiffes hatte sich durch die Erfahrung überzeugt, daß bedingte und kärglich zugemessene Nahrung weit höher, als jene zu stehen komme, indem die Matrosen bei der Letztern gewöhnlich verdrossen, zur Meuterei aufgelegt und raublustig werden, dagegen kräftig und ohne Knickerei gefüttert, fröhlicher und muthiger arbeiten, wodurch das Ziel der Reise schneller erreicht und dadurch weit mehr, als auf der Verköstigung der Mannschaft erspart werden kann.

Schweizer bemerkte hier, wie wichtig die gute Auswahl des Fahrzeugs und dessen Anführer für jede Seereise sei und erinnerte sich mit Verdruß des schelmischen Schiffers West und dessen jämmerlichen Suffolk. Auf dem John Adams mußte er für die ganze Fahrt von Boston bis Liverpool mit Inbegriff des Tafelgeldes nicht mehr als 33 Guineen bezahlen.

Neben dem einzigen vorhin erwähnten Sturme drohte den Reisenden keine andere Gefahr, als diejenige, zwischen die schwimmenden Eisinseln zu gerathen, welche im Frühjahr an der stets nebligten Bank von Terra-Nova die strengste Vorsicht gebieten, da bisweilen drei Quadratmeilen große Stücke hin- und hertreiben. Allein auch dieses Hinderniß wurde glücklich beseitigt. Unter drei prächtigen Regenbogen, als wären es Triumphbogen, lief das Schiff in den irländischen Kanal ein, und nach einer beispiellos kurzen Fahrt von siebenundzwanzig Tagen, ließ die Gesellschaft, da der Wind ruhte, und das frische Grün alle Passagiere ans Land lockte, sich schon am Vorgebirg der Insel Anglesea aussetzen. Von da gings über den unbedeutenden Seearm von Carnarvonshire,

durch Wallis und über Liverpool nach London, wo Schweizer am 24. Juni anlangte.

Sein auf dieser Reise durch England geführtes Tagebuch enthält viel schöne Naturschilderungen und geistreiche Bemerkungen über mannigfaltige Gegenstände der Natur und Kunst. Es ist kaum zu erklären, wie ein Mann, der mit einer so trefflichen Beobachtungsgabe ausgestattet war, in seiner eignen Handlungsweise so wenig folgerichtig sein konnte.

Nachdem Schweizer sich bereits vierzehn Tage in London herumgetrieben und die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, die ihm, im Vergleich mit Paris, unerfreulich vorkam, in Augenschein genommen, wandelte ihn nun auch die Lust an, seinen Landsmann und alten Jugendfreund, den berühmten Maler Heinrich Füßli*), wieder zu sehen. Er ließ sich bei ihm melden, ward aber nicht vorgelassen. Das wurmte ihn und da er sich erinnerte, wie er vor Jahren einen „kleinen Eifersuchtsgroll" wegen Magdalene, um deren Besitz ihn Füßli damals zu beneiden schien, gegen diesen genährt, so meinte er nun, Füßli habe sich deßwegen verläugnen lassen. Er eilte in ein Kaffeehaus und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Und wär dein großer Pinsel auch, o Füßli,
„Der ausgeriss'nen Fichten Rolands eine;
„Tröff von der glühenden Palette dir
„Des Aetnas Lava selbst auf's Tuch herab;
„Allein! Wenn dir auch nicht das schöne Kolorit

---

*) Joh. Heinrich Füßli von Zürich, geb. 1741, gest. 1825, war der Genosse Lavater's bei der Anklage des Landvogts Grebel gewesen, hatte in Folge dessen die Vaterstadt verlassen und war 1765 nach England gegangen, wo er — einen längern Aufenthalt in Italien abgerechnet — bis an sein Lebensende blieb und als Künstler große Anerkennung genoß, wie er denn auch nach West's Tode eine Zeit lang das Präsidium der Akademie bekleidete. Uns fällt es schwer, zu begreifen, wie „Füeseli" (so wird er noch jetzt in England genannt) jemals zu solcher Berühmtheit gelangen konnte, denn seine Bilder sind fast alle unnatürlich gespreizt und die Figuren in Ausdruck und Bewegung maßlos. (Siehe übrigens das Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft vom Jahr 1826.) P.

„Der Seelenwärme auf dein Antlitz quillt,
„Wenn alte Freundschaft an dein Hausthor klopft,
„So fahre wohl! Ich meld' es zum Elisium
„Wollstonekraft und Lavater, es sei
„Das härt'ste Erz zu deinem Bild — dein Herz!"

Füßli's Verläugnung bei Schweizer's Anmeldung war aber nur ein Mißverständniß gewesen, und jener nahm den alten Freund mit Freuden auf.

Schweizer fand den sechzigjährigen Künstler noch rüstig und thätig, „jedoch entwürdigt durch die Kleidung eines jungen Gecken". Dabei aber immer noch stolz und voll angeborner Mysantropie. „Er scheut „die Großen aus Verachtung" heißt es in Schweizer's Tagebuch, „und „da nur von diesen Geld und Ehre zu erhalten ist, so erhielt Füßli „von beiden nicht, was er verdiente. Seine Miltongallerie hat ihm „nichts gebracht, als die schweigende Wirkung tadelvermischter Be„wunderung" u. s. w.„ Er hat eine exekrable englische Aussprache und bringt das gutturale Zürcher K und Ch darin an. Deutsch spricht er im Zürcherdialekt (den Schweizer vergessen hatte), obgleich er deutsch und englisch gut schreibt". Füßli und Schweizer sprachen von Lavater und dessen Sonderbarkeiten mit Thränen der Liebe im Auge, und hatten überhaupt vieles aus der Vergangenheit mit einander zu verhandeln.

Durch Füßli ward Schweizer nun auch mit dem berühmten Buchhändler Johnson und durch den Letztern bei einem Gastmahl mit vielen englischen Gelehrten und andern bedeutenden Männern bekannt. Daß Schweizer, der täglich von seiner Phantasie irre geführt wurde, sich dennoch immer beharrlich der Physiognomik befliß und sich etwas darauf einbildete, beweist folgende Stelle aus seinem Tagebuch: „Ich „habe doch einige Progresse in meiner Astrologie des Antlitzes gemacht. „Im alien-office sah ich einen vornehmen Emigranten, der meinen „Freund grüßte. Gardez vous, sagte ich schnell zu diesem, de faire „de cet homme ou votre ami ou votre ennemi. Mein Freund bot „dieses Urtheil im Kreise herum und ich passire nun in diesem Club for

„the Nephew of the great Lavater. Wenn sein Successionsrecht „etwas gilt, was ich bedürfte, ich glaub, ich würde wagen, es anzu„sprechen.“

In solchem Sinne erwähnt er in seinem Tagebuch seines Zusammentreffens mit verschiedenen Landsleuten. Es heißt z. B. „Ich „bin unglücklich, es bleibt mir, wie Mark Anton, nicht mehr, als „was ich gegeben habe, und was ich bin. Aber die Art, wie ich meine „für Reichthum verlorene Zeit zu meiner Selbstbildung anwandte, läßt „mir Gesundheit, Muth, Gewandtheit, und eine Seelenbildung, die mich, „wie ich's hoffe, der Freundschaft edler Menschen nicht berauben wird. „Diese Bemerkung hauchte mein sinkendes Vertrauen wieder auf, da ich „hier einen Mitgefährten meiner Unglücksfälle in Paris, den ......*) „sah, der, von einem eingebildeten Patrizier nun arm geworden, in's „ganze Nichts seiner Seele zurückgesunken ist. Seine unedle, gemeine „und durch die niedrige Einsamkeit und sorgenvolle Arbeit noch gemeiner „gewordene Physiognomie konnte ich nur mit Mitleid bemerken. Ich bin „doch nicht so tief gesunken und soll, wenn mein guter Genius wacht, „auch nie so tief sinken. Magdalene's Schicksal allein ist der Mühlstein, „der meine Schultern drückt. Doch ich hoffe, mein eifriges Streben „soll für das Schicksal dieser Edlen nicht vergebens sein, u. s. w.“

Schweizer besuchte auch den Maler Conrad Geßner.**) „Eine „drollige, abgelebte, abgesoffene Chineserfigur im Jünglingsalter noch, „schrieb er von diesem eben so scharf rügend: „Er hat seines Vaters

*) Der Name fehlt im Manuscript, ob aus Discretion oder momentanem lapsus memoriæ, vermag ich nicht anzugeben.

**) Ueber C. Geßner (geb. 1764, gest. 1826) siehe ebenfalls die Neujahrsblätter der Künstler-Gesellschaft, Jahrgang 1828. Das nachfolgende absprechende Urtheil Schweizer's über denselben lasse ich stehen, weil David Heß selbst es der Wiedergabe für werth hielt, möchte aber keinerlei Verantwortlichkeit dafür übernehmen. Der Eindruck, den man von C. G. aus seinen frühern Briefen an den Vater erhält, ist ein so angenehmer, und der Umstand, daß er bis gegen seinen Tod (der also erst im Jahr 1826 erfolgte) noch eine Menge tüchtiger Werke schuf, läßt die „Abgelebtheit“ zweifelhaft erscheinen, so daß Schweizer's Urtheil gewiß mit Vorsicht aufgenommen werden muß. P.

„Originalität, aber nicht dessen zarten Genius. Sein Fach ist Pferde-
„und Bataillenmalerei. Aber er malt den kennerhaften Engländern
„nur Schwabenrosse, wie er diese in der Schweiz zeichnen lernte. Er
„erzählte mir von seinem Vorhaben, den Tod des Generals Aber-
„crombies zu malen. Drei Figuren, sagte er, machen das Ganze;
„alles Uebrige ist Rauch! Warum hatt' ich nicht den Muth, ihn zu
„fragen, ob er nicht noch eine oder zwei Figuren weglassen könnte".

Schweizer hatte nach und nach so viel von London gesehen, als sich in vier Wochen mitnehmen läßt. Nunmehr aber trieb ihn das Herz nach Frankreich hinüber. Er schiffte sich am 4. Juli unter preußischer Flagge auf der Themse ein, und landete am folgenden Tage in Dünkirchen.

Hier fand er die ersten französischen Krieger der gepriesenen 46. Halbbrigade, und fühlte sich beim Anblick dieser „benarbten Helden" wieder in die vorigen Zeiten zurückversetzt. Seine nie erloschene Vorliebe für das Franzthum, das er auch in Amerika vertheidigt hatte, erwachte auf's Neue. Er brachte die meiste Zeit, indeß er auf seinen Paß warten mußte, in der Gesellschaft „dieser Braven" zu, welche wacker auf die Engländer schimpften, und ihm Anekdoten aus ihren Feldzügen auftischten. Unter anderm erzählten sie, der Prinz von Preußen, als er den Herzog von York in Holland, wo dieser Alles verloren, seine Rodomontaden auskramen hörte, habe von ihm gesagt: „Mein Vetter
„von York ist wie eine Trommel und am lautesten, wenn er geschlagen
„wird." — Nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen erhielt Schweizer endlich seinen Paß und reiste in Gesellschaft einer schönen Creolin, mit welcher ihn der Zufall zusammengebracht hatte, nach Paris. Dort harrete Magdalene seiner. Welch' ein Wiedersehn für Beide, nach einer so langen, nach einer so verhängnißvollen Reise!

---

Schweizer hatte der guten Magdalene, die sich so lang nach ihm gesehnt, vorerst nichts anderes zurückgebracht, als sich selbst. Mehr

verlangte sie aber auch nicht, und wenn sie ihn früher schon mit inniger Herzlichkeit geliebt, so war diese Liebe jetzt durch seine sechsjährige Abwesenheit noch mehr veredelt und gesteigert worden.

Aber nicht bloß für Magdalene war Schweizer zu lang ausgeblieben; seine Rückkehr wurde auch von Picquet mit Schmerzen erwartet.

Dieser hatte bei der neuen Ordnung der Dinge seine Stelle, seinen Einfluß, und in dem Strom der Zeitereignisse den größten Theil seines Vermögens eingebüßt. Er war so sehr heruntergekommen, daß er sich mit einer zweiten Schreiberstelle bei ebenderselben Behörde (jetzt Commission de la comptabilité intermédiaire genannt) begnügen mußte, an deren Spitze er sieben Jahre früher gestanden. Nun aber hoffte er, für alle Einbuße entschädigt zu werden, und endlich mit Schweizer, von dem er selten Briefe und noch keinen Heller Geld erhalten, den großen Gewinn der Agentschaft, auf den er mit Zuversicht zählte, zu theilen. Wie erstaunt, wie verblüfft war er nicht, als Schweizer sich mit leeren Händen einstellte und ihm nicht einmal sagen konnte, wie hoch sich wohl die Summe belaufen möchte, welche beiden zufallen sollte! Er mußte sich einstweilen, gern oder ungern, wie Schweizer selbst, auf Swan's Abrechnung mit der Regierung vertrösten lassen und diese ward theils wegen der Verwirrung in seinen Papieren, theils auch aus unlautern Absichten durch ihn selbst von einem Monat zum andern verzögert.

Allein Picquet wollte und mußte doch wenigstens wissen, was Swan zu leisten habe. Schweizer fühlte sich nicht geeignet, die Rechnungen zu untersuchen, daher ließ Picquet, der nicht öffentlich als Mitgläubiger auftreten durfte, sich von Schweizer eine Procur ausstellen, um als Bevollmächtigter desselben und in seinem Namen diese Untersuchung vorzunehmen. Sonthonas wurde bei dieser Arbeit zugezogen und sollte die mitgebrachten Belege dazu liefern.

Swan war mit Geschäften überhäuft, die er, nach seiner gewohnten Art, alle durcheinander wühlte. Neben der Beleuchtung seiner Agentschaftsverwaltung vor der Regierungsbehörde hatte er noch zwei ver-

wickelte Processe zu betreiben. Den einen im Namen der Agentschaft gegen einen nunmehr in Paris angesiedelten Amerikaner, Daniel Parker, welcher derselben schon seit 1794 eine Summe von 750,000 Franken unterschlagen und wieder auszuliefern verweigerte; den andern, der Swan allein und persönlich angieng, gegen Lubbert & Dumas, welche nunmehr auch ihren Antheil an dem Gewinn der Agentschaft forderten, den Swan ihnen heimlich zugesagt.

Bei einem solchen Zusammenfluß verworrener Händel konnte die Liquidation nur langsam vorschreiten und Schweizer stand auf der Seite, der Entscheidung seines Schicksals harrend. Swan versprach alles Gute, und gab ihm, der eigentlich in der Klemme war, zuweilen und um ihn hinzuhalten, etwas Geld, aber unbedeutende Summen in Vergleichung mit denjenigen, die er ihm augenscheinlich noch schuldig sein mußte, denn bloß nach oberflächlicher Uebersicht zu urtheilen, handelte es sich hier um Millionen.

Jeanneret, Schweizer's ehemaliger Handelsgenosse, befand sich auch wieder in der Nähe und sprach fleißig bei ihm ein. Er hatte in der Zwischenzeit ein schönes französisches Mädchen von zweideutigem Ruf, Sophie Henriette de Rochefort, geheirathet, sich darüber mit seinen Verwandten zerworfen und war auch von einem reichen Oheim enterbt worden. Eine untergeordnete Stelle in der Spinnerei Rougemont in Senlis gab ihm kärglichen Unterhalt; im Uebrigen war er immer noch der nämliche aufgeblasene Geck wie zu der Zeit, wo er mit Schweizer's Vermögen groß that, und wenn dieser ein neues aus Amerika zurückgebracht hätte, so wäre er bereit gewesen, dasselbe wieder verschleudern zu helfen. Nunmehr aber mußte er sich geschlossen halten, um nicht auch noch die Gunst eines andern in Grandson lebenden Oheims zu verscherzen, nach dessen Tod eine bedeutende Erbschaft für ihn zu hoffen war, und froh sein, daß Schweizer die Fr. 50,000, die er schon so lange schuldig geblieben und welche dieser jetzt wohl hätte brauchen können, nicht zurückforderte.

---

Schweizer hatte Paris ganz verändert und keine Gelegenheit mehr zu politischer Wirksamkeit gefunden. Die Menschen, mit welchen er früher in Beziehung gestanden, waren vom Schauplatz abgetreten, zerstreut und ohne Einfluß. Die Revolution war beendigt, die dreiste Stimme öffentlicher Sprecher verstummt. Alles beugte sich vor des mächtigen Konsuls eisernem Scepter und bald nach seiner Rückkehr hatte Schweizer schon in sein Tagebuch geschrieben: „Den Finger auf den Mund, Bonaparte herrscht!“

Mit desto größerem Eifer brütete er nun über seiner Civilisation des Menschengeschlechtes, das heißt, er las Tag und Nacht alle Bücher, welche etwas enthielten, das zu seinem Zwecke dienen konnte, machte Noten darüber und bereicherte seinen eignen Ideengang mit demjenigen der Schriftsteller aller Zeiten und Zungen.

Magdalene sah seinem Treiben ruhig, jedoch mit stiller Wehmuth zu. Sie war insofern zu einer klaren Erkenntniß seines Wesens gelangt, daß sie begriff, wie sein eigenthümlicher Sinn, der sich immer nur zu metaphysischen Spekulationen hinneigte, zu allen finanziellen von jeher durchaus untauglich gewesen und ahnte längst, daß er das Opfer von Swans Intriguen werden und keine Früchte von seiner Reise nach Amerika einernten würde. Wenn er aber, statt den wichtigen Geschäften seiner Liquidation mit Einheit und Kraft des Willens obzuliegen, dieselben Wochen- und Monatelang aus dem Gesicht verlor, um sich in literarische Träume einzuwiegen, so fand ihr liebevolles Herz immer wieder eine Entschuldigung für seine Zerstreuung. Darüber enthalten ihre hinterlassenen Schriften folgende merkwürdige Stelle:

„Il est des mortels si sublimement organisés, et d'une si grande „élévation d'âme, tel que Schweizer, qu'il n'est pas en leur pouvoir „de s'occuper d'autre chose que du beau, du grand. L'économie „pécuniaire leur est même inconnue. Ils sont d'une bonté si géné„reuse, qu'ils pardonnent aux esprits minutieux qui les blament,

„et qui regardent comme vicieux tous ceux qui n'entrent pas dans „leurs vues."

War er zur Seltenheit aufgelegt, sich mit ihr zu unterhalten und ihr von seinen Lesefrüchten und Beobachtungen mitzutheilen, so schrieb sie:

„Mon Schweizer est un monde et l'univers pour moi. Veux-„je lire un voyage sans ouvrir un livre, ou faire un voyage sans bouger „de ma chambre, il me fait voir la nature de chaque pays. Forster*), „qui a voyagé avec Cook, et qui l'entendait souvent, fut séduit de „la beauté de ses tableaux et frappé de l'exactitude de ses récits."

So ließ sie ihn gewähren, ohne ihn aufzumuntern, seine ökonomischen Angelegenheiten zu seiner eignen, wie zu ihrer Beruhigung in's Reine zu bringen, und er, der noch in Amerika in sein Taschenbuch geschrieben:

„Was ist's wodurch Magdalene, die Gattin, die Freundin, die Schwester,
„Glücklicher werde, und ich selbst beliebter bei ihr?"

vergaß, daß es seine erste Pflicht gewesen wäre, sie aus der quälenden Unsicherheit einer freudlosen Gegenwart herauszuheben, indem er gewohnt war, sie jedes Mißgeschick eben so heldenmüthig und ohne Klage tragen zu sehen, wie er sich selbst darüber hinwegsetzte.

Ihre Freundin Frescarode hatte den italienischen Buchhändler Angelo Clô geheirathet. Dieser war Direktor der Druckerei des Taubstummen-Institutes geworden und wohnte zunächst an demselben in dem Fauxbourg St. Jacques; da aber Schweizer sich bei Magdalene im Fauxbourg Poissonnière niedergelassen, so hatten die Freundinnen eine eigentliche Reise zu machen, wenn sie einander besuchen wollten und für beide war die Wagenmiethe eine nicht unbedeutende Ausgabe. Felicie du Petitthouars wohnte, noch weiter entfernt, zu Barbey bei Montereau. Mit dem ehrwürdigen Patriarchenpaar Bitaubé bestand das alte freundschaftliche Verhältniß und gehörte zu den angenehmsten, welche sie je gehabt. Ihr Umgang beschränkte sich also damals auf

*) Forster muß dieß natürlich in früherer Zeit über Schweizer geäußert haben, da er ja schon 1794 gestorben war. P.

wenige Personen. Zu den neueren Bekanntschaften gehörten in der Folge noch die Frau von Wolzogen, welche ihren Gemahl nach Paris begleitet hatte, als dieser den Erbprinzen von Weimar auf Reisen führte, die deutsche Künstlerin Therese von Winkel, ein Prinz von Hessen-Homburg, der die Wiedererstattung der Güter seines Vaters nachsuchte, Johannes von Müller und andere bedeutende Menschen, die aber nur von Zeit zu Zeit Besuche abstatteten, ohne einen Zirkel zu bilden, was nicht mehr der Fall sein konnte, seit Schweizer kein offenes Haus mehr zu halten vermochte.

---

Seitdem ich Magdalene (1796) in Paris besucht, wechselte ich zuweilen Briefe mit ihr und wie Schweizer aus Amerika zurückgekehrt war, kam ich zum ersten Mal seit meinen Knabenjahren nun auch wieder mit ihm in nähere und freundschaftliche Beziehung. Mein Oheim, der Canonikus Heß, bei welchem Magdalene's Schuldtitel, als Unterpfand für das Leibgeding ihrer Stiefmutter, hinterlegt worden, war im Januar 1800, wenige Wochen später auch mein Vater gestorben, und so wurde das Familien-Depositum in meine Hände übertragen. Dieser Umstand gab Veranlassung zu nähern Erörterungen; da aber Schweizer selbst noch immer auf günstige Entwicklung seines Schicksals hoffte, so ließ er sich seine Verlegenheit nicht merken und klagte blos im Allgemeinen über die Stockung seiner mühseligen Geschäfte. Der im Jahr 1802 unerwarteter Weise an Diggelmann ertheilte Auftrag, Schweizer's sämmtliche, im Beckenhof noch aufgespeicherte Habseligkeiten rasch zu verkaufen, ließ mich indeß errathen, daß er sich in der Klemme befand. Der Erlös, 4,696 Gulden 52 Kreuzer, ward ungesäumt nach Paris bezogen und sicherte ihn und Magdalene einstweilen vor Mängel, jedoch nicht für lange.

In einzelnen Augenblicken scheint er die Unstatthaftigkeit seiner Zeitanwendung eingesehen zu haben, indem er am 24. Januar 1803 in sein vernachlässigtes Tagebuch schrieb:

„Schöne Lücke von beinah einem Jahr! Was that ich? Ich „sollizitirte die Regierung, machte Schulden, korrigirte Verse, verfluchte „und genoß das Leben und bin im Punkte Fortunas noch immer im „Alten!"

Sein Hang zu politischen Angelegenheiten war dermaßen vergangen, daß er, nachdem er zwar in Amerika mit Entrüstung vernommen, wie die französischen Heere sein Vaterland im Jahr 1798 besetzt und daselbst alles durcheinander geworfen, nunmehr selbst über den wichtigen Zeitpunkt der helvetischen Konsulta in Paris (1802—1803) nicht einmal Theil an der Ausmittlung der vaterländischen Händel zu nehmen begehrte, was früher unfehlbar geschehen wäre, und in der Folge nur noch zwei Memoriale über ähnliche Gegenstände schrieb, welche aber die Schweiz nicht berührten.

Im Sommer 1803 hatte die Regierungskommission, an deren Spitze der Schatzmeister de Fermont stand, mit Swan endlich abgeschlossen und dieser seine Rechnungen so künstlich zu stellen gewußt, daß ihm, nach erfolgter Revision, noch 1,500,000 Franken herausgehörten.

Jetzt war der Augenblick endlich gekommen, wo auf der einen Seite Schweizer nebst Picquet, auf der andern Lübbert & Dumas hoffen durften, ihren Antheil zu erhalten. Allein diese letztern, die keinen gehörig gestellten Vertrag darüber mit Swan abgeschlossen, wurden von ihm unter diesem Vorwand abgewiesen, und gegen Schweizer machte er einen andern geltend. Die französische Regierung hatte nämlich kein Geld und Bonaparte gerade damals die Louisiana den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten. Swan wußte es einzurichten, daß er auf diese für seinen Saldo angewiesen wurde, und in diesem Umstand fand er einen scheinbar gültigen Grund, den getäuschten Schweizer um so länger hinzuhalten, als er mit Picquet über den Betrag der Gegenrechnung noch gar nicht einig war. Aus den Büchern und Sonthonas flüchtigen Noten war dieser dazu gekommen, den Gewinn der Agentschaft auf 8,423,896 Franken zu schätzen und zu verlangen,

die Hälfte dieser Summe müsse ihm und Schweizer ausbezahlt werden, worüber Swan einen gewaltigen Lärm erhob und die Rechnung mit guten und schlechten Gründen bestritt. Seine Frau hatte sich indessen, wie die Abrechnung mit der französischen Regierung zum Abschluß kommen sollte, nach Paris begeben und war von da nach London gereist, wo ihr Mann noch Forderungen ausstehen hatte, um Alles, was an Baarschaft erübrigt werden konnte, in Empfang zu nehmen und den Raub nach Amerika in Sicherheit zu bringen; es wäre also damals schon, wenn auch die Gegenrechnung mit Schweizer auf richtigen Grundlagen ausgemittelt worden, hinter Swan nichts zu finden gewesen.

Der von unzähligen Gläubigern gedrängte Picquet begann nun Schweizer die bittersten Vorwürfe zu machen und verlangte wenigstens die Hälfte der Summen, die Schweizer in Amerika aus der Gesellschaftskasse bezogen, und dieser, obwohl selbst in bitterer Noth, gab ihm, was er nur entbehren konnte. Da Picquet aber täglich mehr begehrte, zerwarfen sie sich endlich dermaßen, daß Schweizer die Procur, die er Picquet gegeben, wieder zurückzog und nunmehr selbst mit Swan abrechnen wollte. Dieser Aufgabe aber war er nimmermehr gewachsen. Von Swan abgewiesen, von Picquet immer wieder zum Handeln angespornt, von Verdruß, anhaltender Arbeit und erhitzenden Nachtwachen erschöpft, ward seine Gesundheit zerrüttet. Ein Entzündungsfieber warf ihn, im Anfang des Jahres 1805, auf's Krankenlager; er speite Blut aus wunder Brust und schien seiner Auflösung entgegenzugehen.

Allein er vermochte sich wieder aufzuraffen, um, schwach und leidend, den Kampf mit dem Schicksal und mit seinem schlechten Gläubiger auf's neue zu beginnen. Es war mittlerweile eine Schwester von Magdalene's Mutter, Frau H., geb. G., in Zürich gestorben und ich wurde von Schweizer beauftragt, den Erbtheil seiner Gattin in Empfang zu nehmen. Die gute alte Frau, welche auf Magdalene, weil diese ihr nie geschrieben, von jeher übel zu sprechen gewesen und es für schimpflich gehalten, daß mit Schweizer's im Beckenhofe aufbewahrten

Habseligkeiten auch ein paar Unterröcke, die noch von ihrer Schwester herrührten, verkauft worden, hätte diese nach ihrer Meinung pflichtvergessene Nichte völlig enterben mögen; da die Gesetze das aber nicht gestatteten, so hinterließ sie eine Verordnung in rechtlicher Form, kraft welcher ihr kleines Vermögen nicht nach den Stämmen, sondern auf die Köpfe vertheilt werden mußte, wodurch Magdalene's Antheil sehr geschmälert ward, und nicht mehr als fl. 2,923. 30 β in unaufkündbaren Schuldbriefen betrug.

Mit solchen war Schweizer nicht gedient und um nur schnell etwas baares Geld zu erhalten, das er nicht mehr hatte und doch für die Betreibung seiner Angelegenheiten dringend bedurfte, schilderte er mir seine Lage, wie er „jetzt auch keine taube Nußschaale mehr zu realisiren habe und ohne Geld den Riß in ein Netz voller Fische, das er in den Händen halte, müsse hauen sehen, wenn ihm nicht geholfen werde“, sprach mich um Vorschuß an und schloß mit den Worten: „Mein Antlitz brennt vor Scham! Bisher hab' ich mir durch Sumpf und Hecke geholfen, und nun für den letzten Zoll über die Brücke muß ich betteln! O das auch heißt man zu leben verdammt sein.“

Ich eilte, ihm die verlangten fl. 2000 zu senden; aber auch diese Summe reichte nicht weit und wurde, nebst den nachher doch verkauften Schuldbriefen aus dem Erbe der Frau H, eine Beute der Advokaten und Prokuratoren, die gegen Daniel Parker aufgestellt waren und immer noch nichts auszurichten vermochten.

Zu der Ueberzeugung, daß Swan ein vollendeter Spitzbube sei, war Schweizer immer noch nicht gekommen und auch seine Ländertitel schmeichelte er sich immer noch mit Gewinn absetzen zu können. Dieß einmal liquidirt, wollte er mit Magdalene nach Italien ziehen, daselbst unter einem milden Himmelsstrich von den Mühseligkeiten seines bisherigen Lebens ausruhen und — sein Werk über die Zivilisation schreiben! Magdalene's wehmüthige Klagen über Schweizer's bedenkliche Gesundheitsumstände bewogen mich indessen, ihn dringend aufzufordern, um jeden Preis, selbst mit den größten Opfern, sich mit Swan abzufinden,

mit Magdalene in die Heimat zurückzukehren und hier von dem Ueberrest seines Vermögens in philosophischer Ruhe zu leben. Darauf antwortete er mir: „Jl n'y a qu'un retour qui puisse nous convenir, et c'est „celui avec toute notre fortune. Tout le monde ne pense pas „comme vous, et l'aventure journalière de notre petite ville c'est la „mauvaise et cruelle plaisanterie, que nos concitoyens savent concilier „avec la plus pieuse harmonie."

Um mich indessen über Magdalene's Schicksal zu beruhigen, stellte er mir eine Akte zu, die mit der hochklingenden Phrase begann: „Ich beginne billig mit Rückzahlung meiner lieben Gattin, die mir so lange und treu in bedrängten Schicksalsumständen mit ihrem Vermögen zur Rettung meiner Ehre ausgeholfen, die Liquidation meiner Geschäfte", und eignete ihr dann die bei mir aufbewahrten, ihr ohnehin angehörigen Schuldtitel zu.

Aber nicht lange, so starb (im März 1805) Magdalene's Stiefmutter, für deren Leibgeding diese Titel hinterlegt gewesen und nun erhielt ich den, jener Akte widersprechenden Auftrag, dieselben mit Hülfe Diggelmann's zu verkaufen und den Betrag davon nach Paris zu senden.

Ich hätte diese Birne für den Durst gern für Magdalenens Alter aufgespart wissen mögen und machte bescheidene Gegenvorstellungen, in der Voraussetzung, diese Summe, die nach Rückzahlung einiger darauf haftender Schulden noch ungefähr Fr. 19,000 betragen mochte, würde sonst bald, wie alles übrige, in Rauch aufgehen. Allein Magdalene selbst forderte ihr Eigenthum so dringend und beharrlich zurück, um ihren bedrängten Mann zu unterstützen, daß ich nachgeben und Hand dazu bieten mußte, die Schuldtitel versilbern zu lassen. Schweizer selbst zeigte übrigens auch hier wieder seine unzerstörbare Großmuth. Kaum hatte er vernommen, daß einige hiesige Bürger durch die plötzliche Aufkündung jener Briefe in große Verlegenheit gerathen würden, empfahl er mir sogleich möglichste Schonung mit den Worten: „Si je suis „désormais trop pauvre pour dire à un malheureux père de famille,

„reste, voilà du secours! je ne veux du moins pas en venir à dire „à un de mes concitoyens, va-t-en et pleure dans le lointain le sort „des tiens! Il faudra donc rayer courageusement partout où le code „de la justice secrète le demande!"

Noch ehe diese Operation vollendet war, begann Schweizer doch einzusehen, daß er selbst Swan's verworrene Rechnungen nimmer zu entwirren im Stande sein würde. Durch seine und Picquet's vereinte Drohungen und Vorstellungen ward Swan endlich zu der Einwilligung gebracht, seine Bücher durch einen Experten untersuchen und dann durch denselben als Schiedsrichter die Summe bestimmen zu lassen, die Schweizer noch an ihn zu fordern habe. Der Compromiß wurde den 28. Juni 1805 von beiden Theilen mit Verpfändung des Ehrenworts unterzeichnet und als Schiedsrichter von Seite Swans ein englischer Kaufmann, Sir Walter Boyd bezeichnet, dessen alleinigem Urtheil sich auch Schweizer unterwerfen zu wollen erklärte, nachdem sein eigner Vertrauensmann andrer Geschäfte halber von Paris weggezogen war. Wie Swan dazu gekommen war, den Genannten, einen Mann von anerkannter Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, zu seinem Richter zu wählen, ist höchstens durch die Vermuthung zu erklären, daß er von Anfang an die Sache nur zum Schein betrieb und sich nie keinem schiedsrichterlichen Urtheil zu unterwerfen gedachte. Sir Walter Boyd, früher Chef des Hauses Boyd Kerr & Co. in Paris, war unter Robespierre (?) seines großen Geschäftscapitals beraubt und dann durch Bonaparte's feindselige Maßregeln gegen die Engländer genöthigt worden, in Frankreich zu verweilen. Um Beschäftigung für seinen thätigen Geist zu finden, unterzog er sich willig der ungeheuren Arbeit, die ihm von den streitenden Parteien überbürdet ward.*)

*) Sir Walter Boyd wurde durch einen Ausspruch des Wiener-Kongresses wieder für sein in Beschlag genommenes Vermögen entschädigt und genießt nun, in ehrenvoller Ruhe, ein jährliches Einkommen von wenigstens Fr. 100,000. 1823 ward er trotz seines hohen Alters noch in das englische Parlament gewählt. D. H.

Nunmehr glaubte sich Schweizer geborgen. Durch Eselinnenmilch gestärkt und durch die aus Zürich erhaltenen Summen in den Stand gesetzt, Picquet wieder für einige Zeit zu beschwichtigen, überließ er sich nun auch wieder seinem Hang zu literarischen Beschäftigungen, da aber seine schwache Brust ihm nicht erlaubte, anhaltend zu schreiben, so hielt er sich einen Sekretär, der ihn, neben Wohnung und Tafel, monatlich 70 Franken kostete, und den er weniger für seine Liquidationsgeschäfte, als vielmehr und fast ausschließlich gebrauchte, die Menge von Collektaneen abzuschreiben, die er aus vielen tausend Büchern für seine Zivilisationsprojekte zusammenbrachte.

In diesem Sekretär fand er zum Glück einmal einen bescheidenen und rechtschaffenen Menschen, der seine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchte, und sich in der Folge durch treuen Eifer unentbehrlich machte. Er hieß Freytag und war aus Sachsen gebürtig. Jugendlicher Muth hatte ihn nach Frankreich verlockt; unterwegs aber ward er, wegen Mangel eines Passes und wegen seiner schönen Gestalt, von östreichischen Werbern angehalten und zu Militärdiensten gepreßt. Er machte verschiedene Feldzüge mit, bis ihm, in der Gegend von Mannheim, eine Kanonenkugel das rechte Bein wegriß. Seine kräftige Natur überstand die Amputation; er genas, ward entlassen, führte nun erst seinen Vorsatz aus, langte mit seinem hölzernen Bein in Paris an, und trat daselbst, nach vergeblichen Versuchen, eine bessere Anstellung zu finden, in Schweizers Dienste.

---

Der wackere und pünktliche Sir Walter Boyd hatte, nebst seinem Gehülfen Benquet, beinahe zwei Jahre damit zugebracht, die Geschäfte der Agentschaft auseinander zu wickeln. Unbekümmert um Swan's Kniffe und seine Versuche, die Rechnungen wieder zu verwirren, hatte er sich einzig an die unter Swan's eigner Leitung geführten Bücher, an die Fakturen, und die Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses gehalten. Im März 1807 war diese herkulische Arbeit endlich zu Stande ge-

kommen und der Schiedsrichter konnte, in der Ueberzeugung, seinen Auftrag redlich erfüllt zu haben, seinen Spruch fällen, der aber erst unterm 8. September, mit einer summarischen Rechnung und einer alle Gründe des Urtheils entwickelnden Denkschrift begleitet, als eigentliches Aktenstück ausgefertigt wurde, das ich, nebst allen dazu gehörigen Belegen, bei meinen Handen habe. Nach dieser Rechnung kam Schweizer, nach Abzug der in Amerika aus der Gesellschaftskasse bezogenen Fr. 850,905 noch die Summe von Fr. 2,056,000 zu, so daß also sein Gesammtantheil an den Geschäften der Agentschaft zusammen Fr. 2,906,905 ausgemacht hätte. Würde Picquet auch die Hälfte davon erhalten haben, so wäre für Schweizer's Antheil noch Fr. 1,453,452. 50 Rp. übrig geblieben. Aus dem Schiffbruch des Lebens gerettet, hätte er mit einem solchen Vermögen gleichsam triumphirend wieder in sein Vaterland zurückkehren, seinen edeln Hang zur Großmuth befriedigen, und Wohlstand und Segen über seine Mitbürger verbreiten können.

Aber, wie vor dem plötzlichen Anblick eines schlangenumzischten grinsenden Gorgonenhauptes, erstarrte er jetzt vor Swan's kalter Erklärung, sich dem Urtheil Boyd's nicht fügen zu wollen!

Der Betrüger behauptete, die Beweise, auf welche er ein Revisionsbegehren stützte, in Amerika zurückgelassen zu haben, obgleich er Schweizer oft und heilig versprochen, alle zu einer Abrechnung erforderlichen Schriften mitzubringen. Er behauptete ferner, viele, ja die meisten der Operationen, deren Ergebnisse Boyd aus den Büchern dargethan, wären nicht für Rechnung der Agentschaft, sondern für diejenige des Hauses Dallarde Swan & Co., oder blos für seine eigne gemacht worden; er vermaß sich sogar, den Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 18. Juli 1794 anzufechten, und durch den Umstand, daß die Agentschaft zuweilen unter dem Namen Swan & Schweizer, andere Male, der Kürze wegen, blos unter dem Namen von Swan & Comp. erwähnt war, die sinnlose Folgerung geltend machen zu wollen, er sei berechtigt gewesen, einen Theil der Geschäfte, von Schweizer abgesöndert, entweder für seine Gesellschaft mit Dallarde oder für sich allein zu betreiben. Zuweilen

stellte er, um Zeit zu gewinnen, sich an, als wolle er die Gerichte anrufen, um Boyd's Urtheilsspruch entkräften zu lassen; am Ende warf er Schweizer höhnisch vor, es sei ihm in Amerika schon zu viel für seine Unthätigkeit (for doing nothing) zu Theil geworden, es gehöre ihm weiter gar nichts, und er werde ihm auch weiter nichts mehr geben!

Es zeigte sich auch nur zu bald, daß Swan nicht nur nicht bezahlen wollte, sondern auch nicht bezahlen konnte. Die vielen nicht eingebildeten, sondern wirklichen Millionen, waren wie Wasser durch seine Hände geflossen. Er hatte einige frühere dringende Gläubiger befriedigt und eben so großen als lächerlichen Aufwand gemacht, z. B. nachdem er Hamburg verlassen, daselbst noch zwei Jahre lang ein Paar Wagenpferde nebst einem Kutscher unter seinem Namen unterhalten. Sein nichtsnutziger Sohn, und die Versorgung der vielen unehlichen Kinder, die er in verschiedenen Ländern zurückgelassen, kosteten ihn ebenfalls große Summen. Er hatte, wie ein Wahnsinniger, Titel über ganze Provinzen unbekannter Ländereien in der Wüste gekauft und seine Frau, die Mitschuldige seiner schändlichen Handlungen, Alles was sie erhaschen konnte, unter fremden Namen zu ihrem eignen Vortheil auf die Seite geschafft.

Die Vergeltung für so viel Ungereimtheit und Schlechtigkeit blieb nicht lange aus: Sein Gläubiger, Hermann Lübbert, ein ebenso hartnäckiger, kalter und dabei noch tauber Mann, war klüger und thätiger als Schweizer gewesen. Er hatte, von Dumas abgesondert, sich rechtsgültige Titel auf Swan zu verschaffen gewußt, ihn vor den Gerichten belangt und seinen Prozeß gewonnen. Nunmehr wirkte er einen Verhaftsbefehl aus und ließ den treulosen Amerikaner am 27. Juli 1808 in St. Pélagie (Zivilgefängniß in Paris) festsetzen.

Man kann sich Schweizer's Bestürzung denken! Was sollte der Unglückliche nun beginnen? Er durfte Boyd's Urtheilsspruch, um dessen Rechtsgültigkeit zu verstärken, nicht in die öffentlichen Register eintragen lassen, wenn er auch das nöthige Geld zur Bestreitung der beträchtlichen Kosten dieser Einschreibung gehabt hätte; vor keinem

Gericht durfte er den Verräther belangen, wenn er sich selbst nicht alle Hoffnung auf die Zukunft noch vollends abschneiden wollte! Die Rechnungs-Kommission hatte zwar mit Swan abgeschlossen; es war aber mehr als Vermuthung vorhanden, daß nachsichtiges Einverständniß von Seite des kaiserlichen Schatzmeisters de Fermont, welcher mit der allgemeinen Liquidation der Staatsschuld beauftragt war, dabei stattgefunden, zumal auch Picquet als ehmaliger Vorsteher des comité de subsistance zugezogen und Swan sich eine weit größere Provision zugeeignet, als er eigentlich zu thun befugt war. Er rühmte sich unter der Hand, dieselbe auf 41 vom Hundert getrieben zu haben, während Boyd im Durchschnitt nur 16 hatte finden können. Die französische Regierung durfte nicht wissen, daß der Agentschaft ein so ungeheurer Gewinn zugeflossen; der fürchterliche Bonaparte hätte sonst, auch jenseits des Meeres, seine gewaltige Hand darüber geschlagen und alle Betheiligten erdrückt.

Für Schweizer folgte nun eine eigentliche Marterzeit, deren eingehende Schilderung zu peinlich wäre*.) Außer Picquet, welcher ihn hetzte und quälte wie ein Bluthund, trat nun auch Bremond wieder auf mit Forderungen betreffend den Rest jener s. Z. bei Schweizer deponirten Royalisten-Kasse und gleichzeitig meldeten sich die Verwandten des Maltesers de Witry mit Vollmachten für Restitution der früher anvertrauten Fr. 20,000. Zu allem hinzu aber mußte Schweizer, dem nun auch endlich wieder die Erinnerung an seinen großen, John Brown Cutting in London zum Verkauf übergebenen Ländertitel für 250,000 Acres in Virginia gekommen, vernehmen, daß dieser Mann damals nichts ausgerichtet, den Titel aber bei einem gewissen Henry Bromfield verpfändet und für eigne Rechnung eine bedeutende Summe darauf enthoben habe. Swan, um Auskunft gefragt, behauptete zuerst, Cutting

*) Hier beginnt der Abschnitt, in welchem ich mir — nach reiflicher Ueberlegung — öftere Kürzungen erlaubte. Wer aus besondern Gründen das vollständige Elend der Schweizer'schen Liquidation zu kennen wünscht, den darf ich wohl auf das Manuscript selbst verweisen. P.

habe den Titel nur verpfändet, um die ihm zukommende Entschädigung flüssig zu machen und gegen Bezahlung des vierten Theils der darauf haftenden Fr. 3,705 könne Schweizer seinen Theil-Titel erhalten, dann aber nannte er wieder ganz andere Summen, verlangte am Ende Fr. 25,260, und es läßt sich beinahe vermuthen, daß Swan selbst den Titel unterschlagen hatte. Ueber dieses, für Schweizer also bereits verlorene Papier und die bei Swan's Frau deponirten andern Werthschriften und Dokumente entspann sich nun wieder eine neue, zum Theil in den heftigsten Ausdrücken geführte, aber ganz fruchtlose Korrespondenz; denn diese Furie leugnete alles rein ab, was sie betreffen konnte und Swan bestärkte sie in ihrem Verhalten; ja es kam sogar so weit, daß Swan, in einem seltenen Moment der Aufregung, Schweizer mit einer Herausforderung zum Duell drohte, sobald er selbst seiner Haft entlassen sei.

---

Wie Schweizer sich nun einige Jahre durchhalf, indem er hin und wieder borgte, und wie seine Gesundheit durch die Einsicht seiner verzweifelten Lage nicht früher gänzlich zerstört wurde, läßt sich nicht anders, als durch die allgemeine Bemerkung erklären, daß selbst der schwächste Mensch in außerordentlichen Fällen auch außerordentliche Kräfte in seinem Innern findet und entwickelt, die Last des Unglücks zu tragen und Allem aufzubieten, was ihn noch retten könnte.

Boyd's Bemühungen, eine Vermittlung zwischen Swan und Schweizer auf Grund ermäßigter Forderungen Seitens des Letztern zu Stande zu bringen, waren eben so fruchtlos, als es sein Urtheilsspruch gewesen. Man hatte vergebens gehofft, Swan's eigennützige Frau würde doch eher die nöthigen Mittel zu halber Bezahlung aus den Händen geben, als ihren Mann im Gefängniß verfaulen lassen und sich nachher der Gefahr blosstellen, für alle seine Schulden verfolgt zu werden. Sie wollte in keine Unterhandlung eintreten. Swan selbst, der immer nur Zeit zu gewinnen suchte, mußte sich den Anschein zu geben, als wäre

er geneigt, seine Schuldenlast zu vermindern, aber bei jedem Gebot trat er wieder zurück und wollte immer die Summen und die Zahlungstermine neuerdings vermindert und weiter hinausgeschoben wissen, während Schweizer von seiner Seite nie mit sich selbst einig werden konnte, was er annehmen oder verwerfen dürfe. Es war ein fortdauerndes eckelhaftes Feilschen und Zanken.

Jede Stunde, die Schweizer diesen Geschäften entziehen konnte, widmete er dem Nachdenken über seine Zivilisation und sammelte, ohne seine eignen Gedanken niederzuschreiben, denn seine schwache Brust und sein abnehmendes Gesicht gestatteten das nicht, noch immer Materialien dazu aus Büchern. Wie wichtig ihm diese Arbeit schien, beweist folgende Stelle aus seinem Tagebuch vom 10. August 1808:

„Immer noch ohne Endurtheil meiner Fortuna harrend, bis meiner „armen Magdalene und mir Kräfte und Vermögen schwinden. Unser „amerikanische Plünderer Swan sitzt im Schuldenthurm und indeß „essen wir unser Bischen auf. Jahrelang schrieb ich nichts als Noten „für meine Kollektaneen zur Arbeit meines Sekretärs. Jetzt hat meine „Gesundheit sich wieder erholt, und wenn ich diese Glückskrisis, ohne „von Kummer erdrückt zu sein, überstehe, *so kann ich mein Werk*, „*die Rechtfertigung meines Daseins, vermuthlich noch* „*vollenden*."

Im Oktober des nämlichen Jahres ward ihm und Magdalenen eine große Freude zu Theil. Der redliche Diggelmann, welcher immer in Schweizer's ehemaliger Handlung, die Herr Wilhelm Schinz für sich allein behalten, als Buchhalter arbeitete, fand eine gute Gelegenheit, nach Paris zu reisen, und benutzte dieselbe, seinen frühern Prinzipal durch einen unerwarteten Besuch zu überraschen. Unangemeldet trat der alte Ehrenmann in's Zimmer; Magdalene erkannte ihn auf den ersten Blick. Auf ihren Ausruf lief nun Schweizer auch herbei und alle drei überließen sich ihren wehmüthigen Gefühlen. Magdalene hat diese Szene mit folgenden Worten beschrieben:

„En nous voyant après tant d'années de séparation, nous fumes „tous les trois tellement saisis d'émotion, que nous restames quelques „moments muets. Apres que les larmes eurent fait places aux „paroles, l'excellent Diggelmann se jeta au cou de mon mari, en „prononçant ces mots: Que je te rends grace, mon Dieu, de m'avoir „accordé le plaisir de voir encore une fois dans cette vie mon cher „et meilleur patron! Maintenant je suis tout pret, lorsqu'il te plaira „de me retirer de ce monde!" Comme il n'ignorait pas tout à fait „les revers de notre fortune, il nous fit entendre avec une délicate „simplicité, que toute la sienne étoit à notre disposition, puisque c'étoit „dans la maison Schweizer qu'il l'avoit gagnée. Je fus contrainte de „faire paroitre notre sort meilleur qu'il n'est, pour ne pas le désoler, „et pour qu'il n'insiste pas dans ses offres. Combien cette profonde „bonté fait du bien! C'est avec son allemand du pays que j'aurai du „ecrire toutes les choses naïves et magnanimes qu'il nous a dit", u. s. w.

Auf diese tröstliche Erscheinung folgten aber wieder mannigfaltige Kränkungen von Seite Swan's und Schweizer's abgearbeitete Natur vermochte dem Andrang der feindseligen Elemente, die ihn von allen Seiten anfochten, nicht länger zu widerstehen. Seine Gesundheit verschlimmerte sich zusehends; ein trockner heftiger Husten plagte ihn Tag und Nacht und allmälig stellten sich bedenkliche Symptome dabei ein. Sein Arzt, der bekannte Dr. Schwediauer*), der entweder das Uebel nicht kannte, oder den Patienten aufmuntern wollte, lachte ihn nur aus, wenn er behauptete, einen hektischen Husten und von der Erschütterung desselben einen

*) Schwediauer genoß als Arzt eines größern Rufes denn als Mensch, indem er, von niedriger Habsucht beseelt, seine Kranken oft wie ein Henker behandelte und ihnen hie und da die Thüre wies, wenn sie das hohe Honorar nicht erlegen konnten. Daneben betrieb er mit Glück allerlei industrielle Unternehmungen und erbot sich im Jahr 1807, die Linthentsumpfung auf seine Kosten zu bewerkstelligen. Da diese vaterländische Unternehmung aber bereits dem Herrn Staatsrath Escher mit unbegrenztem Zutrauen übertragen worden war, blieb Schwediauer's Vorschlag, den ich auf Schweizer's Antrieb meinem Schwager, Herrn v. Reinhard, mitgetheilt hatte, unbeachtet. D. H.

eingeklemmten Bruch bekommen zu haben. Allein Schweizer hatte sich in Beidem nicht geirrt. Die Krankheitsmaterie warf sich auf die Brust; die erfolgte Stockung verursachte einen gewaltsamen Andrang der Säfte nach dem Gehirn, wodurch er für einige Wochen in eine Art von Blödsinn verfiel und der bei fortdauerndem Husten nicht besorgte Bruch befand sich eingeklemmt und drohte Entzündung.

Nunmehr wurde Schwediauer entlassen und Pelletan, der berühmte Wundarzt vom Hotel Dieu, berufen. Dieser erfahrene und ehrwürdige Greis rettete Schweizer's Leben (im April 1809), vorerst durch eine schmerzhafte Operation, die 18 Minuten dauerte, und welche der heldenmüthige Kranke bei vollem Bewußtsein mit ungebundenen Händen ruhig aushielt, und nach Beseitigung des örtlichen Schadens durch eine den allgemeinen Umständen angemessene ärztliche Behandlung. Pelletan sagte damals von ihm: „malgré ses infirmités ce petit homme „a beaucoup de vie."

Ueber vier Monate mußte Schweizer das Bett hüten, bis seine Wunde nach und nach geschlossen und geheilt war. Magdalene bot ihre letzten Kräfte auf, um etwas zur Erhaltung ihres angebeteten Mannes beizutragen. Der redliche Freitag besorgte seine Geschäfte besser, als er es selbst zu thun pflegte und die verständige Victoire war ebenfalls um den geliebten Herrn treu besorgt.

Während Schweizer auf dem Krankenlager noch immer hoffte, wenigstens noch Trümmer aus dem Schiffbruch seines Vermögens zu retten, vereitelte sein gefangener Schuldner Swan durch tausend neue Ränke Boyd's unaufhörliche Versuche, eine leidliche Uebereinkunft auszumitteln; denn Swan wollte lieber seine Freiheit missen, als Geld hergeben. Dieser Charakter gehört zu den sonderbarsten Erscheinungen in der moralischen Welt, daher auch sein Leben in der Gefangenschaft näher geschildert zu werden verdient.

Es ist erwiesen, daß ihm die Befriedigung seiner Gläubiger in mehr als einer Epoche möglich gewesen wäre; allein selbst auf die Gefahr hin, eingesperrt zu werden, was nun auch wirklich erfolgt war,

hatte er sein neuerworbenes Vermögen lieber in Amerika unter- und durchgebracht, als sich mit ihnen abgefunden. Er besaß mehrere schöne Häuser in Boston, ebenso verschiedene Landgüter in der Nähe dieser Stadt, angebaute Ländereien in Massachusetts und Maine, die Schwanen-Inseln (Swans Islands) in dem Penobscott-Fluß in der letztern Provinz, und hatte noch sehr bedeutende, von der Agentschaft herrührende Forderungen in London zu gut. Seine Frau hatte allerdings den größten Theil dieses Vermögens in Beschlag genommen, er selbst auch unsinnig viel Geld gegen Titel auf unangebaute Ländereien verschleudert und dennoch mußten ihm noch unter fremdem Namen Mittel zu Gebot stehen, um allerlei Spekulationen zu machen, denn während er in St. Pelagie festsaß, ließ er durch seinen jüngern Bruder David, den er aus Schottland nach Paris berufen, und unter dessen Namen, englische Bibeln mit Stereotypen drucken, um in Amerika einen Handel damit zu treiben. Er ließ in Wien 120,000 Gewehre kaufen, und in London um eine Lizenz nachsuchen, dieselben auch nach Amerika hinüberzuschaffen, und dergleichen mehr. Die wenigsten dieser Unternehmungen, welche er durch Briefwechsel aus der Gefangenschaft betrieb, hatten einen glücklichen Erfolg, und dennoch sah man ihn stets, jenen Ausbruch toller Wuth gegen Schweizer abgerechnet, ruhig und zufrieden wie einen Philosophen. Im Glück und Unglück, bei körperlichen Gebrechen und Leiden, die von seinen Ausschweifungen herrührten, und bei dem vollen Bewußtsein unredlicher Handlungen, zeigte er immer die größte Heiterkeit und sprach einst gegen Schweizer das merkwürdige Wort aus: „Il n'est pas même au pouvoir de Dieu, de me rendre malheureux!" Er stellte sich arm und lebte zuweilen aus den 10 Sols, die jeder Gläubiger für die Verköstigung seines festgesetzten Schuldners erlegt, und die auch Lübbert täglich für ihn bezahlen mußte. Bisweilen erhielt er von Amerikanern mildthätige Gaben und von seiner Frau von Zeit zu Zeit Unterstützung, ja es wird behauptet, sie habe ihm in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren etwa Fr. 100,000 unter diesem Titel zukommen lassen. Einen Theil des erhaltenen Geldes verwandte er

auf Spekulationen, auf die Bezahlung der Advokaten, da der Prozeß gegen Daniel Parker noch immer fortgeführt wurde, und für mancherlei Intriguen, die er überall anzettelte. Zuweilen fiel ihm ein, sich mit dem Ueberreste gütlich zu thun. Dann veranstaltete er in St. Pelagie prächtige Mahlzeiten, bewirthete seine Mitgefangenen, ließ Dirnen holen, verschwelgte in wenigen Tagen alles vorräthige Geld bis auf den letzten Heller und behalf sich nachher wieder mit Lübbert's 10 Sols, bis neuer Zufluß kam*).

Seine Frau hatte dagegen neben demjenigen Vermögen, das sie bisher unter eigner Verwaltung behalten, nach dem Tode des General Jacksons, unter dem Titel einer Erbschaft, noch zwei Millionen Franken eingezogen, die bei demselben (in Trust) für sie aufbewahrt gewesen, und dessen Anverwandte, die das sog. Testament anfechten wollten, nach einem langwierigen Prozeß mit 30,000 Dollars zum Schweigen gebracht. Sie lebte in Boston auf einem glänzenden Fuß, versammelte große Gesellschaften in ihren prächtig ausgeschmückten Zimmern, woselbst auf Marmortafeln goldene Leuchter standen, hielt sich Wagen und Pferde und baute ihren Töchtermännern schöne neue Häuser, indeß ihr Mann in Paris, unbezahlter Schulden halber, gefangen saß.

Man möchte geneigt sein, solche Umstände für Mährchen zu halten, wenn sie nicht von verschiedenen, wohlunterrichteten und glaubwürdigen Reisenden, die Augenzeugen ihres Aufwandes in Boston gewesen, bestätigt worden wären. Vielleicht mag Swan geheime Dokumente besitzen, vermittelst welcher er selbst dereinst wieder zu dem Genusse seines Vermögens gelangen kann**), wenn es ihm gelingen sollte, seine Gläubiger zu ermüden, oder dieselben alle zu überleben. Vielleicht ist

*) Es wird behauptet, eine seiner kostbaren Liebhabereien sei das Baden in Erdbeeren gewesen! Anderes ist überhaupt zu eckelhaft, um es hier zu wiederholen. P.

**) David Heß schrieb dieß also im Jahr 1822 und fügte die späterhin folgende Notiz betreffend Swan's Ende erst 1838 oder 39, wenige Jahre vor seinem Tode, als Anmerkung dem Manuscript-Bande bei. P.

er aber auch wirklich von seiner Frau und von andern Mitgenossen seiner Betrügereien ganz überlistet und der Dieb von andern Dieben, welchen er seinen Raub anvertraute, geprellt und bestohlen worden. Diese verabscheuungswürdigen Menschen, welche bald fürstlich reich, bald wieder bettelarm erscheinen, sind und bleiben ein fürdauerndes Räthsel, und wissen vielleicht selbst nicht, wie ihre gegenseitigen Verhältnisse eigentlich beschaffen sind.

---

Im Laufe des Sommers 1809 hatte sich Schweizer von seiner schweren Krankheit und Operation, gegen alle Erwartung, etwas erholt. Er konnte wieder ausgehen, mitunter schreiben; aber seine Brust blieb immer leidend, und von dieser Zeit befand er sich in einem fortwährenden fieberhaften Zustand, der allen seinen Worten und Handlungen einen excentrischen Charakter gab. Was für Versuche — und zwar meist auf vollständige Verkennung seiner wirklichen Vermögensverhältnisse basirte — er während dieser Zeit machte, um sich über Wasser zu erhalten, mag hier wohl unberührt bleiben. Genug, daß Diggelmann mit einem Theil seines Ersparten zustand, sein Landsmann, Baron H. ... in Paris, ihm half und die Firma seines verstorbenen Freundes S. ... mit einem namhaften Darlehen eintrat. Unter den hinterlassenen Schriften des letztern fand sich nämlich eine Verordnung, daß, wenn Schweizer jemals in dürftige Umstände gerathen sollte, seine Erben diesem Freund eine jährliche Rente von 50 bis 60 Louisd'or, oder den Kapitalwerth derselben auf einmal auszubezahlen hätten*).

Daß Advokaten, Aerzte und Wucherer von allem diesem Gelde den besten Theil sich zuzuwenden wußten, und Schweizer selbst die

*) Schweizer selbst hatte früher in ähnlichem Sinne gegen S. ... gehandelt. Nachdem er ihn zu einer Unternehmung auf gemeinschaftliche Rechnung bewogen, das Geschäft aber mißglückt und die ganze Einlage dabei verloren gegangen, vergütete er ihm seinen Antheil, als wäre alles nach Wunsch gelungen, mit Fr. 80,000, ohne ihn nur wissen zu lassen, daß die gemeinschaftliche Unternehmung fehlgeschlagen.

gewünschte Ruhe damit keineswegs zu Theil wurde, ist leider nur zu klar. Als er sich dann vollends im Taumel zwischen Hoffnung und Verzweiflung einem der letztern, Namens Levrat, für Fr. 67,200 verschrieben hatte, um wenige Fr. 30,000 und zwar in schlechten Effekten auf lange Sicht, als Gegenwerth zu erhalten, fand er keine Ruhe mehr und der Dämon, der ihn schon längst mit Nesseln durch das Leben gepeitscht hatte, verfolgte ihn wüthender, Schritt für Schritt. Ein schleichendes Fieber entzündete von Neuem sein Blut; der hektische Husten stellte sich wieder ein; er fühlte, wie seine Kräfte mit jedem Tage dahinschwanden.

Zum Glück vermochte er seine heftigen und unüberlegten Maßregeln gegen Swan nicht mehr auszuführen. Er hatte vergebens geborgt; Levrat's Sündengeld ward in der Verwirrung seiner Ideen größtentheils verschleudert. Mit steigender Angst trieb er nun wieder an Boyd's Vermittlung mit Swan, wobei er in alle früher verweigerten Opfer einwilligte und sammelte daneben rastlos an seinen Exzerpten, im Wahne, das Werk noch zu Stande zu bringen, womit er sein Dasein zu rechtfertigen glaubte. Er zappelte, ohne die wirkliche mehr ins Auge zu fassen, in einer träumerischen Phantasiewelt, und sah, wenn er mit starrem Blick in den Straßen herumirrte, dermaßen verstört aus, daß die geheime Polizei ihn zu beobachten anfing. Bei Tisch war er mit Büchern umgeben, und während dem Essen, das er hastig verschlang, in so tiefes Staunen versunken, daß Magdalene nicht mehr wagen durfte, ihn anzureden, geschweige denn sich mit ihm zu unterhalten, zumal er von ihr verlangt, ihn durch unnöthige Fragen nicht mehr in den Meditationen seiner letzten Augenblicke zu unterbrechen!

Die arme Magdalene hatte sich kaum wieder von einer Lungenentzündung erholt, welche sie im Februar 1811 an den Rand des Grabes gebracht und wovon sie durch die vereinte Kunst zweier ausländischer Aerzte, Terreros und Koreff*) kümmerlich gerettet

*) Ueber die Personalien dieser sonderbaren Aerzte, von denen der letztere als Hausfreund des Fürsten von Harbenberg später bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des preußischen Staates gewann, der erstere ein reicher Mexikaner von hohem

worden. Sie mußte wider Willen leben, um Zeuge von Schweizer's immer trostloser werdendem Zustande zu sein. Sie übte die unbegreifliche Gewalt über sich selbst, ruhig zu scheinen, um den nunmehr bettlägerig gewordenen Kranken weder zu reizen noch zu betrüben, während sie innerlich verzweifelte.

Unter ihren hinterlassenen Schriften befinden sich einige Aufsätze aus jener schrecklichen Zeit. Da heißt es unter anderm:

„Je le prévois, les méchants vont terminer la carrière de mon „Gaspard. La pensée de me séparer de celui qui remplit tout mon „être, me poursuit sans cesse. Oh quelle déchirante et brulante „pensée, et encore elle ne me consume pas! Quel cruel déséspoir, „si je suis condamnée à survivre Gaspard; cette terre deviendra le „plus affreux cachot pour moi, mes regards ne trouveront plus rien „qui les repose.

„Je ne saurais resister à l'excès de ma douleur! Etre suprême „ne me sépare pas de mon Gaspard, enlève moi avec lui! Il se „passe des choses en moi, qu'aucune langue ne peut rendre; je saurais „braver tous les maux, mais je ne pourrais exister sans mon Gaspard. „Père tout puissant, laisse moi mourir ou vivre avec celui à qui tu „m'as unie! Ne rejette point les humbles implorations de ton „enfant qui a toujours été exstasiée jusqu'au délire devant le „magnifique, majestueux et incommensurable tableau de ta nature! „Mon père créateur, exauce les soupirs fervents de ton enfant, qui „est pénetré de l'amour le plus respectueux pour toi!"

„Grand Dieu, aye pitié de moi! Ote moi de ce monde de „malheur; reçois moi dans ton sein, seul azyle de la paix!"

„Etre suprême, accorde moi pour ma consolation un seul regard, „pour pénetrer derrière la scène de la vie, qui nous sépare de

---

Abel gewesen ist, welcher sich aus Liebe zur Wissenschaft der Arzneikunde widmete, enthält das Heß'sche Manuscript interessante Angaben, deren vollständiger Abdruck hier aber zu weit führen würde. P.

„l'eternité! Trouverons nous là une compensation des peines de ce „monde?“

„L'avenir ne m'effraye point; je vois en souriant le moment „ou une tombe tranquille renfermera mon coeur déchiré et mes „larmes dont la source sera tarie; mais lorsque le soleil de ma vie „penchera vers un horizon tranquille, lorsque le crépuscule du soir „de ce monde se lèvera pour moi comme une belle aurore du „nouveau, lorsqu'un air pur et celeste commencera à souffler autour „de mon esprit, lorsque les portes du repos s'ouvriront pour me „recevoir, comme je serais heureuse, comme je serais heureuse!“ ...

In einzelnen Augenblicken, wo ihre stumme Verzweiflung vorherrschte, scheint der Gedanke an Selbstmord ihre verdüsterte Seele beschäftigt zu haben. Sie schrieb mir, nach ihrem Krankenlager, am 19. Mai: „Malgré tous les soins que l'on prend de moi, je ne tiens qu'à un „fil, et si je n'étais pas si lâche, il y a longtems que je serais „partie de ce monde. Il y a des suicides vertueux. Mais j'ay „perdu tout courage, et puis mon cher Gaspard me retient.“

Mein Schwager, Herr v. Reinhard, befand sich damals, als außerordentlicher Botschafter der Eidgenossenschaft, zu Paris. Er besuchte Schweizer, so oft es seine Geschäfte zuließen; seine Anwesenheit war ein Trost für Magdalene, und er berichtete von Zeit zu Zeit nach Hause, wie der Kranke immer schwächer und schwächer werde.

Am 3. Juli, nachdem Schweizer den Gedanken aufgegeben, noch ein neues Darlehen zu suchen, womit er sich beschäftigt hatte, da das von Levrat erhaltene Geld schon auf die Neige ging, fühlte er sein Ende herannahen, ließ den Notar holen, sein früher schon ausgefertigtes Testament eröffnen, und dasselbe noch mit einem Codicill versehen, wodurch er Magdalene, nebst ihrem eignen Vermögen, noch den lebenslänglichen Genuß des seinigen auf's neue zusicherte, seinem treuen Sekretär Freitag ein Legat von Fr. 15,000 verordnete, welches aber erst nach vollständiger Bezahlung von Seite Swan's in Kraft erwachsen sollte und mich zum Vollzieher seines Testamentes ernannte.

Wie mein Schwager, eben als das Codicill abgeschlossen worden, hereintrat, die darin enthaltenen Verordnungen billigte, dabei aber die wohlüberlegte Frage fallen ließ, ob Magdalene, durch unbedingte Annahme des Testaments vor Austrag der Sachen, nicht gefährdet werden könnte, raffte Schweizer seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich im Bette auf und rief: „Si je doutais un moment de ma solvabilité, je préférerais de me jetter au fond de la mer avec toute ma fortune!“

Er glaubte wirklich überzeugt zu sein, daß ein großer Theil seines Vermögens noch gerettet werden könnte, denn Boyd hatte unterdessen dem widerspenstigen Swan so dringend zugesetzt, daß die Transaktion mit demselben abgeschlossen, am 4. Juli (1811) von beiden Theilen endlich unterzeichnet und Schweizer dadurch nicht bloß beruhigt, sondern in die heiterste Stimmung versetzt wurde.

Am 5. diktirte der Kranke mit schwacher Stimme an Swan: „Mes tristes moments commencent à être comptées, et du jour au lendemain j'ignore si j'existe. Mettez donc la main sur le cœur, et faites droit promptement aux plaintes que je vous ay si souvent portée“, forderte dann seinen virginischen Ländertitel, von dessen Frau unterschrieben, für Magdalene, und Sicherheit für seine bei jener in Boston zurückgelassenen Papiere. Aber Swan achtete nicht einmal auf die Bitten eines Sterbenden; dieser Bösewicht hatte seinen Zweck erreicht und seinen Gläubiger zu Tode gequält!

Schweizer athmete indessen unerwartet freier, wenn auch schwächer. Er fühlte alle Schmerzen von sich genommen; das Fieber hatte ihn verlassen, und er begann sich sogar mit der Hoffnung zu täuschen, er werde nun wieder genesen, und noch hienieden ein neues und besseres Leben beginnen. Aber dieses Gefühl von Wohlbehagen war bloß eine Folge des bereits überstandenen Todeskampfes; der innere Vulkan war ausgebrannt. In der Mittagsstunde des 9. Juli 1811 von den Banden des zusammensinkenden Körpers befreit, entfloh sein aufwärtsstrebender

Geist aus einer Welt, die seinen Bedürfnissen und Wünschen nie genügt hatte.

Schweizer's abgestreifte Hülle ward auf dem großen Kirchhofe seines Stadtviertels, an dem Fuße des Montmartre, den er einst im Schwindel seiner Freiheitsgefühle befestigen wollte, beigesetzt. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo seine Gebeine ruhen, bis dieselben einst in jenen unterirdischen Felsenhallen (die Katakomben von Paris) zu denjenigen der Millionen von Menschen gesammelt werden, welche, gleich ihm, sich über diesem großen Grabe, in den Straßen, Palästen und Hütten einer leichtsinnigen Hauptstadt, unter unbefriedigten Wünschen und luftigen Glücksträumen herumgetrieben, wie Mücken am Strahl der Abendsonne.

Seine Grabschrift aber hatte er sich selbst, und zwar schon am 16. Februar 1800 in Newyork in folgenden Zeilen aufgesetzt, welche beweisen, daß er doch in seltenen Augenblicken ruhiger Selbstbetrachtung sich und seine Schwachheiten besser kannte, als seine unüberlegten Handlungen vermuthen ließen:

### Amyntors (mein) Epitaph.

„Hier liegt ein Thor, der im Arm Fortunas lag und es nicht wußt';
„Und sie nachher nur fern, flüchtig auf Felsgipfeln sah.
„Hunderte Fehler sind sie die Münze wohl eines Lasters?
„Hundert Fehler trugst du, armer Amyntor, an dir!
„Freilich, in Tugend verliebt, strebst zu ihr du schwimmend hinüber,
„Aber dein Arm er war schwach, und du ertrankst auf der Reis'.
„Für die Lebensmüh'n spann zu zart und zu seiden die Parze
„Ihm sein Fädchen; gezwirnt wär' es ein Faden gewest.
„Auch am beschneiten Parnaß lag hoch, spätreifend, sein Gärtchen
„Aloen waren da viel, die vor dem Tode erst blüh'n.
„Freunde, wie Götter, die hatt' er — gab doch sein Gold noch für falsche,
„Wollte im Marmor oft Fleisch, wie Pygmalion seh'n;
„Fror am Sonnenstrahl, sucht' am Mond sich die Hände zu wärmen,
„Schuf sich zur Melancholie Wonne, und Honig zu Gall'.

„Als er sank, noch seufzt nach euch er, o Freundschaft und Hoffnung,
„Daß die, auch sterbend, ihn täusch', daß jene seiner gedenk'!

Diese Verse sind hart, unmelodisch und voll Sprachfehler, wie alle die er dichtete; aber wie zart gewählt die Bilder, wie rührend das Selbstbekenntniß eines edeln Menschen, der seine Fehler eingesteht, wenn er auch die Kraft nicht besitzt, sie abzulegen! Und diese Fehler bestanden doch größtentheils nur in einem Uebermaß von Vertrauen in alle Menschen, die seine Phantasie sich immer mit seiner subjektiven Gutmüthigkeit ausgestattet und besser träumte, als sie sind. Dieses grenzenlose Vertrauen, und eine Liebe, deren Gluth ihre Nahrung in seinem innersten Leben fand, herrschten dergestalt bei ihm vor, daß weder das eine noch das andere je durch die bittersten Erfahrungen geschwächt werden konnten!

Ein ebenso unbegrenztes Vertrauen setzte er aber auch in sich selbst und in die vermeinte Fähigkeit, sich durch eingebildete Geistesüberlegenheit aus jeder, wenn noch so verzweifelten Lage, herauszuarbeiten. Er gefiel sich sogar in verzweifelten Verhältnissen, die er vorsätzlich aufsuchte, um sich denselben nicht nur gewachsen, sondern darüber weit erhaben zu zeigen. Bei all' seinem Streben nach Anspruchlosigkeit, womit er die größten Opfer brachte, vermochte er diese Eitelkeit, ein Grundzug seines Charakters, weder zu erkennen, noch zu besiegen, und sie war die Quelle, aus welcher alles Unheil stromweise hergeflossen ist, welches sein Vermögen, sein und Magdalenes Glück mit sich fortgeschwemmt hat.

Das Geistige in diesem sonderbaren Menschen war allerdings über das Materielle erhaben, aber nicht durch folgerichtige Entwicklung seines Denkvermögens geregelt, und seine physische Organisation stand niemals, wie schon Dr. Hotze bemerkt hatte, im Gleichgewicht mit seinem moralischen Willen. Ueber dem Ringen nach metaphysischen Zwecken vernachlässigte er die materiellen Hülfsmittel, und beherzigte nie, daß, wer in der geistigen Welt leben und wirken will, des Irdischen dazu bedarf, so lang er noch auf Erden pilgert.

Seine Persönlichkeit wirkte im höchsten Grade verschieden. Alle exzentrischen Menschen fühlten sich lebhaft von ihm angezogen; die

langsam und didaktisch fortschreitenden hingegen durch seine heterogene Natur abgestoßen. Diese letztern sahen nur seine Schattenseite, und hielten ihn für einen bloßen Narren. Aber auch viele von jenen, die seinem Willen Gerechtigkeit widerfahren ließen, jedoch Begeisterung mit Lebensklugheit gepaart wissen wollten, trennten sich wieder von ihm auf dem Scheidepunkt, wo dieser Wille in zweckmäßige Handlung übergehen sollte, denn da hielt er die Prüfung niemals aus. Sein unberechneter Diensteifer war die Lockspeise aller Intriganten. Ich könnte noch mannigfaltige Beispiele anführen, wie er von jeher betrogen worden, und Menschen an den Pranger stellen, die mit seinen Lieblingsschwachheiten ihr frevles Spiel getrieben.

Wenn aber der nämliche Mann, von der einen Seite zuweilen durch glänzendes Aufblitzen seltner Genialität, von der andern wieder durch häufige und schülerhafte Mißgriffe in Erstaunen setzt, so läßt sich das psychologische Räthsel der ewigen Widersprüche zwischen seinem Wollen und Thun nur physiologisch lösen. Es gibt eine Beweglichkeit der Nerven, welche die Phantasie bis zu Platos göttlichem Wahnsinn steigert; eine Spanne weiter führt zu gemeinem Wahnsinn. Auf dieser schmalen Grenze zwischen beiden schwebte Schweizer so lang er lebte. Und wenn eine solche Anlage, bei Vermischung organischer Bestandtheile, in den Verzweigungen ganzer Familien, mehr und minder bedingt, immer wieder ähnliche Erscheinungen zeigt, so dürfte wohl ein wehmüthiger Rückblick auf den unglücklichen Jacques, und auf den, wenn auch im Fieber erfolgten Selbstmord einiger von Schweizer's nahen Anverwandten auf die Grundursache seiner mannigfaltigen Trugschlüsse hinleiten.

Sein Arzt Terreros versicherte auch, wenn das Geschwür in Schweizer's Lunge den Pulsationen seines Gehirns in den letzten Jahren nicht als Gegenreiz die Waage gehalten, so wäre der Ausbruch förmlichen Wahnsinnes unvermeidlich gewesen. Wie glücklich, daß er, bei so zerrüttetem Organismus, nicht länger dulden mußte! In höhern Regionen hat erst sein Geist den freien Spielraum finden können, der ihm auf dieser engen Welt versagt war.

---

Als ich durch meinen Schwager, Herrn v. Reinhard, unterrichtet war, daß Schweizer mich zum Vollzieher seines Testamentes ernannt das heißt, mir seine Liquidation übertragen habe, erschrack ich über die Last, die mir, der ich in solchen Angelegenheiten gänzlich unerfahren war, dadurch aufgeladen wurde, und schwankte zwischen dem Abscheu gegen die Entwirrung so verwickelter Geschäfte und dem Pflichtgefühl, für Magdalene zu sorgen. Das Letztere überwog. Vier Tage nachdem ich die Nachricht von Schweizer's wirklich erfolgtem Tode, und eine Vollmacht von dessen persönlichen Erben erhalten, war ich bereits auf der Reise, und langte am 25. Juli in Paris an.

Wie sehr fand ich die gute Magdalene verändert! Fünfzehn Jahre früher sah ich sie noch als eine schöne, frisch aussehende Frau und jetzt wieder in den nämlichen Zimmern als ein sechszigjähriges, von Kummer gebeugtes, schwaches Mütterchen! Nur in ihren großen blauen Augen erkannte ich noch die sanfte wortlose Beredsamkeit, welche mit seelenvollen Blicken zum Herzen spricht. Sie war leidend im höchsten Grade und schien dennoch gefaßt. Sie schien es aber nur, denn in der Einsamkeit hauchte sie die rührendsten Klagen auf das Papier aus, wovon einige Proben hier folgen mögen:

„Mon Gaspard a quitté cette vie! J'exprime avec son nom „mes souffrances, mes transports et tout ce qui remplit mon ame, „ma vie! Je pardonne aux hommes qui ont troublé son repos et „abrégé sa vie parceque Dieu et Gaspard le veulent ainsi. La „vertu de mon Gaspard étoit idéale; peu de mortels ont eû assez „de tact pour le connaitre; ils ne l'ont jugé que d'apres ses manies, „sa négligeance et ses peu de connaissances dans les affaires d'interêt „qui rétrécissent l'ame. Sa sublime bonté étoit toujours trop prompte „que sa prudence, il n'avoit rien à soi quand il voyait des malheureux, „il disoit qu'ils avoient tous des droits sur sa bourse.“ … „L'honneur „le plus rigide dirigea les sentimens de son âme, mais il n'en étoit „pas moins indulgent envers l'espèce humaine, parcequ'il connaissoit

„la source de son imperfection. Il la plaignait, sachant que la per-
„fectibilité ne pourra pas se généraliser sans un rémède radical.
„Son amour pour ses semblables etoit audessus de tout; depuis
„vingt ans il sacrifioit la plus grande partie de son tems et de sa
„fortune pour eux. Ce n'étoit pas pour sa gloire qu'il travailloit,
„s'il y a un Dieu on n'a pas besoin de se faire une réputation sur
„la terre, mais c'étoit dans l'espérance de pouvoir démontrer à
„l'humanité souffrante qu'il y a une route qui conduit au bonheur.
„La mort l'a enlevé avant qu'il eut achevé son ouvrage. Jl me
„disoit: J'aurai quitté la terre avec tant de plaisir, si avant j'avais
„pu présenter aux hommes tous les moyens infaillibles pour leur
„bonheur. Oui, Madelène, j'aurois été le plus heureux des hommes!
„Mais je sens que je n'ay plus que quelques jours à vivre et je
„me résigne à la volonté de Dieu. Chère Madelène, prend courage,
„nous nous réunirons bientot!“

Die gute Seele, die sich nie mit Schweizer's ökonomischen Angelegenheiten befaßt, wußte mir wenig Auskunft darüber zu geben; sie vermuthete bloß, daß dieselben schlecht beschaffen sein müßten. Für sich selbst war sie nie und immer nur dafür besorgt, daß seine Rechtschaffenheit anerkannt, seine Ehre gerettet werde. Sie jammerte öfters über die peinliche Aufgabe, welche mir zugefallen und hatte mir, wie ich schon unterwegs war, geschrieben, ich solle nicht selbst kommen, und bloß meine Prokur ausstellen. Allein ich konnte deutlich sehen, wie meine Anwesenheit zu ihrer Beruhigung beitrug.

Als ich mir nun eine Uebersicht von Schweizer's Nachlaß verschaffen sollte, verlor ich mich in einem Labyrinth, in welchem ich lange keinen Leitfaden fand.

In Folge der Transaktion vom 4. Juli, durch welche Swan alle Ansprüche auf Parker, die einzigen, welche bald wirkliche Baarschaft eintragen konnten, für sich allein behielt, während der Prozeß doch noch unter dem Namen der Agentschaft Swan & Schweizer, jedoch von nun an bloß auf Swan's Kosten fortgeführt werden sollte, war Sch.'s

Forderung auf Swan von 2 Millionen 65 tausend Franken auf eine Million und zwei und dreißigtausend Franken herabgesetzt worden. Für diese letztere Summe hatte Swan 110 Wechsel auf seine Person unterschrieben, wovon 60,000 Franken im November 1812 in Paris, alle übrigen, von einem Jahr zum andern in Boston, und die letzten erst im Februar 1822 zahlbar waren.

Von diesen Wechseln hatte Picquet auf der Stelle 546,646 Franken, Sir Walter Boyd für seine 6jährige Bemühung 25,000 Franken, dann eben so viel noch von obigem Antheil Picquets, und der Rechnungssteller Benquet 43,675 Franken erhalten. Für Magdalene und die Gläubiger Schweizer's blieben also noch 416,679 Franken in Wechseln auf einen verhafteten Schuldner übrig. Dieses war das Ergebniß der Transaktion, die den Sterbenden noch beruhigt hatte!

Das Verzeichniß der amerikanischen Ländertitel lautete für Schweizer's Antheil noch auf 310895 Acres, welche 328,349 Franken geschätzt waren. Die meisten enthielten aber die doppelte Zahl Acres und Schweizer hatte den andern Theil nach und nach seinem Peiniger Picquet übertragen, an welchen Magdalene dadurch immer noch gebunden blieb*). Kein einziger dieser Titel war im Original vorhanden, kein einziger mit den erforderlichen Formalitäten versehen, seit sechszehn Jahren kein Heller an die Taxen dafür bezahlt worden!

Die übrigen ausstehenden Forderungen betrugen dem Anscheine nach ungefähr 91,300 Franken; sie waren aber so beschaffen, daß die meisten nur vermittelst langwieriger und kostspieliger Prozesse, theils in Amerika, theils in Europa geltend gemacht werden konnten. Ueber die wenigsten waren eigentliche Dokumente vorhanden. An wirklicher Baarschaft fanden sich, nachdem die Beerdigungskosten bezahlt waren, bloß noch 1,598 Franken 45 Centimes. Von entschiedenem Werth war nichts anderes

*) Picquet, mit dem ich in der Folge noch einen langen Briefwechsel wegen dieser Ländertitel zu führen hatte, starb den 23. November 1818, 72 Jahre alt, und endete, wie alle solche Intriguanten, indem er nichts als Schulden hinterließ, so daß seine Söhne das beneficium inventarii begehren mußten. D. H.

[illegible] 4000 Bänden, [illegible] einigen antiken [illegible]

[illegible] Magdalene's nicht [illegible] 80,000 Franken.

[illegible] und um einige [illegible] zu geben, hatte [illegible] dem Gedächtniß, [illegible] schrieb, in [illegible] bezogen, gelegt [illegible]

[illegible] Mir schwindelte [illegible] und dennoch konnte [illegible] Danaidenarbeit nicht [illegible] Riß geben. Zum Glück [illegible] in Paris, der mich mit [illegible] diplomatischen Ansehen [illegible] ein Zimmer in seiner Wohnung, [illegible] eingeräumt.

Ich fuhr und lief nun täglich vom Morgen bis zum Abend bei Hottinguer, bei Bood und Bicquet, bei Advokaten, Prokuratoren und Notaren, bei allen Personen herum, von welchen ich mangelnde Belege, mündliche Auskunft oder zweckdienlichen Rath zu erhalten hoffte. Nur wer Paris, dessen Distanzen und die Schwierigkeit, seine Leute darin aufzufinden, kennt, der kann sich einen Begriff von dem Galeerenleben bilden, das ich hier führte, und wofür mich nur Magdalene's dankbare Blicke und die seltenen Stunden entschädigten, die mir vergönnt war im Louvre zuzubringen. Durch diesen ästhetischen Genuß, der mir aber nur wie auf den Raub zu Theil wurde, stärkte ich mich zum Kampf wider das Gesindel, mit dem ich mich über Schweizer's papierenen Nachlaß herumzubalgen hatte.

Mit unsäglicher Mühe schied ich die Mehrzahl der Geschäfte, die keinen Erfolg mehr versprachen und von Grund aus verdorben waren, von denjenigen, die vielleicht noch etwas ertragen konnten. Alle die erstern betreffenden Papiere legte ich bei Seite; so auch die Unzahl literarischer Projekte, an welche Schweizer seine besten Kräfte nutzlos verschwendet hatte. Seine, größtentheils durch den fleißigen Freitag in's Reine geschriebenen und alphabetisch geordneten Exzerpte für seine Zivilisation füllen allein achtzehn fauſtdicke Quartanten, welche wenigstens 10,000 Franken gekostet haben, wenn die Besoldung und der Unterhalt des Sekretärs in Anschlag gebracht werden. Es sind mitunter seltene Sachen dabei, die aber schwerlich irgend einem Gelehrten noch dienen könnten, wenn ein solcher nicht gerade den nämlichen Zweck, wie Schweizer, zu verfolgen gedächte. Und anderes hatte er noch nicht zu Stande gebracht, um eine fixe Idee auszuführen, womit er sich länger als zehn Jahre beschäftigte.

Diejenigen Angelegenheiten, welche noch nicht ganz aufgegeben wurden, übertrug ich, mit den nöthigen Anleitungen, dem gewissenhaften Freitag, um solche mit ihm durch Briefwechsel zu betreiben, damit ich nicht Jahre lang in Paris bleiben müsse. Der Baron Hottinger versprach mir, einen seiner Freunde in Amerika, John Keating, in Philadelphia, mit Untersuchung und möglichster Benützung der Ländertitel zu beauftragen. Die Bibliothek, die Sammlung von Kunstsachen und was sonst noch entbehrlich war, wurde nach gesetzlicher Vorschrift, durch einen „Commissaire priseur“, öffentlich versteigert und 6,458 Franken daraus gelöst. Mit dieser Summe konnte Magdalene einige Zeit ihre Ausgaben bestreiten, allein es mußten für die Zukunft noch andere Vorkehrungen getroffen werden.

---

Die vollständige Liquidation zog sich auf Jahre hinaus und die mir daraus erwachsene Mühe war unendlich. Magdalene starb ehe die Sache ihren endgültigen Abschluß gefunden und ich greife darum der

Zeit vor, wenn ich Einfachheitshalber hier das vollständige Ergebniß den Resultaten meines Pariser-Aufenthalts anreihe.

Von Swan war einstweilen nichts erhältlich und seine Frau gab erst nach langem Drängen die ihr einst von Schweizer anvertrauten Papiere heraus. Keating erklärte dieselben alle für werthlos, indem zur Feststellung ihrer Gültigkeit die langwierigsten Prozesse geführt und jedenfalls alle seit 10 Jahren rückständigen Steuern hätten nachbezahlt werden müssen. Die Wechsel auf Swan selbst deponirte ich bei den Herren Gebr. Goßweiler in Paris, um sofort davon Gebrauch zu machen, falls Swan etwa loskäme. Bevor dieß jedoch stattfand — ich war längst wieder nach Zürich zurückgekehrt — ward erst von Seite Swan's und dann durch den Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern (— 1792 preußischer Gesandter in England) um die Verkaufsbedingungen gefragt. Ohne natürlich im geringsten zu wissen, was diesen philantropischen Spekulanten zu dem Geschäfte bewogen, schlug ich in der That, im Einverständniß mit den übrigen Erben des Schweizer'schen Ehpaar's, die Wechsel endlich an den letztern mit einem Verlust von 85 % los und die letzte Anzahlung ward mir im Jahr 1824, nachdem ich sie eigentlich bereits verschätzt, richtig bezahlt. Ob Redern bei dem Geschäfte seine Rechnung gefunden, ist mir unbekannt.*)

---

*) Da Swan's hier zum letzten Male Erwähnung gethan wird, füge ich noch einiges über diesen merkwürdigen Mann bei. Seine Frau, die in Amerika dem größten Luxus fröhnte, rührte keinen Finger, um ihren Mann aus St. Pelagie zu befreien und er muß über 80 Jahre alt gewesen sein, als äußere Umstände unerwartet ihm die Freiheit wieder gaben. Im Jahr 1830 gebaren die Juliustage jene großen Ereignisse, von welchen die ganze Welt erschüttert wurde. Karl des X. Verblendung und der Wahnsinn seiner Minister entfesselten das Volk, das nun in seiner allgemeinen Aufregung auch die Thore der St. Pelagie sprengte, und alle darin gefangenen in Freiheit setzte. Jetzt trat der seit zweiundzwanzig Jahren eingesperrte greise Swan triumphirend hervor, mischte sich unter den tobenden Haufen, harangirte denselben, schilderte sich als einen frühern Verfechter der amerikanischen Freiheit und als ein späteres Opfer tyrannischer Willkür, half mit jubeln und schreien, und bezog dann eine bequeme Wohnung, wo er sich nach langen Entbehrungen gütlich that. Dann traf er Anstalten für seine Heimreise nach

Mein Hauptaugenmerk war, sobald ich in Paris den schlimmen Stand der Hauptguthaben erkannt hatte, auf Jeanneret gerichtet, dessen vorhandene Verschreibung für Fr. 50,000 längst Magdalenen zugesichert war; es ließ sich aber voraussehen, daß er nicht im Stande sein werde, diese Summe sammt den seit 18 Jahren aufgehäuften Zinsen zurückzuzahlen. Um so mehr war ich bemüht, ihn dahin zu bringen, sich für den Zins in Form einer Leibrente gegen Magdalene auf's neue zu verschreiben, allein tausend Ausflüchte schob er immer vor, um nicht darauf eintreten zu müssen und ich durfte ihn nicht geradezu vor den Kopf stoßen, weil die Verschreibung eigentlich nach französischem Recht bereits verwirkt war. Da ich aber immer mehr einsah, daß für Magdalene nicht viel anderes übrig bleiben werde, als der Zins dieser Fr. 50,000 und der Tag meiner Abreise herannahte, folgte ich Jeanneret wie sein Schatten und führte ihn schließlich fast gewaltsam zu seinem Notar, Namens Boilleau. Er wand sich wie ein Wurm und Boilleau suchte mir jeden Punkt streitig zu machen, aber ich blieb fest

---

Amerika, zählte der Himmel weiß auf welche für ihn eingehen sollende Gelder, und betrieb den Abschluß schon früher wieder mit mir über Sch.'s Ländertitel angeknüpfte Unterhandlungen mit solcher Dringlichkeit, daß der Kontrakt darüber im September schon unterzeichnet werden konnte, und schleunig nach Paris gesandt wurde, um gegen denselben 40,000 Franken in Empfang nehmen zu lassen.

Allein — meine Voraussetzung bewährte sich — die aus England erwarteten Geldmittel blieben aus und Swan, der sich wahrscheinlich im Freien wieder die Befriedigung aller sinnlichen Gelüste gestattet, wurde krank. Allmälig zehrten seine letzten Kräfte sich auf, und unterm 17. Mai 1831 erhielt ich von Goßweiler die Anzeige, daß er vor wenigen Tagen gestorben sei und nichts hinterlassen habe als Schulden und eine Unzahl von werthlosen Papieren, so daß selbst Hausmiethe und Nahrung seit seiner Erlösung aus dem Schuldenthurm unbezahlt geblieben. D. H.

Ueber den zu einer eigentlichen Spitzbuben-Berühmtheit Gelangten, seinen Aufenthalt in St. Pelagie und seine Befreiung aus diesem Gefängniß finden sich u. a. Berichte im „Journal des débats“ v. 13. Dez. 1821, im „Ausland“ vom 6. Dez. 1835 und 29. Nov. 1838 (der letztere flüchtig und voller Unwahrheiten) und in der „Allg. Zeitung“ vom 31. Dez. 1838.

Nach losen Blättern von der Hand D. H.'s. P.

und kaltblütig und drohte schließlich mit einer Klage bei dem Oheim, den Jeanneret zu beerben hoffte und den ich mir zum Schiedsrichter in unsrer Streitfrage erbitten zu wollen erklärte. Jetzt war Jeanneret geschlagen und ging mit verbissenem Grimm alle meine Forderungen ein. Dreimal jagte ich vom Notarius zu Magdalene, die eine volle halbe Stunde abwärts wohnte, hinaus und wieder zurück, um Papiere und Unterschriften zusammenzutreiben, und wich dann nicht von der Stelle, bis ich die Akte in gehöriger Form in meine Gewalt bekam. Der Notarius war eben so wild auf mich wie Jeanneret selbst und die Schreiber lachten auf den Stockzähnen. Ich bekümmerte mich nicht darum; ich hatte meinen Zweck erreicht.

Die ganze Summe, welche bei Magdalene's Tod nach Befriedigung der rechtmäßigen Gläubiger ihres Gatten*) (— auch der Erben de Witry's, zu deren Gunsten der wieder reich gewordene St. Didier**) endlich Fr. 25,000 an Jeanneret entrichtete —) als Rest der Schweizer'schen Reichthümer geblieben war, und in welche wir Erben uns mit dem treuen Diggelmann, dem Hause H. in Paris und den Erben L. S.'s nach Verhältniß unsrer Ansprüche in freundschaftlicher Weise theilten, belief sich auf 27,684 Gulden oder 65,622 Franken. Eine eigentliche Insolvenz-Erklärung der Schweizer'schen Hinterlassenschaft hatte zu meiner Freude vermieden werden können.

Der Briefwechsel, den ich zehn Jahre lang ununterbrochen über alle diese Geschäfte fortführte, füllt eine ganze große Kiste, die ich nun bei Seite gestellt habe, um weiter nicht mehr an diese unerfreuliche Arbeit erinnert zu werden.

---

*) Levrat mußte sich zur Annahme Swan'scher Wechsel an Zahlungsstatt begnügen.

**) Er ließ sich später Graf schelten, kaufte in Paris ein großes Hotel und verheirathete seine Tochter mit einer Mitgift von Fr. 800,000 an den Herzog de la Tremouille. D. H.

## V. Stille nach dem Sturm.

Ein Jahr nach Schweizer's Tode traf Magdalene Anstalt, Paris zu verlassen. Jeanneret hatte vergebens getrachtet, sie zu bewegen, bei ihm in Senlis zu wohnen, unter dem Vorgeben, daselbst mit der zärtlichsten Freundschaft für sie besorgt sein zu wollen. Er hätte sie dort wahrscheinlich lieber „à la fortune du pot" zu Tode füttern, als ihr jährlich 2500 Franken bezahlen mögen. Allein sie wußte wohl, daß wenn auch alle übrigen Hülfsmittel nicht ausreichen würden, Zürich der sicherste Zufluchtsort für sie wäre. Wenn auch ihr Herz an Paris hing, so ungern sie sich auch von ihren Freundinnen, Clô-Frescarode und Du Petitthouars, die sie fast nicht wollten wegziehen lassen, und von andern guten Menschen ihrer nähern Bekanntschaft trennen mochte, so vereinigten sich doch alle Umstände, ihr einen längern Aufenthalt daselbst zu erschweren. Es wurden ihr von Seite der Gläubiger und Schuldner mancherlei Zumuthungen gemacht, die sich schriftlich und hinter mir, als ihrem Geschäftsträger, geborgen, aus deren Ferne leichter, als in persönlicher Anwesenheit, ablehnen ließen. Nachdem sie den treuen Freitag verabschiedet und ihre Mobilien noch leidlich veräußert, verließ sie das Land der Täuschungen, und langte mit ihrer Magd Victoire am 22. Juli 1812 im Beckenhofe an, wo sie von den Beschwerden der Reise ausruhte und dann am 1. August eine kleine Wohnung in Zürich, hinter Zäunen, bezog, die ich für sie gemiethet und mit Hülfe meiner Frau so bequem als möglich eingerichtet hatte.

Auf ihren Schreibtisch legte ich die folgenden Strophen:

### Die Rückkehr in's Vaterland.

An Magdalene.

Wer kehrt nicht gern in's Vaterland
Zurück auf heimatliche Fluren,

Und sucht auf halberloschnen Spuren
Den Pfad, der einst voll Blumen stand,
Als uns, Vertrauen in den Blicken,
Mit kindlich spielendem Entzücken
Die Jugend frische Kränze wand!

Und mußten auf des Lebens Bahn
Wir auch durch freudenleere Steppen
Das kummervolle Dasein schleppen,
Früh aufgeschreckt aus süßem Wahn;
Trat auch das Schicksal spottend nieder
Der Hoffnung Saat — hier lächelt wieder
Uns die Erinn'rung freundlich an.

Und kehren wir allein zurück
Von zweckberaubter Lebensreise,
Und schwanden auch aus unserm Kreise,
Vor unserm thränenschweren Blick,
All die befreundeten Gestalten,
Die jüngst an unsrer Seite wallten,
Entfloh mit ihnen Ruh und Glück —

Wenn Eines wieder Frieden bringt,
So sind's der Heimat traute Bilder!
Am Lebensabend sind sie milder
Beleuchtet, und ihr Zauber dringt,
Wie Freundesstimme, tief zum Herzen,
In dem nun, trotz der neuen Schmerzen,
Das Lied der frühern Tage klingt.

So kehrst auch du nun an das Ziel,
Geliebte Freundin, zu den Laren
Der Jugend wieder: Ach, erfahren
Hast du des Glücks grausames Spiel
Wie Wenige! Doch deine Leiden,
Sie führen sicher, wie das Scheiden
Zum Wiederseh'n, zum höhern Ziel!

Und einer bessern Zukunft Pfand
Reicht schon die Rückkehr zu den Deinen
Dir jetzt. Du sollst nicht immer weinen!
Aus dieser Welt voll Unbestand,
Voll Trug und Ungemach und Mängel,
Führt All' uns einst ein guter Engel
Empor in's wahre Vaterland.

So war sie nun, in beschränkten Vermögensumständen, alt, schwach und lebensmüde, dahin zurückgekehrt, von wannen sie jung, schön, reich und unter den glänzendsten Aussichten fortgezogen. Wie verschieden waren jetzt ihre Verhältnisse, in Vergleichung mit denjenigen, unter welchen sie einst hier zu leben gewohnt war! Und dennoch fügte sie sich mit sanfter Hingebung in diese Veränderung. Schweizer's Andenken blieb immer theuer und heilig; kein Wort der Klage über seine Verirrungen kam jemals über ihre Lippen.

Jeanneret, gebunden durch den förmlichsten Vertrag, bezahlte ihr richtig alle sechs Monate 1250 Franken. Mit dieser Summe und aus den Zinsen des an Kapital gelegten Erlöses ihrer Parisermobilien konnte sie oder vielmehr Victoire die Kosten ihrer kleinen Haushaltung reichlich bestreiten und sogar noch etwas bei Seite legen. Magdalene bekümmerte sich nicht um die Ausgabe und ließ jene, bei der sie an der Kost zu leben schien, in Allem nach Belieben schalten und das um so ruhiger, als Victoire ihr wirklich treu ergeben und von einem mehr als gewöhnlichen Ehrgefühl belebt war.*)

*) Nach dem Tode ihrer Herrin zog es Victoire wieder nach Paris, wo sie bald in den Dienst von Magdalene's Freundin Clô-Frescarode trat. Im März 1824 starb sie und da ich mich im Auftrag des Herrn Clô nach ihrem Heimatsort Tavannes wandte, um zu vernehmen, wem ihr kleiner Nachlaß zu übergeben sei, ward mir die überraschende Auskunft zu Theil, Victoire — mit ihrem wirklichen Namen Marguerite Frêne — sei eine zum Tode verurtheilte, durch List und Gewalt dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrissene und geflüchtete Kindsmörderin! Die damit zusammenhängenden Umstände sprachen zudem so ungünstig gegen ihren Charakter, und die Rücksichtslosigkeit, welche sie auch

Ihre ehemaligen Freunde und Bekannten besuchten sie häufig und bezeugten ihr eine Theilnahme, die bald ihre früheren Vorurtheile gegen ihre Mitbürger ausgelöscht hatte. Meine Frau und ich brachten beinahe täglich ein paar Stunden bei dem lieben Mütterchen zu. Ihre Unterhaltung war äußerst anziehend; sie hatte so viel gesehen, beobachtet und erlebt und war von Natur gesprächig. Ihre Schilderungen von Menschen und Ereignissen waren treffend und noch immer originell. Mitunter konnte sie sogar noch muthwillig sein und Schwänke erzählen. Ihre Liebe zu mir, zu meiner Frau und meinen Kindern hatte den Charakter mütterlicher Zärtlichkeit angenommen; — in meinem Leben habe ich kein so dankbares Gemüth gesehen!

Ihre einzige Sorge war noch die Ehrenrettung ihres Mannes. Ich legte ihr öfters Rechenschaft von dem Gang der Geschäfte ab, wovon sie aber wenig verstund. Die schlimmen Berichte, welche fortdauernd, zumal aus Amerika anlangten, verhehlte ich ihr so viel als möglich. Sie hatte indeß mein Gesicht so gut studirt, daß sie mir immer an den Augen ansah, was etwa vorgefallen sein möchte. Jedoch genoß sie wenigstens den Trost, den Wucherer Levrat, und Pommaret, einen Gläubiger aus der frühern Epoche, beide zusammen mit 102,994 Franken Swanischer Wechsel bezahlt und abgefunden zu wissen. Von diesen Wechseln besaß sie noch 352,277 Franken; die verfallenen hatten bereits, wie zu erwarten gewesen, protestirt werden müssen.*)

Was die gute Magdalene damals noch am meisten kränkte, war die Unmöglichkeit, den Malteserritter de Witry zu befriedigen. Seine Existenz war durch Akten bestätigt, woraus hervorging, daß er schon längst in den Orden der Jesuiten getreten und sich, als Vorsteher einer Missionsanstalt, zu Odessa befinde. Sie schrieb nun selbst an ihn,

---

späterhin in bessern Verhältnissen gegen ihre blutarmen Verwandten an den Tag legte, welche sie aus dem Gefängniß befreit und dadurch in harte Strafe und schwere Bußen gefallen waren, schien mir so empörend, daß ich mich trotz ihrer guten Aufführung in Magdalenens Diensten mit ihrem Andenken nie mehr ganz aussöhnen konnte. D. H.

*) Vide die Erledigung dieser Rechnungs-Angelegenheiten auf S. 180 u. 182.

schilderte ihm ihre Lage, bat ihn um Geduld und erhielt eine Antwort, die wenigstens von seiner Gutmüthigkeit zeugte. Er äußerte sich nämlich, mit 8—10,000 Franken einstweilen vorlieb nehmen zu wollen, welche Summe er aber für die Unterstützung seiner Gemeinde dringend bedürfe. Zum Schluß erinnerte er Magdalenen, mit Beziehung auf ihren ketzerischen Glauben, an das Heil ihrer Seele und schien sie in den Schooß der allein selig machenden Kirche hinüberziehen und bekehren zu wollen. Allein sie konnte ihm ebensowenig das verlangte Geld schicken, als sich entschließen, in ihren alten Tagen noch katholisch zu werden.

Magdalene hatte nun siebenzehn Monate in der Heimath gelebt, sich wieder vollkommen an die hiesigen Sitten gewöhnt und nur den Gebrauch des Zürcher Idioms nicht mehr erlangt, wie sie überhaupt lieber französisch sprach, als deutsch. Ihre Freunde hofften, die zutrauliche Seele noch lang in ihrem Kreise zu besitzen; allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen.

Am 3. Januar 1814, nachdem sie einen vergnügten Tag bei der Familie Meister zugebracht, wurde sie plötzlich von einem Brustfieber befallen, und bald so schwach, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Nach Verfluß weniger Tage fühlte sie deutlich, wie sie dem Tode entgegenreise. Sie litt an heftigen Brustkrämpfen und physischer Beängstigung und fand weder Schlaf noch eine erträgliche Lage in ihrem weichen Bette. Ihr Athem war gepreßt, sie konnte mit schwacher Stimme kaum noch sprechen. Sobald aber eine Leidenspause eintrat, zeigte sie eine himmlische Ruhe und Heiterkeit des Geistes. Je schwächer sie wurde, desto liebevoller äußerte sie sich gegen meine Frau und mich, da wir sie so wenig als möglich verließen. Sie schien unsere Gegenwart zu wünschen und unruhiger, wenn sie niemand von uns beiden sah. Andere Besuche lehnte sie meistens ab, oder empfing dieselben nur für Augenblicke.

Eines Nachmittags brachte Victoire Kaffee. Sie begehrte davon auch eine Schaale, indem sie mit freundlich lächelnder Bedeutung sprach:

„Mes amis, ce sera la dernière communion que je prendrais avec „vous“. Dann sagte sie: „Je me rejouis tant de mourir! C'est „une longue agonie, mais une douce espérance. Vous m'aidez à „monter là-haut.“

Sie gedachte aller Menschen, welche ihr in der Vaterstadt Liebe und Theilnahme erwiesen und trug uns Grüße an Alle, vorzüglich an meine Schwester auf: „Faites lui bien mes remercimens“, wiederholte sie öfters, und dann „serrez vos enfants pour moi à votre ame!“ Hierauf ließ sie sich Schweizer's in Amerika von Sharples gemaltes Bildniß reichen und eignete dasselbe meiner Frau mit den Worten zu: „Le portrait de Gaspard, vous ne le laisserez jamais sortir de vos mains.“ Ihr Oheim, der alte Rathsherr Lavater, dessen Wohnung an die ihrige grenzte, besorgte sie mit rührender Sorgfalt, als Arzt. Eines Abends befand ich mich mit ihm allein bei ihr, wie sie eben von einem so heftigen Brustkrampf überfallen wurde, daß wir beide befürchteten, sie würde in diesem Paroxismus den Geist aufgeben. Lavater rieb sich eilfertig die Hände mit einem Spiritus ein, glitt mit der Linken unter ihren Rücken, die Rechte hielt er über ihre Brust, indem er so zwei entgegengesetzte Pole bildete. Nach einer Weile athmete Magdalene augenscheinlich beruhigt auf, rühmte sich, wie alle krampfhaften Schmerzen plötzlich von ihr gewichen, und verfiel gleich nachher in einen sanften erquickenden Schlummer. Wir zogen uns, um sie nicht aufzuwecken, in eine entlegene Ecke des Zimmers zurück und hier fragte ich Lavater leise, wie es ihm gelungen sei, die Kranke so schnell zu beruhigen. „Durch meinen festen Willen, ihr zu helfen“, erwiederte er, und bestätigte meine Vermuthung, daß er sie magnetisirt habe. Wie ich nun weiter fragte, durch welches Medium sein moralischer Wille, zu physischer Thatkraft geworden, sich dem Organismus der Leidenden mitgetheilt habe, ließ er sich über die Natur des Magnetismus tiefer ein; aber Vieles blieb mir unverständlich und Anderes schien mir, bei all' meinem Vertrauen zu dem ehrwürdigen Greise, kaum glaublich. Ich mußte es dahingestellt sein lassen. In-

zwischen war mir hier die wohlthätige Wirkung dieses einzelnen Experimentes, des ersten von dem ich Augenzeuge gewesen, durch den Erfolg unwiderlegbar erwiesen.

Leider vermochte die Kunst weiter nichts mehr, als bloß noch die Auflösung der Kranken zu erleichtern. Speisen vertrug sie keine mehr, und erquickte sich nur mit dem ausgedrückten Safte der letzten Weintrauben, die noch aufzutreiben waren und den sie, mit Zucker vermischt, tropfenweise einschlürfte. Fühlte sie Durst, so lispelte sie „donnez moi quelque chose", und fragte man, was sie verlange, so erwiederte sie wie ein gutes unpäßliches Kind „quelque chose de bon", das war Traubensaft gemeint.

Später, und wie ihre Kräfte immer mehr abnahmen, beschäftigte sie sich in ihren Phantasien mit Schweizer. „Je l'ay vu sur une belle étoile", vertraute sie uns freudig, „cette nuit cette belle étoile „me fit signe de venir à elle. O, je l'ay vu."

Wie wir still an ihrem Bette saßen und sie wehmüthig anblickten, sagte sie: „Je vois en vous ce que vous sentez pour moi, je le vois „bien. Je n'ay plus la force de vous dire ce que je sens pour „vous, mais je le prendrai avec moi dans l'autre monde. — Je vous „attendrai dans ces belles régions, mais" fügte sie lächelnd hinzu, „venez y bien tard" und nach langen Pausen viele solcher freundlicher Reden mehr, die meine Frau alle aufgeschrieben hat. Ihre Fieberträume müssen lieblich gewesen sein, denn öfters glaubte sie aus der Ferne Aeolsharfen zu hören und sprach, indem sie mit ihren großen blauen Augen umherblickte: „De quel coté va cette harpe? C'est une si belle mélodie."

Wer mit so ruhigem Gemüthe sterben und sich im Scheiden noch mit solchen Bildern beschäftigen kann, muß reines Herzens gelebt haben.

Die letzte Nacht war sehr beängstigend. Sie hatte wieder heftige Krämpfe, war gar nicht bei Sinnen und schien unendlich viel, aber bloß körperlich zu leiden. Wie sie gegen 9 Uhr des Morgens ganz verstört, doch mit Bewußtsein die Augen wieder aufschlug, waren ihre

Züge entstellt, ihre Blicke unstät und sie verwunderte sich, noch hienieden zu sein.

Allmälig ward sie ruhiger und schwächer. Ihre letzten Worte an meine Frau waren: „Je serai toujours avec vous, toujours!“ Gegen 2 Uhr am Nachmittag des 26. Januar 1814, entschlummerte sie, um nicht wieder zu erwachen.

Wohl ihr, daß sie, von den Mühseligkeiten des Lebens geborgen, ihrem verewigten Gatten bald nachfolgen und nicht hienieden verweilen durfte, um zu sehen, wie dessen schönste Hoffnungen für ihren Wohlstand, eine nach der andern, sich wie Seifenblasen in leeres Nichts auflösten! Wohl ihr, daß ihr zarter schwächlicher Körper, durch höheres Alter vollends entkräftet, ihren Geist, der sich nach der ewigen Heimat sehnte, nicht länger in drückenden Banden gefangen hielt! Sie starb so gern, so ruhig, so unbeschreiblich heiter!

Sie hat auch nicht vergebens gelebt. Sie hat des Guten viel und anspruchslos im Stillen ausgeübt; ihr besseres Selbst im Drang der Widerwärtigkeiten geläutert und gehoben und dadurch ihre irdische Bestimmung erfüllt. Sollte wohl an ihrem Grabe noch von ihren geringen Fehlern gesprochen werden? Selbst diese waren liebenswürdig; sie schadeten keinem Menschen und fanden ihre Entschuldigung in und durch sich selbst. So wie sie war, ein Bild der sanften Weiblichkeit, Geduld und kindlich treuer Liebe, wird Magdalene mir ewig unvergeßlich bleiben.

---

# Ein Stammbuch eines jungen Zürchers aus dem XVII. Jahrhundert.

Von G. Meyer von Knonau.

Gewisse Erscheinungen des täglichen Lebens, im häuslichen Kreise wiederholen sich unter ähnlichen Verhältnissen in etwelcher Abwandelung von einer Zeit zur andern immer wieder. Ein Sohn weilt in der Fremde; er hat einen mit den elterlichen Wünschen nicht ganz übereinstimmenden Reiseplan und bringt dem Vater weitere Geldbegehren, mit denen derselbe nicht einverstanden ist. So gehen die ungleichen Auffassungen in Anfragen und Antworten, Briefen und Gegenbriefen hin und her, und die Meinungsverschiedenheit verfehlt nicht, tiefere Schatten zu werfen. Solcher Correspondenzen hat es stets sicherlich manche gegeben, und es gibt derselben immer wieder neue. Daß 1609 und 1610 ein in Zürich wohnender sorglicher Vater, ein in Frankreich reisender etwas sorgloser Sohn dergestalt einander schrieben, geht aus noch vorhandenen Briefen hervor; aber dazu kommt weiter als glücklicher Umstand, daß das Stammbuch erhalten ist, welches der Sohn auf die Reise mitnahm und mit weiteren Einträgen unterwegs versehen ließ.

Der Rathsherr Hans Heinrich Meyer von Knonau war ein Enkel des 1531 bei Cappel gefallenen Gerold, ein Sohn des Wilhelm, welcher als ein Mann von tüchtiger gelehrter Bildung und nicht kleinen Ansehens bei seinen Zeitgenossen gegolten hatte. Hans Heinrich hatte 1573 die Elisabetha Schultheiß vom Schopf, die Tochter des letzten eines alten Geschlechtes, zur Ehe genommen, und 1578 bis 1598 wurden ihm zwölf Kinder geboren, von denen allerdings nur fünf zu höherem Alter kamen. Drei Söhne befanden sich darunter. Davon war der älteste, Hans Heinrich, schon 1604 im Alter von 22 Jahren

in den Ehestand getreten. Der zweite Sohn, Gerold, 1584 geboren, wurde, wie er überhaupt in fleißigster Weise historischen Studien sich hingab, der Geschichtschreiber seiner Familie; unter seinen vielen zusammengeschriebenen Büchern hat das „Stammen-Buch des Geschlächts der Meyeren von Knonow", von 1617, einen ganz besonderen Werth. Bis auf seine eigne Zeit herunter, auf Eltern, Geschwister, Vettern, auf sich selbst hatte er das Buch geführt, den Tod des Vaters Hans Heinrich 1616, der Mutter Elisabetha 1618 — „Sy was ein stattlich, lang, schön, gottsförchtig, — „hußlich Wyb" — eingetragen, nach Gewohnheit seines Buches seinem eigenen hübsch ausgemalten Wappen dasjenige seines jungen Weibes, Elisabetha Schmid, auf einem neuen Blatte zur Seite gesetzt: da traf ihn ein grauenvoller Tod durch Mörderhand, und zum 3. Januar 1619 hatte eine andere Hand diesen Trauerfall nachzutragen*). — Der dritte Sohn ist der Inhaber unseres Stammbuches.

Jost Meyer von Knonau, 1590 geboren, trug seinen Namen von einem in der Familie jedenfalls sehr in Ehren gehaltenen Erboheim, dem 1606 verstorbenen Jost von Bonstetten. Dieser letzte zürcherische Vertreter des noch bis heute in Bern fortbestehenden altangesehenen Hauses von Bonstetten war ein viel jüngerer Bruder der Barbara, Frau des Wilhelm Meyer von Knonau, gewesen, und seine Schwesterskinder hatten die ansehnliche Hinterlassenschaft angetreten. Nur ein Jahr nach dem Tode des Jost von Bonstetten ging nun der siebzehnjährige Großneffe auf die Reise nach Frankreich, von welcher er, wie es scheint, ohne daß inzwischen ein Besuch in der Heimat erfolgte, 1610 zurückkehrte. Erst über die letzten Monate dieser längeren Abwesenheit besitzen wir genauere Nachrichten; denn die erhaltenen Theile des Briefwechsels fallen in die Jahre 1609 und 1610.

---

*) Ich verweise auf meine zwei Neujahrsblätter vom Waisenhause in Zürich, 1875 und 1876, besonders das zweite mit seinem Anhange über den Verfasser der in den beiden Heften behandelten zürcherischen Familienchronik.




Lith. Orell Füssli & C°



Die erste Zuschrift ist ein Brief des Sohnes, vom 20. August 1609 aus Lyon. Derselbe berichtet von einer daselbst vorgenommenen Geldabrechnung, und er läßt erkennen, dieselbe sei so ausgefallen, daß über die schon empfangene Summe hinaus noch Geld nothwendig blieb. Weiter ersehen wir, daß Jost mit einem Vetter, Hans Jörg Grebel, reiste und daß die Fortsetzung der Reise, nach Montpellier, nahe bevorstand. Am 30. des gleichen Monates ist Montpellier erreicht, und die beiden Zürcher suchen sich daselbst einzurichten, wie ein Brief vom 11. September, welcher allerdings kurz genug ausgefallen ist, mittheilt. „Ich biten ouch ganz früntlichen — entschuldigt sich da Jost — ihr wölends nit achten, dz ich so übel gschreiben, dan eß in grosser Yl geschechen, und hab weder gute Dinten nach Federn". Die jungen Leute haben einen Tischherrn bekommen, welchem Jost jeden Monat sechs Kronen zu Tisch geben muß, die Krone zu drei Franken, und zwar so, daß Vetter Grebel und „Herr Laffetter" gleichfalls bei demselben sind: „dan wir in ganz Montpelier keinen wolfeilleren Tisch haben könen; so habend wir spendieren wölen, welches aber uns ist mißrathen worden, von denen die selber spendierend, dan sy sagend sy mögend mit 6 Kronen nit besthon". Dann schreibt Jost wieder, wie aus Lyon, von seinen Wechselbriefen, unter anderem von einem, „welcher an Herr Zollickhoffer stath", und von weiteren Geldangelegenheiten, und er bittet um Auskunft, wie er sich weiter verhalten, besonders aber, ob er in Montpellier bleiben solle, oder nicht.

Am 24. Januar 1610 ging aus Zürich eine lange Antwort ab: „Mynem Lieben Son Joß Meyer von Knonow. Demeurant e Monsieur Fabreque Mareja de Montpellier. Montpellier". Nicht der Vater Hans Heinrich selbst, sondern der ältere Bruder Gerold hat die zwei Folioseiten beschrieben, und zwar als Antwort auf einen nicht mehr vorhandenen Brief vom 22. December, welcher Sonntags den 14. Januar in Zürich empfangen worden war. Da sind nun zuerst nach Entbietung des väterlichen Willens und „Wüntschung eines guoten glückseligen nüwen Jahrs" die Geldangelegenheiten erörtert; denn die Rechnungen

von Vater und Sohn wollen leider nicht recht zusammenstimmen. Jost hat entschieden mehr verbraucht, als man zu Hause angesetzt hatte: „Derhalben Ich nit meinen und Dir thruwen, das Du die 100 Cronen schon verthan und die obgemelten 40 Cronen über die 100 Cronen ingenommen haben werdist; wellist mich aber deß uffs aller ehist wo möglich berichten, damit ich nit ein Gält an zweyen Ordten begaben müsse". Auch die vorgeschlagene Fortsetzung der französischen Reise findet — allerdings war das jetzt gründlich zu spät — keine Billigung: „Antreffende die Reiß mit Vetter Grebel, haben ich und Dyn geliebte Muter unns bedacht, und die Sach inn allweg erduret, auch von etlichen verstanden, was ire Söhn verthan, als sy inn Franckrych gereißet, das dasselbig sy gar nüt genützt, sonder vil Gälts gecostet hat. Innansechung auch das wir Dich nit hinnin geschickt, das Land zu besichtigen, sonder die Spraach zu lehrnen, ist hieruf umb disser und anderer Ursachen willen unßer ernstlich Bevelch, Will und Meinung, das Du angentz heim khomist und nit wyter hinnyn reißist. Wo aber Sach werr (wie ich genzlichen achten), das Du über das Gält, so Dich die Reiß von Montpellier biß allher gen Zürich costen wurde, nach für ein zweyen oder dryen Monat fürhetist, so sol erloupt syn, nach dieselb Zyt alda zu Montpellier zu verharren. Dan so lang mit vilgedachten 100 Cronen ußblyben kanst, sind wir wol zufriden. Doch sind wir nit gesinnet, über erstgedachten 100 Cronen Dir wyters-zukhommen zelassen, darnach Du Dich wüssen solt zu halten. Zwyfflet mir gar nit, dan du werdist unns hierinn gehorsammen und dich erzeigen, das wir dynen gefröwt werdint".

Diesem allerdings recht deutlichen väterlichen Dictate fügte dann noch der Bruder als Schreiber ein Nachwort an, eben daß er habe schreiben müssen nach Geheiß und Angaben des Vaters, „der jezund aber leider das Bodagran hat". Dann fährt Gerold fort: „Deßhalben nüt an mich diß Ordts zürnen wellist, und ist auch myn Rath, Du sygist unnßeren lieben Elteren (wie dan schuldig bist) gehorsam. Hast etwas Gelts für über die Reiß, wie obgemeldet, so kauff darumb ein

hüpsch Wehr, Tägenbhänd, Hut, Strümpf, Stiffel, und was vermeinst, das man Dir allhie nit kauffen wurde und inn einem wolfeilern Gelt dan aber alhie finden kanst. Dan ich wol gemerckt, das je belder Dich heimfürderist, je lieber es innen werde syn von wegen villerley Ursachen, auch Gfaren disser Zyt. Kanst auch im Heimmreißen Marsilia besichtigen. Ich bitten auch, hast Glegenheit, so thun mich zu verstendigen, welliches Tags Du begerst heim zu khommen, damit wir Dir gen Baden oder uff mindtst gen Altstetten oder Wyningen entgegenryten khönind. Doch das wir wahrhafft berichtet werdint, damit wir nit vergebens Dir entgegen khömind. Vale".

„Empfangen zu Paris den 25. Aprel 1610": besagt ein auf die Außenseite aufgesiegeltes Streifchen Papier.

Denn Jost hatte der Versuchung doch nicht widerstehen können, die große Stadt der französischen Könige zu sehen, und er war trotz den Abmahnungen nach Paris gegangen. Ein letzter Brief — „minem früntlichen lieben Vatter" in Zürich adressirt — ist am 1. Mai, „Datum in Pariß", geschrieben. Da meldet er den „gethreuw herzlieben Elteren" zuerst, daß er mit guter Gesundheit in Paris angelangt sei und dort jenen Brief vom Januar empfangen habe. Wegen der hundert Kronen — fährt er fort — habe es seine Richtigkeit: er habe sie in Geld und Wechselbriefen von den Herren Rütlinger erhalten, nichts darüber hinaus. Doch wird weiter eingeräumt, daß dieses Geld jetzt verbraucht sei; er müsse wohl die Herren Rütlinger wieder um einiges Geld ansprechen, „damit dz ich köne wils Gott wan die Krönig der Königen überen ist, wider nach Zürich züchen und mich kleiden lassen, dan ichs gar noturftig sin wird". Daran schließt sich ein unter der Hand gemachter Vorschlag, „dz wan ich die unseren Hauptlüth antreffe und ein guten Sold könt haben, mich zu ihnen verdinge, dan ich vil sechen und lernen könt und mich wol üben könt in der französischen Sprach; doch als mit üwerer Verwiligung". Darauf kömmt er auf den kritischen Hauptpunkt zu sprechen. „Witer schreibend Ihr mir, ich söle nit weit ummen reisen; hab aber die Brief erst empfangen, da ich

min Reiß schon folbracht hab; dan Ihr mir nie kein Antwort auf mine Brief geben hand, so offt ich Uech zu gschriben hab, ich wöle einen Strich durch das Franckrich thun, habend mir aber offtermals geschriben, wan ich zwei Jar zu Pont de Vele*) gsyn seige, wölend mich darnach lassen dz Land beschauwen. Da meinte ich, die Sach wer gar richtig; ich sölte mit Vetter Hans Jörg Grebel heim kommen, und hette ich die Brief zu Montpelier empfangen, so wüssend, dz ich nit ohn Uewer Wil were witer zogen, dan ich alzeit Uech beger zu folgen und ghorsamen, wie dan schuldig. Biten derhalben, wölend mich für entschuldiget halten, und dz kleine Gelt, welches ich mehr verthon, nit dauren lassen, dan ich ein schön Land, ouch wils Gott die Königin wird sechen krönen, welches geschechen sol den 15. Meyen 1610, welches in vil hundert Jarren nit mehr gschicht. Hoff, was ich gesechen hab und mit der Gottshilff nach sechen wird, sole mir den Tag mines Lebens wol kommen. Ich het Uech, myuen gethreuwen lieben Elteren, ouch Bruderen und Schwöstern besonderbar gschriben; wil aber ich den Botten so vil muß geben, wan ich ein groß Paquet machen, und verwerfends gern, wans zu groß ist, hab ichs underlasen, damit dz eß fleisiger verrichtet werde". Daran schließen sich am Ende Grüße und Segenswünsche.

Was Jost „mit der Gottshilff" noch sehen wollte und was ihn augenscheinlich, wenn er nicht auch hierin seiner Art gemäß den getreuen lieben Eltern etwas blauen Dunst vormachte, nach Paris gezogen hatte, wurde ihm nun, wie die Weltgeschichte lehrt, nur in sehr getrübter Weise zu Theil, Dank dem verbrecherischen Fanatismus Ravaillac's. Schon vor jenem Termin, den der junge Zürcher erwähnt hatte, war Königin Maria gekrönt; Heinrich IV. wollte am 18. Mai zur Armee abgehen; da fuhr er am 14., einem Freitage, nochmals durch die Stadt, als ihn der wilde, durch Predigten und Bücher, wie er stets bekannte, zur That vermochte Mensch erstach. Es ist sehr wahrscheinlich, daß

*) Pont de Veyle, Stadt im jetzigen Ain-Departement, südöstlich von Macon.

die jungen Gäste aus der Schweiz noch Zeugen der Aufregung waren, welche die Unthat in Paris hervorrief.

Jetzt aber muß der väterliche Befehl, zurückzukehren, Gehorsam gefunden haben. Denn schon am 19. Mai — da ist nun jedenfalls der alte Stil zu verstehen — war Jost in Straßburg, von Grebel begleitet. Sie stiegen auf den Münsterthurm mit dem Zürcher Landsmann Hans Konrad Rüttlinger; denn dieser schrieb sich in Jost's Stammbuch auf dem hintersten Blatte ein: „Ach Gott. Laß mich erwerben ein Erlicher Namen vnd ein Sellich Sterben. Laus Deo Semper. D. 19 May anno 610 Jarr. DEm Edlen vnd züchtigen Jüngling Joß Meyer von Knonouw Hab Ich Hans Cunradt Rüttlinger von Zürich Zu einer ewigen gedechtnuß geschreyben vnd diß ohn vergessen seind. J. Joß Meyer von Knonouw vnd J. Geörg Grebel. Zu Straßburg in der Cron auff dem Münster gesessen". Nach dieser in luftigster Höhe gemachten Niederschrift folgte am 21. des Monats „a Basle" von Marc Wild de Montbeliard noch eine französische Eintragung. Gleich darnach werden die beiden Reisegefährten in Zürich eingetroffen sein.

---

Ein kleines Buch in Pergamenteinband mit eingepreßten Ornamenten, mit Goldschnitt, in welchem nach und nach 57 noch vorhandene Blätter theils bemalt und beschrieben wurden, theils nur schriftliche Eintragungen empfingen, hatte den jungen Jost Meyer von Knonau auf die Reise begleitet.

Aus der eigenen Familie schrieben sich bloß ein älterer Vetter des Reisenden, Hans Rudolf: — „Wind und Glück hand offt vil Tück. I pede fausto" —, sowie der treue Bruder, Gerold, ein. Von dem letzteren nämlich ist der knieende Ritter mit Schild, Fahne, Helmzierde in den Farben des Familienwappens, mit sinnigen Beischriften, dem Bruder Jost gestiftet worden, wie ihn unser Kunstblatt aufweist. „Si recte feceris, comitem habebis Deum — Si Dieu ne veut, Fortune

ne peut“ sind die Worte des Sinnspruches; als Zeichen des Wohlwollens, als Ausdruck des Glückwunsches will er die Malerei betrachtet wissen. Daß diese Eintragungen am 8. October und am 7. September 1607 gemacht sind, spricht eben dafür, daß Jost schon 1607 nach Frankreich, zunächst nach Burgund, ging.

Ebenso spendeten aber auch in diesen gleichen Wochen Jost's Schwager, der Mann seiner ältesten Schwester Anna seit 1599, Hans Heinrich Grebel, und Hans Rudolf von Wellenberg ihre Wappen: „Dem Edlen und Züchtigen Jüngling hab Ich diß myn Wappen zu guter Gedechtnus verehrt“ — sagt der letztere, indem er oben hinschreibt: „Wie Silber dem Gold nit mag gelichen, so muß Rythumb der Thugent wychen“. Doch schon 1606 muß Jost sein Büchlein gehabt haben; denn auf weiteren Blättern folgen zahlreiche Einträge, theils mit gemalten Wappen, theils ohne solche, schon aus diesem Jahre. Es sind in erster Linie Zürcher, Verwandte und Freunde. Da stehen die bekannten Wappen eines Gerold Edlibach — „Virtutem si vis, nobilis esse cole“ —, eines Heinrich Meiß, eines Heinrich und eines Jakob Escher (vom Luchs), eines Johann Rudolf von Schönau — „Spes mea Christus“ —, eines Marx Stapfer — „Fide; sed vide: dum fueris foelix multos numerabis amicos; tempora si fuerint nubila, solus eris“. Treuherzig schrieb ein Hans Heinrich Rordorff: „Hoffnung zu Gott mich auffenthalt; darumb leid ich, was Gott gefalt; inn Hoffnung läb ich für und für, biß ich ghen durch die Himelsthür“. Schon dieser Eintrag, ferner der eines Hans Konrad Keller und noch mehrere dieser in Zürich gestifteten Malereien und Schriften, wie die des Rudolf Krieg von Bellikon, des Johannes von Schönau, ziehen sich auch schon in das Jahr 1607 hinein. Der Reisegefährte Johann Georg Grebel — „Horatius: Nihil ab omni parte beatum“ — hatte aber auch schon am 6. Februar 1606 „nobili ac ingenuo adolescenti percharo meo cognato“ das Wappen einmalen lassen. Andere Namen waren in Zürich gewonnene Freunde aus anderen Theilen der Schweiz. Da stehen mit ihren Wappen Karl von Bonstetten aus Bern, Karl Wolf=

gang von Bodeck, dessen Familie damals die Herrschaft und das Schloß Elgg inne hatte. Ebenfalls nach dem Thurgau weist ein weiterer etwas jüngerer Eintrag des Hans Kaspar Guttenson von Sonnenberg. Alexander Paravicinus trug die Worte ein: „Si es discendi cupidus, multa disces“ und schrieb den gleichen Sinnspruch noch griechisch darüber; noch zwei weitere Bündner folgen, ein Sebastianus Episcopus Rhätus und ein A. a Molina, der letztere vielleicht jener Anton a Molina, welcher sich nachher in den Bündner Wirren von der reformirten französischen Seite auf dem politischen Felde eifrig hervorthat. Als geborener Misoxer schrieb a Molina italienisch und lateinisch — „Io me fido, ma non de ognuno — Melius nomen bonum, quam divitiae multae“. Dann ein Glarner, Kaspar Elmer — „Nobilitas est sola ac unica virtus“ —, ein Neuenburger Abraham Tribolet, und vielleicht gehört auch schon hier der Augsburger David Feichtweck — „Grata superveniet, quae non sperabitur, hora“ — in die Reihe hinein. Endlich aber gab 1606 dem Freunde ein Daniel Müller, „Icopedianus“, nebst dem Wappen auf dem gegenüberstehenden Blatte noch eine Zeichnung, das in Farben hübsch ausgeführte Bild eines in seinem Aufputze nur allzu akademisch gehaltenen Frauenzimmers mit einem lang beschwänzten Füchslein daneben und zwei Paar sehr lustiger Verslein, die sich nur leider hier der Mittheilbarkeit entziehen: jedenfalls war dieser „socius“ ein recht munterer Herr*).

Doch nun ging es auf die Reise. Aus Pont de Veyle sind von 1609 mehrere Einschriften, so des Geistlichen der dortigen Kirche, Claudius Delormeus Stampensis, eines Doctors der Rechte, eines Picarden, mehrerer Personen Namens Dumont. In Lyon trug sich am 30. August 1609 Hans Peter Rüttlinger von Zürich ein: „Aleyn meyn Hoffnung zu Gott, der mich nach nye verlassen hat“; das ist wohl

*) Mein kundiger Freund H. Zeller-Werdmüller will Dietrich Meyer's kunstgeübte Hand in den weit der Mehrzahl nach in Zürich angefertigten Malereien des Buches erkennen. Allerdings weisen die Wappen durchaus den gleichen Stil auf.

einer jener von den Briefen in der Geldfrage genannten Handelsherren. Die meisten Einträge aber fallen nach Montpellier 1609 und 1610, einige wenige nach Marseille oder Poitiers. Es sind einzelne Franzosen, doch nicht viele, auch verhältnißmäßig nicht zahlreiche Schweizer, ein Johann Kaspar Lavater, ein Abraham Thellung aus Biel; überwiegend sind vielmehr Deutsche und Nordländer. Ein Anastasius Hock aus Zweibrücken schrieb neben dem Wappen und dem Sinnspruche: „Nobilitas sine virtute nullius aestimanda est“ die augenscheinlich erst nachher gemachte Bemerkung: „Plus penser que dire“. Ueberhaupt scheinen diese Schlesier und Augsburger, theilweise schon promovirte Herren Mediciner, sich in ihrem Kreise mit allerlei beschäftigt zu haben, was ihnen das Leben bot. Olaus Werm, „Danus“, gab zwar nicht sein Wappen; aber auf dem Gegenblatt steht eine Gondel, mit zwei Ruderern, einem laubbekränzten Häuschen auf der Mitte, und wenn man dessen schwarze darübergeklebte Thüre aufhebt und zurücklegt, sitzen eine Alte, ein junger Mann und ein Mädchen darin, und Herr Olaus schrieb seinem Zürcher Freunde dazu: „Crede ratem ventis; animum ne crede puellis; verba puellarum feliis leviora caducis: — Fide, sed cui vide“. Ein Leipziger, wie es scheint, Andreas Beccerus, dagegen spendete wieder ein modisches Fräulein mit einem Galant an ihrer linken Seite, der nicht ganz fest auf den Füßen zu stehen scheint; darüber steht: „Amour, toux, fumer et argent ne se peut cacher longuement“ und: Amore

more

ore

re

Was aber eine Hauptsache war, Hans Jörg Grebel hatte seinen Reisegenossen Jost noch am 18. Mai 1610 in Paris so lieb, wie je zuvor; denn jenem früher, 1606, gemachten Wappenbilde gegenüber stand seit jenem Tage ein Bild der beiden gleich gekleideten Jünglinge, wie eine Kette sie umschlingt, während ein Feuer zwischen ihnen brennt, ein grimmig blickender Löwe und ein Todtengerippe hinter ihnen stehen. „Hoc idem amoris et amicitiae gratissimae testimonium adjungi curavi

cognato et comiti jucundissimo" schrieb Grebel darunter, und darüber steht: „Il n'y aura ny feu, ny lion, ny persone, qui pourra separer nostre amitié bonne, si ce n'est que la mort vienne sanc autre estime, tout court à désunir cette chaine nonprime".

---

Erstaunlich wenig ist von Jost's weiterem Leben zu sagen. Er heirathete 1616 eine Anna Maria von Schönau, die ihm nach Geburt dreier Kinder schon 1620 starb. Nach vier Monaten und einem Tage führte Jost schon wieder Margaretha Grebel*) heim, die ihm sechs Kinder schenkte. Richter am Stadtgerichte, Achtzehner vom Rüden, Hauptmann im Regensberger Quartier wurde er nach und nach, hatte dabei mit seinem Bruder Hans Heinrich seit dem Tode des Vetters Hans Rudolf 1625 die Herrschaft Weiningen und die anderen Familienlehen inne. Er starb 1629, nach einer Notiz eines Geschlechterbuches auf der Stadtbibliothek an der Pest, seine zweite Frau aber erst am 13. Juni 1652, und zwar, wie im Familienbuch steht, „Morgens umb 4 Uhren zu Baden im großen König in der hindern Kammer, und ist naher Zürich geführt und zum Großen Münster begraben worden".

Eine gerade sehr erfreuliche Figur scheint dieser Jost, von dem eine in der dritten nachfolgenden Generation 1775 erloschene Nebenlinie abstammte, nicht gewesen zu sein; jedenfalls reichte er keineswegs an die Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit seines Bruders Gerold heran, und ebenso brachte er es nicht, wie sein Vater, zu höheren Würden.

---

*) Vergl. mein Neujahrsbl. von 1876, p. 9, wo von dem Ehecontracte zwischen Jost und Margaretha gesprochen wird. Margaretha war die Tochter des Hans Geörg Grebel und der Barbara Edlibach und die Schwester des Reisegefährten unsers Jost; denn es ist wohl kein Zweifel, daß der 1590 geborene, 1633 verstorbene jüngere Hans Geörg, der Sohn des ältern Hans Geörg, des 1630 in angesehener Stellung verstorbenen Rathsherrn, des Jost Altersgenosse, auch dessen Begleiter gewesen ist. Dieser jüngere Hans Geörg war seinem Vater in der gleichen amtlichen Laufbahn gefolgt: 1621 Rathssubstitut, 1624 Unterschreiber, 1627 Stadtschreiber.

Von diesem Vater Hans Heinrich ist ebenfalls ein Brief vorhanden, der vielleicht am Schlusse noch die Leser dieser Notiz interessirt. Aus demselben mögen sie erkennen, wie ein liebend sorglicher zürcherischer Ehegatte seiner die Cur gebrauchenden Frau vor bald dreihundert Jahren nach Baden schrieb*).

Mynem Gethrüwen Lieben
Eegemachel Elisabetha Meierin
von Knonow. Geborne
Schultheißin vom Schopf. Zu
Baden Im Hindern Hof.

Innsonnders Fründtliche Liebe HusFrow. Es
ist myn bitt. Du wellist mich berichten. vff
wellichen Tag Ich dich Reichen sölle. Damit ich mich
mit den Rossen. sampt der Fhuor wüsse zehalten.
Ouch wie sich die Vßschlechte gegen Dir halte vnnd
so sy sich wider fürhin glassen, wellist Dich mit
dem Baden halten. Das wol wider geheylet
werdist. Vnnd vf wellichen Tag du mich heißt
kommen wil ich wils Got der Allmechtig
der dann synen Sägen darzu verlyhen welle.
vnnd gut Wetter ist. erschynen. Zudem wellist
Dich mit dem Ynschlachen dergstalt fürdern. Das
wenn die Fur abhin komt. Du den Furman
nit sumist. Wüß das ich verschinen Mitwuch
von Winterthur wider heimb geriten bin. Dann
ich vf Kyburg wellen. Da ist H. Vogt nit an-
heimbsch gwessen. Bin also vergebens vngeschaffter
sachen vssen griten. Die zu Winterthur laßent
üch alle grüßen. Wellent bäßi Dorathe alhie
von Zürich holen lassen. Hiemit üch vnnd

*) Ausnahmsweise ist der Brief ganz buchstäblich wiedergegeben.

vnns alle Inn schirm Götlicher Gnaden bevelhen thun. Derselbig welle syn Gnad vnnd heiligen Sägen verlychen. Das üch allen diße gehepte Badenfart Zur gesundheit vnnd allem gutem Reichen vnnd diene. Ouch mit fröuden heimb komen mögint. Thun üch alle sammen begrützen. Datum Sambstags den 17. Herpstmonat A. D. 97.

D. V. E.

Hanns Heinrich M. von Knonow.

Vnnd so Ir alle vß dem Bad ganndt. Wellent üch by dem Kalten Wäter wol anlegen. Damit üch nützit friere. Dann es der vßschlechte schätlich ist zuerfrüren.

# Die Bürgerrechtsschenkung
## der Gemeinde Oberstraß
an den
## Prinzen Louis Napoleon Bonaparte
## in Arenenberg, vom 11. August 1838.

Mit urkundlichen Beilagen.

---

Von Dr. Heinrich Zucker.

---

### Vorwort.

Mehr als vierzig Jahre sind vorbei, seitdem die kleine Gemeinde Oberstraß, eine der Vorstädte Zürichs, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, dem spätern Kaiser der Franzosen, vorbehältlich der Ertheilung des Landrechtes, das Bürgerrecht geschenkt hat, um dadurch dessen Ausweisung aus der Eidgenossenschaft zu verhindern. Noch bis zur Stunde entbehrt aber selbst unsere kantonale Geschichte einer nähern Darstellung dieser Begebenheit, die damals die Aufmerksamkeit der ganzen Schweiz auf sich gezogen hatte. Wenn ich es daher unternehme, die Episode durch den Druck der Vergessenheit zu entziehen, so geschieht dies einerseits aus Rücksichten für meine Heimatsgemeinde selbst, andererseits aber aus dem Grunde, weil ich es der Mühe wol für werth erachtet habe, dem bis jetzt größtentheils

noch unbekannten Gegenstande endlich doch die ihm gebührende geschichtliche Stellung anzuweisen.

Meine Schilderung fußt theils auf den mündlichen Mittheilungen zweier der drei Abgeordneten an Napoleon, der Herren Rinderknecht und Köng, theils auf den Protokollen der Ortsbehörde und des Regierungsrathes, deren Einsicht mir beidseitig bereitwilligst eingeräumt wurde.

Zürich, im August 1879.

**Der Verfasser.**

---

Am politischen Horizonte der schweizerischen Eidgenossenschaft sah es im Jahre 1838 düster und schwül aus und mit banger Besorgniß fragte man sich, was aus dieser gährenden und verhängnißvollen Atmosphäre werden solle. Der Prinz Louis Napoleon Bonaparte, geboren am 20. April 1808, ein Neffe des großen Kaisers, hatte sich mit seiner Mutter, der Königin Hortense von Holland, im Jahre 1832 in Arenenberg*) niedergelassen, aber die Hoffnung, sich in den Besitz der französischen Kaiserkrone zu setzen, nicht aufgegeben. In einem übereilten und unüberlegten Augenblicke versuchte er am 30. Oktober 1836 zu Straßburg gegenüber der Regierung Louis Philipp's einen Aufstand in's Werk zu setzen, der ihm indeß gänzlich mißlang. Der König begnadigte den Urheber dieses Attentates zur Verbannung nach Amerika und ließ auch seine Mitschuldigen straffrei ausgehen. Allein nur zu bald kehrte der Prinz über England rheinaufwärts an das

---

*) Das Schloß Arenenberg, eine einfache, schmucklose Villa, liegt ungefähr 5 Minuten unterhalb des thurgauischen Dorfes Salenstein, auf einem waldigen Vorsprunge, 60 Meter hoch über dem Spiegel des Untersees. Die Herzogin Hortense von St. Leu kaufte das Schloß im Jahre 1816 von der thurgauischen Familie von Streng und bewohnte es bis zu ihrem Tode. Daselbst hat auch Napoleon einen großen Theil seiner Jugend zugebracht.

Krankenbett seiner Mutter zurück, um neuerdings in Arenenberg zu bleiben. Sie starb am 5. Oktober 1837.

Wie leicht vorauszusehen war, bot dieser verwegene Schritt des unerfahrenen und hitzigen jungen Mannes der französischen Regierung sofort willkommenen Anlaß zu diplomatischer Intervention gegenüber der Schweiz. Schon mit einer Note vom 1. August 1838 forderte der damalige französische Gesandte in der Schweiz, der Herzog von Montebello, im Auftrage des Königs von Frankreich die eidg. Tagsatzung auf, den Prinzen Napoleon, welcher von Arenenberg aus in revolutionärer Weise gegen die königliche Regierung konspirire, unverzüglich aus der Schweiz wegzuweisen. Obwol dem Prinzen bereits im Jahre 1832 das Ehrenbürgerrecht*) der Gemeinde Salenstein und das thurgauische Kantonsbürgerrecht schenkungsweise ertheilt worden war, wurde dennoch sein Schweizerbürgerthum aus dem Grunde in Zweifel gezogen, weil er gerade durch den versuchten Handstreich gegen Straßburg thatsächlich zu erkennen gegeben habe, daß er bisanhin auf das französische Bürgerrecht keineswegs verzichtet habe und weil nicht vorliege, daß er weitere Ansprüche an dasselbe nicht geltend mache.

Diese drohende Note Montebello's an den damaligen Vorort der Eidgenossenschaft (Luzern) zündete überall wie ein Blitzstral in der ganzen Schweiz und schnell hatte sich ein Theil des Schweizervolkes, zumal das der West- und Ostschweiz, für den populären Mann begeistert. Um allen anderen Gemeinden gleichsam den Vorrang abzuringen und der Ehre theilhaftig zu sein, den Prinzen Napoleon nicht nur im Kanton Thurgau, sondern ebensowol im Kanton Zürich verbürgert zu wissen, ertheilte die Gemeinde Oberstraß, angefacht von der herrschenden politischen Agitation, am 11. August 1838 dem Prinzen das Ehrenbürgerrecht und ordnete, allerdings voreilig genug, eine dreigliedrige Deputation nach Arenenberg mit der Bürgerrechtsurkunde an denselben ab. Freilich

*) Auf den speziellen Wunsch des klugen Prinzen nannte ihn die Urkunde nur „Ehrenbürger."

bedurfte die Ertheilung dieses Gemeindebürgerrechtes zu seiner rechtlichen Wirksamkeit der Bestätigung von Seite des Regierungsrathes und überdem der gleichzeitigen Verleihung des Kantonsbürgerrechtes, oder des sogenannten Landrechtes. Aus naheliegenden politischen Motiven fand indeß die Regierung, daß im gegenwärtigen Momente keine genügenden Gründe vorhanden seien, den Beschluß der Gemeinde Oberstraß zu sanktioniren und so wies sie das Gesuch der letztern um Ertheilung des Kantonsbürgerrechtes an den Prinzen einmüthig von der Hand.

Es ist bekannt, daß besonders während der ganzen Dreißigerperiode viele schweizerische Gemeinden und darunter auch eine große Anzal zürcherischer, nicht selten aus Uebereilung, vorzugsweise an fremde flüchtige Ruhestörer das Bürgerrecht weggeworfen haben, in der Weise, daß man diese Liberalität nicht viel später in manchen Fällen bitter zu beklagen und zu bereuen hatte. Als ein solcher Neubürger in den politischen Gemeindeverband Oberstraß wurde im Jahre 1836 auch der Dr. phil. Ernst Große,*) aus Hannover, aufgenommen. Dieser Dr. Große, ebenfalls ein politischer Flüchtling, war es nun eigentlich zunächst, von dem der zündende Gedanke ausging, dem Prinzen Napoleon das Bürgerrecht von Oberstraß zu ertheilen.

Große wohnte während seines Aufenthaltes in Zürich einige Zeit im Hause des ihm befreundeten Regierungssekretärs Greutert**) in der unmittelbarsten Nähe des Kantonsspitals, aber im Rayon der Gemeinde Oberstraß. Greutert war damals Sekretär des Abgabendepartementes des Finanzrathes, eines der sieben Kollegien des Regierungsrathes, und zugleich eines der einflußreichsten Mitglieder des Gemeindrathes seiner Heimatgemeinde Oberstraß. Sei es, um die Anmaßungen Frankreich's, welche die Unabhängigkeit der Schweiz und ihre Neutralität zu gefährden drohten, zurückzuweisen, sei es um überhaupt von sich reden zu machen und sich ein Ansehen zu verschaffen, Große gab sich seinem Freunde und

*) Geb. im Juni 1802.

**) Geb. 5. August 1810, gest. 3. Nov. 1848.

Gönner Greutert gegenüber als einen persönlichen Bekannten des Prinzen Napoleon zu erkennen, von dem er die bestimmte Versicherung aussprechen könne, daß derselbe bei der gegenwärtigen diplomatischen Fehde zwischen dem monarchischen Frankreich und der souveränen freien Schweiz einen hohen Werth darauf setze, Bürger des liberalen Kantons Zürich zu sein. Zugleich bemerkte bei dieser Aeußerung Dr. Große dem Gemeindrath Greutert, er könne ihm die weitere Eröffnung machen; daß wenn sich die Gemeinde Oberstraß nicht dazu verstehen lasse, Napoleon als ihren Ehrenbürger aufzunehmen, dies nach ganz verläßlichen Erhebungen von der Nachbargemeinde Schwamendingen erfolgen werde.

Greutert, ein stattlicher, großer Mann mit imponirendem Aeußern und nicht zu unterschätzendem Rednertalente, zugleich aber auch ein Mann des Wortes und der That, ließ sich die Bestrebungen seines freisinnigen Freundes Große nicht weitläufig auseinandersetzen, denn sofort machten dessen Ideen einen tiefen Eindruck auf ihn. Eben wurde auf der Tagsatzung am 6. August 1838 über die Frage debattirt, ob der Prinz Napoleon durch politische Umtriebe das schweizerische Asylrecht verwirkt habe, als der Regierungssekretär und Gemeindrath Greutert Hand an's Werk zu legen beschloß, indem er dem damaligen Gemeindrathspräsidenten Heinrich Rinderknecht*) Donnerstags am 9. August Vormittags das Gesuch um sofortige außerordentliche Einberufung des Gemeindrathes mündlich vorlegte, da es seine Absicht sei, bei einer ebenfalls außerordentlich zu veranstaltenden Gemeindeversammlung auf Schenkung des Ehrenbürgerrechtes an den Prinzen anzutragen, einerseits und hauptsächlich aus politischen Gründen, andererseits aber deßwegen, weil der Prinz angesichts der bedrohten Lage der Schweiz im Innern derselben und speziell im Kanton Zürich gesicherter sei, als an den thurgauischen Landesmarken.

Mit dem Gedankengange seines Freundes und Kollegen Greutert völlig einverstanden, ja vielleicht ebenso stark dafür schwärmend, stand der

---

*) Geb. 29. Okt. 1806, gest. 2. April 1877.

Gemeindrathspräsident keinen Augenblick an, seinem Begehren alsbald zu entsprechen, denn es wurde noch auf den Abend des gleichen 9. August eine außerordentliche Gemeindrathssitzung in das jetzige alte Schulhaus bei der Kapelle angeordnet und den Mitgliedern durch Zirkular von dem Verhandlungsgegenstande Kenntniß gegeben. Die Mitglieder, welche pünktlich zur anberaumten Stunde erschienen, waren folgende:

1. Heinrich Rinderknecht, Gemeindrathspräsident.
2. Gemeindrath Jakob Greutert, Regierungssekretär, Vizepräsident.
3. Gemeindrath Rudolf Köng, Kirchenpfleger.
4. Gemeindrath Heinrich Zucker.
5. Gemeindrath Jakob Hofmann.

Dem vom Morgen auf den Abend einberufenen Gemeindrathe, dem die Vorberathung aller an die Gemeindeversammlung zu bringenden Angelegenheiten zusteht, trug der Gemeindrath Greutert in seiner doppelten Eigenschaft als Petent und Referent seine Ansicht vor, den Prinzen Napoleon, der die brennende Tagesfrage bilde, zum Mitbürger der Gemeinde zu haben und ihm das Bürgerrecht von Oberstraß anzutragen. Der Redner setzte namentlich auseinander, wie sich nach den Schicksalsschlägen der Napoleon'schen Familie die Herzogin von St. Leu, Hortense Napoleon, das Schloß Arenenberg zu ihrem Aufenthaltsorte und zum Mittelpunkte ihres Wohlthuns gewählt habe, wie die kleine Gemeinde Salenstein derselben für ihre Wohlthaten dankbar gewesen sei und wie sie in Anerkennung dieser Wohlthaten ihrem Sohne, dem Prinzen Louis Napoleon, das Gemeindebürgerrecht und ebenso der Große Rath des Kantons Thurgau unter'm 14. April 1832. auch das thurgauische Staatsbürgerrecht ehrenhalber ertheilt habe. Der Prinz selbst habe dem Dorfe Salenstein eine mit Mannenbach gemeinsame Freischule geschaffen und bekannt seien besonders auch verschiedene, theils politische, theils militärische Schriften desselben über schweizerische Verhältnisse*). Und endlich habe der Prinz seit seinem mehrjährigen Auf-

*) Hieher gehören: **Napoléon L. C. Bonaparte: Considérations politiques et militaires sur la Suisse, Paris 1833. Manuel d'Artillerie à l'usage des officiers**

enthalte in der Schweiz ihr gegenüber stets die freundschaftlichsten Gesinnungen bethätigt, welche er während desselben in sich aufgenommen habe. Gegenwärtig nun, wo der Prinz wegen angeblicher politischer Agitationen auf dem gastlichen Boden der Schweiz, deren Bürger er gar sei, nicht mehr geduldet werden wolle, sei es Ehrensache auch einer kleinern Zürchergemeinde, Alles zu thun, um einen solchen wolverdienten jungen Mann durch die Anbietung eines Bürgerrechtes zu ehren und ihm gerade dadurch auch ihrerseits für seine bisherigen Verdienste um die Schweiz das Gefühl der Dankbarkeit auszusprechen.

Die Motion Greutert's konnte ihre Wirkung nicht leicht verfehlen. Nachdem der Redner seinen Vorschlag zwar mit Geschick, aber auch mit einiger Uebereilung begründet hatte, hielt der Präsident bei den übrigen Mitgliedern des Gemeindrathes Umfrage und es ging dann die einmüthige Schlußnahme der Behörde dahin, bei der Bürgerschaft*), die bereits auf den nächstfolgenden Abend zur Behandlung einiger anderer Traktanden einberufen sei, darauf anzutragen, daß die Beschlußfassung des Gemeindrathes auch von der Gemeindeversammlung selbst ebenso einstimmig angenommen werden möchte.**)

---

de la République Helvétique. Zuric, Strassbourg et Paris, 1836. — Schon damals machte z. B. Prinz Louis Napoleon, als Hauptmann der Berner Artillerie, auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die im Gebirge kämpfenden Truppen mittelst Zugabe sog. „Berg- oder Gebirgsartillerie" zu unterstützen und empfahl zu diesem Endzwecke die zu jener Zeit erst wenige Jahre zuvor (1829) in Frankreich eingeführte glatte 12-Centimeter Berghaubitze. (Vgl. Schweiz. Bundesblatt vom 9. Juni 1877.) Bekanntlich hat nämlich Louis Napoleon als junger Mann in der eidgenössischen Militärschule zu Thun seine militärische Ausbildung erhalten, so daß er schon 1834, nachdem er Schweizerbürger geworden war, zum Hauptmann der Artillerie avancirte.

*) Oberstraß zählte im Jahre 1836 995 Einwohner, nämlich 828 Kantonsbürger, 81 Schweizerbürger und 86 Fremde. (Meyer von Knonau, der Kanton Zürich, Bd. II, S. 487.) Die Volkszählung im Kanton Zürich vom 1. Dezember 1870 ergab auf 182 Wohnhäuser und 553 Haushaltungen 2,675 Einwohner. (Die Volkszählung 1871, S. 1.)

**) Vgl. Beil. 1.

Früh am Samstag den 11. August 1838 wurde der Gemeindrathsweibel zur Anzeige des zu besprechenden Geschäftes von Haus zu Haus geschickt. Es wurde die Versammlung im Schulzimmer des oben erwähnten (alten) Schulhauses abgehalten, und die von dem Gemeindrathe empfohlene Bürgerrechtsschenkung an den Prinzen Napoleon auf das mündliche Referat des Seckelmeisters Köng*) hin ohne alle und jede Diskussion in offener Abstimmung und unter freudigem Beifall mit Einmuth zum Gemeindebeschlusse erhoben.**)

Obwol das Gemeindeprotokoll darüber geradezu schweigt, wurde im Fernern von der Gemeinde die Abordnung einer Deputation von drei Mitgliedern des Gemeindrathes an Napoleon ernannt, um demselben den Beschluß der Gemeinde schleunigst bekannt zu geben. Die Wahl dieser Deputation, welche sofort vorgenommen wurde, fiel auf den Gemeindrathspräsidenten Heinrich Rinderknecht, auf den Gemeindrath und Seckelmeister Rudolf Köng und selbstverständlich auf den Antragsteller Gemeindrath Jakob Greutert.

So sehr vertraute der letztere Abgeordnete auf das Gelingen seines Planes bei der Gemeinde, daß die Bürgerrechtsurkunde für den französischen Prinzen schon vor dem Beginne der Bürgerversammlung und also vor deren Entscheid in vollendeter Ausfertigung bereit lag und lediglich noch der Unterschriften des Präsidenten und des Gemeindrathsschreibers***) bedurfte. Denn der kundige Regierungssekretär Greutert fand überall seine dienstfertigen Geister und es darf im Interesse der historischen Treue unsrer Darstellung nicht verschwiegen bleiben, daß Greutert die Schenkungsurkunde bereits im Laufe des Samstags (11. August) durch seinen damaligen Kanzlisten Gottlob Hotz, von Wädensweil, wohnhaft in Unterstraß, nachherigem Sekretär der zürcherischen Finanzdirektion, auf seinem Amtsbureau im Obmannamte in Zürich

*) Geb. 1. Juli 1795.

**) Vgl. Beil. 2.

***) Jakob Oetiker, geb. 15. Juni 1806, gest. 9. September 1847.

in kalligraphisch hübscher Form anfertigen ließ, ohne daß davon irgend Jemand die geringste Ahnung hatte.

Es ist mehr als auffallend, daß bereits eine „Außerordentliche Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ vom Sonntag den 19. August 1838 (Nr. 440 und 441) in einer vom 14. August aus Zürich datirten Korrespondenz den vollständigen Wortlaut des Bürgerrechtsbriefes mittheilte. Offenbar rührte diese indiskrete Einsendung entweder von Dr. Große oder dann von Greutert selbst, oder von Beiden zugleich her, denn da die Sache noch allzu neu war, so konnten von dem wirklichen Inhalte der Schenkungsurkunde nur Eingeweihte Kenntniß haben.

Die Einsendung lautet wörtlich:

„*** Zürich, 14. August. Um einen Beweis zu geben, wie die Note des Herzogs v. Montebello auf das Schweizervolk gewirkt hat, führen wir folgendes Beispiel an. Vorgestern hat eine hiesige Gemeinde, so zu sagen eine Vorstadt von Zürich, einstimmig erklärt, sie wolle dem Prinzen Napoleon das Bürgerrecht ertheilen. Gestern ist eine Deputation nach Arenenberg abgereist, um dem Prinzen den Entschluß der Gemeinde bekannt zu machen.“

Die Deputation an Louis Napoleon führte ihre Mission mit überraschender Schnelligkeit aus. Der 11. August des Jahres 1838 war ein wunderherrlicher Sonnabend, der einen ebenso prächtigen Sonntag zu versprechen schien. Ohne Zögern einigte sich die Deputation dahin, schon am Sonntag früh ohne irgend welche Voranzeige oder Anfrage bei dem Prinzen nach Arenenberg zu reisen. Zu diesem Zwecke wurden noch am Samstag Abend, und zwar unmittelbar nach der beschlossenen Aufnahme des neuen Ehrenbürgers in den politischen Gemeindeverband, für die Deputation auf dem Hauptpostamte in Zürich (damals an der jetzigen Münstergasse) Fahrbillets bis nach Gottlieben bestellt, um alsdann bei der Durchfahrt des Postwagens in Oberstraß bequem in denselben einzusteigen. Als Einsteigeort wurde die Wohnung des Gemeindrathspräsidenten Rinderknecht bei „Langensteinen“, hart an der frühern großen Heerstraße von Zürich nach Winterthur gelegen, bezeichnet,

wo sich die beiden andern Deputirten, nebst dem zur Begleitung zugezogenen Dr. Große, zirka um 7 Uhr früh ebenfalls eingefunden hatten. Nachdem in Frauenfeld Mittagsrast gehalten wurde, kam die Deputation Nachmittags zu rechter Zeit in dem schönen Marktflecken Gottlieben an, wo dieselbe in dem Gasthofe zur „Krone" abstieg und Nachtquartier nahm.

Hier erfuhr die Deputation, daß sie, wenn auch in's Ungewisse hinein, keine vergebliche Reise unternommen habe, da der Prinz wirklich auf seiner Villa zu treffen sei. Man einigte sich noch am Abend, folgenden Tages (Montags den 13. August) rechtzeitig den Dr. Große an den Prinzen abzuschicken, um bei demselben eine Audienz nachzusuchen und ihn von der Intention der aus der Ferne hergekommenen Abordnung zu unterrichten.

So früh, als es erlaubt galt, nahm Dr. Große am 13. August den Weg nach dem nahen Landsitze des Prinzen unter die Füße, ließ sich bei demselben anmelden und erhielt auch sofortigen Einlaß in das Schloß. Er eröffnete dem Prinzen, wie sehr er im gegenwärtigen kritischen Momente der Sympathie des zürcherischen Volkes genieße und wie es sich eine kleine Gemeinde in der Nähe Zürich's unmöglich habe versagen können, ihn im Hinblick auf die obwaltenden diplomatischen Schwierigkeiten zu ihrem Mitbürger aufzunehmen und daß deshalb eine besondere Abordnung der Gemeinde Oberstraß hieher gekommen sei, um ihm in eigener Audienz die Bürgerrechtsurkunde überreichen zu dürfen. Bald kam Dr. Große mit der Botschaft nach Gottlieben zurück, daß der Prinz auf 11 Uhr zur Entgegennahme und Anhörung der Abordnung bereit sei und daß er solche zu dieser Stunde erwarten wolle.

Um allen Forderungen der Etiquette zu genügen, war die Deputation zum Voraus für das Bereitstehen zweier eleganter Karrossen besorgt gewesen, um von Gottlieben aus nach Arenenberg zu gelangen. Es war etwas nach 11 Uhr, als die Deputation unter dem Empfange der Dienerschaft vor das prinzliche Schloß fuhr, daselbst abstieg und zuerst

in den Empfangssalon und hernach in das eigentliche Audienzzimmer des zukünftigen Mitbürgers geleitet wurde.

Nach gegenseitiger höflicher Begrüßung befand sich hier, stehend, der Prinz und links neben demselben. ein betagter General des ersten französischen Kaiserreiches. Vor dem Prinzen nahm die Deputation in der Weise Stellung, daß Greutert als Sprecher in der Mitte stand, rechts neben ihm der Präsident und links der Vizepräsident.*) Das Wort an den Prinzen führte in einer der Sache angemessenen Weise der Gemeindrath Greutert in schriftdeutscher Sprache, wobei er namentlich einige kurze Züge aus dem wechselvollen Leben des Prinzen, sowie verschiedene Bemerkungen über seinen Aufenthalt in der Schweiz, seine allgemeine Popularität und besonders auch über die Sympathie derjenigen Gemeinde, aus welcher die Abordnung komme, gebührend hervorgehoben hatte. Der Redner überreichte alsdann Namens und im Auftrage des anwesenden Vorstandes der Gemeinde Oberstraß und zugleich im Namen dieser selbst dem Prinzen auf einem Sammtkissen die in einfach kalligraphischer Ausschmückung ausgeführte Bürgerrechtsurkunde.

In freundlichen kurzen Worten und in fließendem Deutsch erwiederte der Prinz die Ansprache, indem er der Abordnung und der durch sie repräsentirten Gemeinde das ihm bewiesene Wohlwollen bestens verdankte und die ihm überreichte Urkunde des Ehrenbürgerrechtes von Oberstraß entgegennahm.

Nach beendigter Zeremonie lud hierauf der Prinz die Deputation und den sie begleitenden Dr. Große zu einem auf 1 Uhr hinausgeschobenen Diner und in der Zwischenzeit zur Besichtigung des Schlosses und aller seiner Dependenzen ein, wobei nicht unerwähnt gelassen werden darf, daß Napoleon persönlich dem Vizepräsidenten Köng alles Sehenswerthe vorgezeigt und selbst erklärt hatte.

---

*) Als nicht offiziell zu der Abordnung gehörend, war Dr. Große bei diesem Akte nicht anwesend.

Das Mahl selbst, an welchem der Prinz und zu seinen beiden Seiten der oben erwähnte General, noch ein anderer Herr, dann die drei Deputirten und ebenso Dr. Große Theil genommen hatten, war bei der Kürze der Zeit äußerst splendid und der Service von purem Gold und Silber. Das Tischgespräch drehte sich vorzugsweise um die politischen Tagesfragen, welche bereits seit 14 Tagen überall in der Schweiz die Gemüter aufgeregt und die Köpfe erhitzt hatten. Dabei erinnerte sich der Prinz mit Wohlgefallen seines häufigen angenehmen Aufenthaltes in Zürich und der ihm daselbst in großer Zahl günstig gestimmten Freunde und Bekannten.

Nachdem das Diner etwas über eine gute Stunde angedauert hatte, übergab der Prinz dem Redner der Deputation das unter Beilage 5 abgedruckte Dankschreiben.

Prinz und Deputation verabschiedeten sich hierauf von einander mit derselben Freundlichkeit, wie bei dem Empfange. Die Deputation fuhr nach Gottlieben zurück, von wo sie mit Dr. Große einen kurzen Spaziergang in das nahe Konstanz machte. Beiläufig sei hier die Bemerkung erlaubt, daß dieser Gang nach Konstanz dem Dr. Große, als früherm politischem Flüchtlinge, eine gewisse Furcht einflößte, indem er es für möglich hielt, auf deutschem Boden in die Hände der Polizei zu gerathen. Es geschah indeß dem naturalisirten Neuschweizer nicht nur nichts Leides, sondern es hatte sich die ganze Gesellschaft an dem prachtvollen Augustabend um eine neue Erinnerung im Kranze des Lebens bereichert.

Von Konstanz zurückgekehrt, übernachteten die vier Reisegefährten zum zweiten Male in Gottlieben. Bereits wußte man daselbst allgemein um den Zweck ihrer Mission und schon am folgenden Tage trugen die Zeitungsblätter diese neueste Tagesbegebenheit in alle Welt hinaus.

Nachdem sich die Abordnung von Oberstraß der ihr übertragenen und nur mit einer gewissen Schüchternheit übernommenen Aufgabe entledigt hatte, trat dieselbe am Morgen des 14. August unter Benutzung

der Post ihre Rückreise an. In Frauenfeld wurde Halt und Nachtquartier gemacht und es brachte sodann der Mittwoch die Reisegesellschaft wolerhalten und befriedigt in die Heimat zurück.

Dem Gemeindrathe erstattete hierauf in seiner nächsten Sitzung vom 16. August 1838 die Gemeindedeputation über ihre Mission mündlichen Bericht. Es wurde alsdann von der Behörde das unter Beilage 4 abgedruckte Gesuchschreiben an den Regierungsrath erlassen und damit die Angelegenheit der Bürgerrechtsschenkung an den Prinzen Napoleon vor der Hand für erledigt betrachtet.

Die Geschmeidigkeit und Eilfertigkeit, mit welcher die kleine Ausgemeinde von Zürich angesichts der von Frankreich geforderten Wegweisung oder Verbannung Napoleon's aus seiner Schweizerheimat diesen zu ihrem Mitbürger zu haben wünschte, fand, wie vorauszusehen war, in der gesammten Tagespresse die schonungsloseste Kritik und so konnte eine überall wiedertönende, donnernde Philippika gegen die Regierung, die den Gemeindeakt von Oberstraß billigen würde, nicht ausbleiben. Ja, man stellte von vornherein, und wol mit Recht, die Vermuthung auf, daß der Prinz sich in diesem Momente für die ihm widerfahrene Ehre bedanken, und daß die Zürcher Regierung sich gerade jetzt kaum beeilen dürfte, dieses Ehrenbürgerrecht hoheitlich zu bestätigen. Denn nicht die Geneigtheit für den Prinzen Napoleon durfte die Regierung bestimmen, sich für denselben biegsam und nachgebend zu zeigen, sondern es war diplomatisch geboten, dem Prinzen selbst keinerlei Verlegenheiten zu bereiten, sondern vielmehr die Ruhe der Eidgenossenschaft gegenüber dem großen Frankreich mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten.

Im Hinblicke auf die verhängnißvollen Verwicklungen, welche der ganzen Schweiz durch eine oppositionelle Stellung derselben zu drohen schienen, konnte die parlamentarische Situation der Regierung von Zürich bei Behandlung des Landrechtsgesuches für Louis Napoleon keine schwierige sein, denn es war nicht anders möglich, als dasselbe abzu-

weisen. Und so geschah es auch wirklich. In seiner vollzähligen Sitzung vom 21. August faßte der Regierungsrath unter dem Präsidium des Amtsbürgermeisters C. M. Hirzel die unter Beilage 6 abgedruckte Schlußnahme, womit die Bestrebungen der Gemeinde Oberstraß von selbst dahin fielen.

Alsbald nach der Zustellung dieses Regierungsbeschlusses trat am 1. September der Gemeindrath zusammen und erließ an den Prinzen das in Beilage 7 enthaltene Entschuldigungsschreiben, worauf dieser hinwiederum der Behörde in einer höflichen Erwiederung vom 5. September (Beil. 8.) seine volle Erkenntlichkeit für ihre wolwollenden Gesinnungen ausdrückte. Damit hatte die fatale Angelegenheit ihren glücklichen Abschluß gefunden.

Nicht unerwähnt darf indeß bleiben, daß schon am 14. August 1838, also gerade am Tage der Rückreise der Bürgerrechtsdeputation von Gottlieben nach Zürich, der französische Minister Molé dem Herzoge von Montebello den gemessenen Befehl gab, falls die eidgenössische Tagsatzung die Wegweisung Napoleon's aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft verweigere, unverzüglich das Land zu verlassen, worauf Frankreich mit aller Energie Satisfaktion suchen werde. Nachdem der Prinz am 20. September dem Großen Rathe des Kantons Thurgau die Erklärung abgegeben hatte, daß er kein anderes Bürgerrecht besitze, als das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Salenstein, sowie, daß er alle Gerüchte einer feindlichen Konspiration gegenüber Frankreich als unbegründet zurückweise, beschloß am 22. September die oberste Landesbehörde des Thurgau's, ihren Mitbürger zu schützen. Aber noch am nämlichen Tage (22. September) trat eine überraschend befriedigende Wendung der Dinge ein, indem der Prinz der Thurgauer Regierung erklärte, daß er aus Rücksichten der Aufrechterhaltung des Friedens den Entschluß gefaßt habe, seinen Aufenthalt in der Schweiz aufzugeben und diese selbst freiwillig zu verlassen.*) Und wirklich räumte kurz

*) Dieser Entschluß des Prinzen war vorzugsweise dem aufrichtigen und taktvollen Rathe seines frühern Lehrers und Freundes, des nachherigen Generals Dufour, zuzu-

nachher, am 14. Oktober, der Prinz den Schweizerboden bei Konstanz. Gleichzeitig schrieb Molé an Montebello, daß der König durch die Abreise Napoleon's völlig beruhigt sei und daß sich das aufgestellte Beobachtungskorps sofort auflösen werde. Auch die in den eidgenössischen Dienst einberufenen Truppen wurden jetzt von der Tagsatzung entlassen und es ging diese selbst auseinander. Am 24. Oktober traf der Prinz in London ein, um auf England's Boden ungestört und unbehelligt leben zu können.*)

Damit schließen wir unsere Aufzeichnungen einer merkwürdigen Episode unseres kantonalen Gemeindelebens. Es ist ein Stück der damaligen Zeitgeschichte, das der Vergessenheit wol niemals ganz, jedenfalls aber nicht so schnell anheimfallen dürfte und das im gegenwärtigen Momente, wo sich eben das Grab über dem Sohne Louis Napoleon's, dem hauptsächlichen Träger der bonapartistischen Tradition, geschlossen hat, besonderes Interesse beanspruchen darf.

---

## Urkundliche Beilagen.

### 1. Auszug aus dem Protokolle des Gemeindrathes Oberstraß vom 9. August 1838.

Sitzung vom 9. Aug. 1838.

Abwesend: Hr. Hofmann.

Es wurde beschlossen, auf künftigen Samstag den 11. dies, Abends 7 Uhr, eine Gemeindsversammlung zu veranstalten, für Nicht- und Zuspätkommende bei der gewöhnlichen Buße.

Nach einer an das Präsidium zu Handen des Gemeindrathes gelangten Anzeige, worüber Hr. Gemeindrath Greutert in Anfrage ge-

---

schreiben. (Vgl. G. H. Dufour: Der Sonderbundskrieg und die Ereignisse von 1856, Basel, 1876 S. 33.)

*) Es ist ein eigenthümliches Geschick des Zufalls, daß 34 Jahre später der Kaiser der Franzosen in demselben fremden Lande auch seine letzte Ruhestätte finden sollte. Er starb bekanntlich in Chislehurst am 10. Januar 1873.

stellt wurde, berichtet derselbe, daß von einer Seite her darauf aufmerksam gemacht worden sei, es möchte im gegenwärtigen Augenblicke zweckmäßig sein, dem Prinzen Ludwig Napoleon in Betracht der Verdienste, die er sich sowol um die Eidgenossenschaft, als auch um den Kanton Thurgau erworben, das Gemeindsbürgerrecht zu schenken und daß er sich verpflichtet gefunden habe, dem Gemeindrath hievon Anzeige zu machen; da er aber eine solche Schenkung, soweit sie auf das Interesse der Gemeinde gerichtet sei, für gut halte, jedoch nicht unterdrücken könne, daß dadurch mit Rücksicht auf die neuesten Forderungen Frankreich's und gegenüber der h. Regierung die Gemeinde in eine Stellung gerathen dürfte, die sehr viele Schwierigkeiten nach sich ziehen könnte.

Es fand hierauf der Gemeindrath, er habe sich in die politischen Angelegenheiten nicht zu mischen, sondern lediglich das Interesse der Gemeinde im Auge zu behalten, wenn daher dasselbe mit der Anerkennung der Verdienste eines Privatmannes in Verbindung gesetzt werden könne, diesen Anlaß zu benutzen und beschloß daher, bei der bereits für Behandlung anderer Geschäfte auf nächsten Samstag zusammenberufenen Gemeinde derselben den Antrag auf Schenkung des Bürgerrechtes an den Prinzen Ludwig Napoleon zu hinterbringen.

Zum Referenten für dieses Geschäft wurde Hr. Seckelmeister Köng bezeichnet.

## 2. Auszug aus dem Protokolle über die Gemeindeversammlungen vom 11. August 1838.

### Gemeindeversammlung

in Zuzug der eigenthumsbesitzenden Ansäßen vom 11. August 1838.

Es wurde vorerst das Bürger- und Ansäßenverzeichniß verlesen.

Auf gemachte Anzeige des Präsidiums, daß der Gemeindrath der Bürgerschaft noch einen Antrag zu hinterbringen habe betreffend die Bürgerrechtsschenkung an Prinz Ludwig Napoleon, Bürger in Salenstein, Kt. Thurgau, wurden von Hrn. Seckelmeister Köng, als Referent dieses Gegenstandes, die Verdienste, welche sich Prinz Ludwig Napoleon

durch wissenschaftliche Arbeiten, namentlich des rühmlichst bekannten Werkes über die schweizerische Artillerie, sowie durch wesentliche Unterstützungen gemeinnütziger Anstalten sowol im Allgemeinen um die Schweiz, als auch im Speziellen um den Kanton Thurgau erworben hat, hervorgehoben, und hierauf von demselben der Antrag gestellt, daß dem Prinzen Louis Napoleon das Bürgerrecht schenkungsweise möchte ertheilt werden.

Dieser Antrag wurde durch offenes Mehr mit großem Beifall einstimmig angenommen.

### 3. Bürgerrechtsurkunde für Louis Napoleon vom 11. August 1838.

Wir Präsident und Mitglieder des Gemeinrathes von Oberstraß bezeugen andurch, daß die Bürgergemeinde von Oberstraß in ihrer heutigen Versammlung den Prinzen Ludwig Napoleon, Bürger in Salenstein, Kanton Thurgau, in Betracht der Verdienste, welche er sich sowol durch wissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch sein rühmlichst bekanntes Werk über die schweizerische Artillerie, als durch wesentliche Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, im Allgemeinen um die Eidgenossenschaft, sowie im Speziellen um den Kanton Thurgau erworben, mit dem hiesigen Gemeindebürgerrecht zu beschenken beschlossen hat.

Nehmen Sie diesen Ausdruck der öffentlichen Meinung, Prinz! nehmen Sie unser Bürgerrecht an zum Zeichen der allgemeinen Anhänglichkeit und Liebe aller Schweizer, und zugleich als einen Beweis mehr der hohen Bewunderung und Verehrung, welche der große Name Napoleon in der ganzen Eidgenossenschaft wecket.

Oberstraß, den 11. August 1838.

Im Namen des Gemeindrathes von Oberstraß:

Der Präsident:

L. S. (sig.) Hch. Rinderknecht.

Der Gemeindrathsschreiber:

(sig.) Jb. Oetiker.

### 4. Gesuch des Gemeindrathes Oberstraß an den Regierungsrath vom 16. August 1838, um Ertheilung des Kantonsbürgerrechtes an den Prinzen Louis Napoleon.

An den hohen Regierungsrath des Kantons Zürich.

Hochgeachteter Herr Amtsbürgermeister,

Hochgeachtete Herren!

Es hat die hiesige Gemeinde in ihrer Versammlung vom 11. dß. den Prinzen Ludwig Napoleon, Bürger von Salenstein, Kantons Thurgau, in Betracht der Verdienste, welche er sich durch wissenschaftliche Arbeiten, namentlich durch sein rühmlichst bekanntes Werk über die schweizerische Artillerie, sowie durch wesentliche Unterstützung gemeinnütziger Anstalten, sowol im Allgemeinen um die Eidgenossenschaft, als auch im Speziellen um den Kanton Thurgau erworben, mit dem hiesigen Gemeindsbürgerrechte beschenkt, mit Vorbehalt jedoch des vom hohen Regierungsrathe noch zu empfangenden Landrechtes.

Da wir in der angenehmen Hoffnung stehen, Sie werden ebenfalls auch Ihrerseits diejenigen Leistungen, durch welche sich ein Privatmann um die Eidgenossenschaft oder auch nur einen Theil derselben verdient machte, volle Anerkennung finden lassen, so erlauben wir uns das ehrerbietige Gesuch an Sie, Tit! der von uns beschlossenen Bürgerrechtsschenkung auch die Landrechtsschenkung gefälligst beizufügen.*)

Sollten Sie sich nicht veranlaßt finden, das Landrecht schenkungsweise zu ertheilen, so ersuchen wir Sie um Ertheilung desselben an

---

*) Das Landrecht (Kantonsbürgerrecht) und das Gemeindsrecht (Gemeindebürgerrecht) sind gemäß dem Gesetze unzertrennlich mit einander verbunden. Ohne ein Gemeindebürgerrecht kann weder das Landrecht, noch das erstere ohne das letztere erworben werden. Die Befugniß zur Ertheilung des Landrechtes steht dem Regierungsrathe zu. Die Landrechtsgebühr war 160 Frk. a. W. für Schweizerbürger und 400 Fr. a. W. für Ausländer. Das Gemeindebürgerrecht dagegen ertheilt, wenn der Bewerber ein Kantonsfremder ist, die Bürgerversammlung der politischen Gemeinde. (Vgl. §§ 5, 18 und 20 des Bürgerrechtsgesetzes vom 20. Herbstmonat 1833.)

Louis Napoleon gegen die gesetzliche Landrechtsgebühr für Schweizerbürger. Daß er in jedem Fall das Landrecht mit der größten Werthschätzung aufnimmt, zeigt die in Abschrift beigefügte uns ertheilte Antwort. Ebenfalls ist nicht zu verkennen, daß bei dem bekannten Streben des Hrn. Ludwig Napoleon, dem Allgemeinen nützlich zu sein, sich auch für den Kanton Zürich wesentliche Dienste von ihm erwarten lassen.

Was den Zeitpunkt anbetrifft, so hat die Gemeinde geglaubt, gerade in einem Augenblick, wo das Gemeindebürgerrecht von Außen sehr bedenklich gefährdet, durch einen solchen öffentlichen Schritt eine friedliche Protestation gegen jeden Eingriff einzulegen und wir hoffen nun, es werden diese Anstände auf eine für die Schweiz ehrenvolle Weise beseitigt werden.

Indem wir daher uns der Hoffnung hingeben, es werden die Motive, die die Gemeinde zur Schenkung des Bürgerrechtes leiteten, auch Ihre Billigung finden und Sie daher dem Hrn. Ludwig Napoleon das Zürcherische Landrecht ertheilen, versichern wir Sie unserer vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit.

Oberstraß, den 16. August 1838.

Im Namen des Gemeindrathes:
Der Präsident:
(sig.) **Hch. Rinderknecht.**
Der Gemeindrathsschreiber:
(sig.) **Jb. Oetiker.**

5. Auszug aus dem Protokolle des Gemeindrathes Oberstraß vom 16. August 1838.

Der Schenkung des Gemeindebürgerrechtes widmete der Prinz Louis Napoleon folgende, an den Gemeindrath Oberstraß gerichtete Antwort:*)

*) Leider ist das Original dieses Aktenstückes nicht mehr vorhanden. Höchst wahrscheinlich ist es bei dem Gemeindrathsschreiber Oetiker zurückgeblieben und dann verloren

An den Präsidenten und Mitglieder des Gemeindrathes von Oberstraß.

Meine Herren!

Nichts konnte schmeichelhafter für mich sein in dem Augenblicke, wo man mich ungerechter Weise aus der Schweiz verweisen will, als eine Wahl, die mich Ihrer Achtung und Freundschaft sichert. Nehmen Sie also meine Danksagungen an für eine Handlung, die eben so viel Edelsinn, als Großmuth zeigt. Das Bürgerrecht, das Sie mir verliehen, ist ein Beweis, daß Sie nicht glauben, daß ich je der schweizerischen Gastfreundschaft mich unwürdig gemacht habe, und groß und beruhigend ist der Gedanke für die Menschheit, daß Verbannung, Mißlingen und Verfolgung nicht für alle als Verbrechen gelten.

Genehmigen Sie, neue Mitbürger, die Versicherung meiner Danksagungen und Hochachtung. (sig.) **Napoléon Louis.**

Für getreue Abschrift:

(sig.) **Jb. Oetiker**, Gemeindrathsschreiber.

6. Auszug aus dem Verhandlungsprotokolle des Regierungsrathes vom 21. August 1838.

Sitzung Dienstags den 21. August 1838.

Praes. Herr Amtsbürgermeister M. Hirzel und übrige Regierungsräthe.

Nach Anhörung einer vom 16. d. M. datirten Zuschrift, durch welche die Gemeinde Oberstraß die Anzeige macht, daß sie in ihrer Versammlung vom 11. August den Prinzen Ludwig Napoleon, Bürger von Salenstein, im Kanton Thurgau, mit ihrem Bürgerrechte beschenkt habe und sich daher veranlaßt finde, das Ersuchen an den Regierungsrath zu stellen, daß er demselben entweder die Landrechtsschenkung beifügen, oder aber, wenn solches nicht geschehen könnte, dem Louis

---

gegangen. Ein Datum trägt die abgedruckte offizielle Urkunde nicht, aber es kann wol als gewiß angenommen werden, daß Louis Napoleon sein Danksagungsschreiben der Abordnung an ihn unmittelbar vor ihrer Verabschiedung von Arenenberg persönlich überreicht hat. Als Abfassungsdatum muß somit jedenfalls der 13. August 1838 angesehen werden.

Napoleon das Landrecht gegen die gesetzliche Gebühr ertheilen möchte, hat der Regierungsrath in Betrachtung der bei der obersten Bundesbehörde gegenwärtig über Stellung und Aufenthalt des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz obschwebenden Verhandlungen und mit Hinsicht auf die § 19, 6 und 34 des Gesetzes vom 20. September 1833, betreffend Erwerbung des Bürgerrechtes,

beschlossen:

Es könne dem Gesuche der Gemeinde Oberstraß weder in der einen, noch in der andern Beziehung entsprochen werden und sei daher dieselbe abzuweisen, wovon dem Statthalteramte Zürich zu ihren Handen Kenntniß zu geben ist.

### 7. Auszug aus dem Protokolle des Gemeindrathes Oberstraß vom 1. September 1838.

Durch das Tit. Statthalteramt wurde unter'm 24. vor. Mon. der regierungsräthliche Beschluß betreffend die Landrechtsschenkung an Prinz Louis Napoleon mitgetheilt, welcher dahin geht, es habe der Regierungsrath in Betrachtung der bei der obersten Bundesbehörde gegenwärtig über Stellung und Aufenthalt des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz obschwebenden Verhandlungen und mit Hinsicht auf die §§ 19, 6 und 34 des Gesetzes vom 20. September 1833 betreffend Erwerbung des Bürgerrechtes, beschlossen, es könne dem Gesuche der Gemeinde Oberstraß weder in der einen noch andern Beziehung entsprochen werden und sei daher dieselbe abzuweisen, wovon dem Statthalteramte Zürich zu ihren Handen Kenntniß zu geben ist.

Von diesem Beschlusse wurde dem Prinzen Louis Napoleon mit folgender Zuschrift Kenntniß gegeben:

„An den Prinzen Ludwig Napoleon.

Prinz!

Wir bedauern sehr, Ihnen anmit die Mittheilung machen zu müssen, daß unsere h. Regierung mit Beschluß vom 21. vor. Mon. unser Gesuch um Ertheilung des Landrechtes an Sie abgewiesen hat.

Indem wir Ihnen den fraglichen Regierungsbeschluß in Abschrift zu übersenden die Ehre haben, versichern wir Sie nochmals, daß unsere Theilnahme für Alles, was in Folge der Verhandlungen über Ihren Aufenthalt geschehen wird, sich keineswegs dadurch verringern wird, daß bei dem Regierungsrathe unsere Ansichten keine Billigung gefunden, und wir vielmehr mit Freude unsers öffentlichen Schrittes und mit steter Hochachtung Ihrer gedenken werden; sollten aber auch die Verhältnisse sich so gestalten, daß Sie sich einmal veranlaßt sehen sollten, selbst das Ihnen geschenkte Bürgerrecht auf gesetzlichem Wege geltend zu machen, so seien Sie gewiß, daß unser einziger Wunsch der ist, es möchten Ihre Schritte mit einem günstigern Erfolge gekrönt werden, als die unsrigen.

Indem wir Ihnen schließlich für den ehrenvollen und gütigen Empfang unserer Abgeordneten den verbindlichsten Dank zollen, haben wir die Ehre, Sie unserer fortdauernden Hochachtung und Ergebenheit zu versichern."

Folgen Datum und Unterschriften.

8. Zuschrift des Prinzen Louis Napoleon an den Gemeindrath Oberstraß vom 5. September 1838.

Arenenberg le 5. Sept. 1838.

An den Gemeindrath von Oberstraß.

Meine Herren!

Als Sie zu mir kamen in der Absicht mir das Bürgerrecht zu schenken unter dem Vorbehalt der Ratification der Regierung, sah ich schon im voraus daß unter den jetzigen Verhältnissen diese Ratification nicht stattfinden könnte. Später auch erfuhr ich, daß das thurgauische Gesetz mir nicht erlaubt hätte, Ihre Gabe anzunehmen. Aber für mich hatte nicht so sehr die Sache in sich selber einen hohen Werth als das Gefühl das Sie zu diesem Schritte veranlaßte, deswegen bleibt meine Erkenntlichkeit gegen Ihre Gemeinde dieselbe, und mit Vergnügen werde

ich die nächste Gelegenheit benuzen Ihnen davon einen Beweis zu geben.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung.

Napoléon Louis B.

9. Auszug aus dem Verwaltungsprotokolle des Gemeindrathes Oberstraß vom 18. Dezember 1852.

Das Präsidium berichtet, es sei ihm ein unter den Papieren des verstorbenen frühern Gemeindrathsschreibers, Hrn. Jb. Oetiker, aufgefundenes Schreiben von Louis Napoleon, gegenwärtig Kaiser der Franzosen, übergeben worden, welches lautet:

Folgt nun der Inhalt des Schreibens vom 5. September 1838.

Der Gemeindrath beschließt:

Es sei dieses Schreiben im Gemeindsarchive niederzulegen und aufzubewahren.*)

*) Es besteht das Schreiben aus einem Doppel-Oktavblatt feinen weißen Postpapieres mit Goldschnitt und ist ganz von der eigenen Hand des Prinzen geschrieben und unterschrieben.

# Die Johannisnacht.

## Becherweihe
## der Zunftgesellschaft zur Schmieden
## in
## Zürich.

Von **Gottfried Keller.**

---

**Ein bewaffneter Schmied**
von 1278
tritt auf.

Johannisfeuer glimmt und flimmert
Von allen Höhen durch die Nacht,
Hat in mein Kämmerlein geschimmert,
Daß ich aus tiefem Schlaf erwacht,
Und aus der Fremde hergefahren,
Wo ich seit sechsmal hundert Jahren
Auf weitem Marchfeld, fern bei Wien,
Ein todter Mann, gebettet bin. —

Die alte Wasserstadt zu seh'n,
In ihren Gassen umzugeh'n,
Hat's mich wie Sturmwind hergetrieben;

Zu seh'n, ob Stein auf Stein geblieben
Und ob die tapf'ren Gutgesellen
Was rinnet rüstig noch verschwellen!

Nun find' ich schwierig Pfad und Steg,
Hier war das Thor, nun ist es weg!
Dort steht ein Haus mit heller Stuben,
D'rinn summt und singt's wie munt're Buben —

Ich glaub', da thut noch Jemand spucken,
Wer kommt da? Will sich einer mucken?

## Ein Schwertfeger

von 1351,
ebenfalls bewaffnet, tritt auf:

Nur still! Wir sind von gleicher Art,
Wir tragen Staub in Haar und Bart,
Und blutig klaffen uns die Wunden! —

Wo hast Du deine Ruh' gefunden?

**Schmied:**

Mit König Rudolf zog ich aus,
Den wilden Ottokar zu schlagen,
Und half das Ostreich ihm erjagen;
Fast war vorbei der Heidengraus,
Der Sieg kam an, doch blutig roth,
Wir hundert Zürcher meistens todt.

Da naht der kluge Habsburgmann,
Es schien sein schweres Roß zu hinken,
Er merkte das und thät mir winken:

„Bist du nicht Hansli Gugeliguck,
„Der Schmied, und deine Schmidtenbruck
„Am Rain, wo man zum Hofe geht,
„Der an der Aa zu Zürich steht?“

„Ja, dort mir Weib und Esse zischt!“
Sagt' ich, von Rudolf's Wort erfrischt.
Er lacht' und rief: „So schau mal nach,
„Ob sich mein Gaul den Huf zerstach!“
Und wie ich nun den Huf will heben,
War ausgeblasen auch mein Leben,
Es schossen fliehend zwei Böhmaken
Zween lange Pfeil' mir durch den Nacken!

Doch wo hast Du das End' erstritten?

**Schwertfeger:**

Bin nicht so weit wie Du geritten!
Wo Cyriaci Kirchlein war,
Lieg ich schon fünfmal hundert Jahr'.
Das Oest'reich, das Du halfst erringen,
Wollt nachmals uns zu Boden zwingen!
Wir machten eig'nes Regiment,
Da nahm die Freundschaft bald ein End'!
Wir gingen in den jungen Bund,
s'War ihnen nicht, doch uns gesund!
D'rum zupften jetzt die Rudolfsenkel
Voll Bosheit uns am Fahnenschwenkel;
Wir aber schlugen unverloren
Den Herr'n die Stangen um die Ohren!

**Schmied:**

Wer war nun Euer Feldhauptmann?

**Schwertfeger:**

Das war Herr Brun, der Anschicksmann,
Der uns das Bürgerthum gewann,
Ein gar gerieb'ner schlauer Vetter,
Aufdringlich, stät, wie Regenwetter!
Wir wußten nicht zu jenen Stunden,
Ob er, ob wir das Ding erfunden;
Man wird nicht klug bei solchen Spielen:
Ist es der Eine? Sind's die Vielen?

**Schmied:**

Versteh' nicht Jenes und nicht Dies!

**Schwertfeger:**

Verstehst nichts in Politicis?

**Schmied:**

Doch war der Hauptmann gut im Feld?

**Schwertfeger:**

Ei nun — dort war er just kein Held!
Als in dem Thale von Tätwyl
Der Feind rings auf uns niederfiel,
Da hat er sich davon gemacht
Und ließ' uns steh'n in schlimmer Nacht;
Als er schon ziemlich weit geschlichen,
Da merkt' man erst, daß er entwichen.
Mir raunt' der Nachbar in die Ohren:
Herr Brun ist fort, wir sind verloren!
Ich sagte: „Laß den Schelmen laufen,

Man braucht ihn, darf ihn nicht verkaufen!
In jeder gut besorgten Stadt
Braucht's Einen, der kein' Ehr' nicht hat,
Nicht Eckel kennt und nicht Gewissen
Und immer schafft und ist beflissen,
Zu wirken, daß er nöthig bleibt!
Nur muß man eben nicht urgiren,
Daß er sein Leben soll riskiren!
So wird er alt und wohlbeleibt!
Die Nachwelt wird sich d'ran ergetzen
Und solchem Kerl ein Denkmal setzen,
Indeß ein braver fauler Hund
Zunichte wird und geht zu Grund!"

Indem ich so die Zunge wetzte
Und mich am bösen Leumund letzte,
Da brach herein die bitt're Noth,
Da ging es an ein Stechen, Hauen,
In dunkler Herbstnacht konnt' ich schauen
Den, der mich packt', den blassen Tod!

Je dennoch ward der Sieg erstritten
Durch Rüegg Manesses kluge Sitten,
Der still im zweiten Range stand
Und in der Noth die Rettung fand.
Er brachte treu mit reicher Beute
Heimwärts uns vierzig todte Leute;
Ganz steif wie ein gefrorner Hecht
Lag ich querüber schlecht und recht!

Doch horch! Was lärmt und klirrt da vorn?

## Ein geharnischter Kupferschmied
von 1445
schleppt einen andern Gewaffneten mit sich.

So komm' nur mit, bei Gottes Zorn!
Hier ist das Haus zum gold'nen Horn,
Da wollen wir 'mal Einkehr halten
Und nächtlich in der Stuben walten!
Mich wundert, ob ein Tröpflein Wein's
Uns nicht das kalte Herz kann wärmen
Und vor der Kraft des goldnen Schein's
Ein Weilchen flieht des Grabes Härmen!
Heut war Johanns des Täufers Tag,
Da man der Zunft- und Rathswahl pflag —
Ein paar Gesellen steh'n noch hier —
Doch weh'! Die sind so kühl wie wir!

**Schmied:**

Doch nicht so naß! Woher die Fahrt?
Ihr tragt ja Sand und Tang im Bart,
Und Wasser aus dem Harnisch läuft:
Hat man Euch seiner Zeit ersäuft?

**Kupferschmied:**

Im tiefen See, da liegen wir
Wohl jetzo der Jahrhundert' vier!
Der Kupferschmied Götz aus der Auw
Bin ich, und der zu Wollerau
Der Beck vom Hof, der blieb geduldig
Mir einst ein kupfern' Bratpfann' schuldig!
Als nun der lange Krieg gekommen
Und sie uns jenen Hof genommen,

Da lief er mit den Eidgenossen,
An uns die Hörner abzustoßen.
Und wo ein Schutt und Rauch entstand,
Da war der Beck gewiß zur Hand!
Und beim Scharmutzen thät' er prahlen,
Ob er die Pfanne mir soll zahlen?
(Er schüttelt ihn)
Doch wie sich Alles endlich wend't,
Der Krieg naht' mählig auch dem End';
Ein schöner Herbst war just im Land,
Die Rebe voll von Trauben stand,
Die wollten sich die Ländler kaufen
Doch ohne Geld, in hellen Haufen
Sind in die Reben sie gestiegen
Am Erlenbach zum Herbstvergnügen.
Ein dicker Nebel hüllt verschwiegen
Die reisige Schaar der Winzer ein —
Doch Uns zugleich am Waldesrain,
Wo wir der Sach' gewärtig standen
Und alle Riemen fester banden.

Wie nun die lüstern' Eidgenossen
Die Trauben schnitten sammt den Schossen
Mit Schneidezeug von allen Arten,
Mit Dolchen, Schwertern und Halmbarten,
Im grauen Nebel fröhlich haus'ten
Und manchen Weinberg arg zerzaus'ten,
Auch sangen grobe Winzerlieder:
Da braus'ten wir mit Macht hernieder
Und zahlten ihnen Winzerlohn!
Da ward ein frischer Trank geboten,
Es floß der Most, und zwar vom Rothen,

Und wer noch konnte, ist entfloh'n
An's Ufer abwärts zu den Schiffen,
Natürlich war mein Beck dabei!
Vor sich die alte Pickelhauben,
Ganz angefüllt mit blauen Trauben,
Sprang hoch er wie ein Böcklein frei!
Ich hätt' den Schelmen fast ergriffen,
Da konnt' er in ein Schiff sich schwingen,
Ich auf dem Fuß mit tollem Springen
Ihm nach in's Fahrzeug — und allein
Muß ich mit zwanzig Spießen sein,
Die eilig jetzt vom Lande stoßen,
Doch, als der sichre See gewonnen,
Mich rings umstarren voll Erbosen
Und scharf zu kitzeln mich begonnen.
Da dacht' ich mir: was hilft das Zagen?
Ich packte meinen Beck am Kragen
Und sprang bordüber in die Flut,
Wo er mit mir am Grunde ruht.
Dort halt ich fest den wackern Mann,
Bis er die Pfanne zahlen kann;
Wann er etwan entrinnen will,
Kriegt er 'nen Puff, dann liegt er still,
Und treibt das Heimweh mich, zu geisten,
So thut er mir Gesellschaft leisten.

**Schwertfeger:**

Wir müssen All' die Sehnsucht tragen,
Des Lebens Schatten nachzujagen! —
Mich dünkt, es wallt noch Einer her,
Ich hörte seufzen tief und schwer!

**Schmied:**

Ein Grauer kommt herangeschritten
In reichen Waffen, ernst von Sitten.

## Ein Stückgießer

von 1515
tritt auf:

So Viel' ich Euer hier gewahre,
Tragt Ihr der Jugend Braun im Haare
Und keiner ist, der so betagt
Wie ich dem Streite nachgejagt. —

Ich war bei Granse, Murten, Nanzig,
Und sah nie meine Werkstatt wieder,
Strich durch die Lande auf und nieder,
Wohl in die Jahre zehn und zwanzig;
Im Schwabenkriege tummelt ich,
Am Rheine und im Thurgau mich;
Ich machte Manchen still und bleich
Und manche Burg dem Boden gleich.
Dann ging es lange Jahre wieder;
Jenseit des großen Berges nieder;
Ich haus'te in der Lamparten
Mit Uebelthat und Kriegsgeschrei;
Ich stellte mich den Fürsten gleich
Und spielt' mit ihnen Reich um Reich,
Ich war dem eit'len Ruhme hold,
Und dürstete nach schlechtem Gold,
Bis ich im Feld zu Marignan
Der heißen Arbeit Lohn gewann:

Den Mund voll Gras und das Erkennen,
Daß wir nach Dunst und Wolken rennen!

Als dort ich sieglos niedersank,
War mir vom übernächt'gen Morden
Der graue Kopf ganz weiß geworden,
Es brach das Herz, von innen krank!
Jetzt ruh' ich längst von Streit und Fechten;
Doch eilt mein Geist in stillen Nächten,
Wenn lind der Hauch von Süden weht,
Zur alten Heimat — doch zu spät!
Das Vaterhaus ist längst verschwunden,
Doch scheint, die Zunft steht noch zu diesen Stunden.

**Kupferschmied:**

Wir schwirren um das helle Licht
Wie graues Nachtgevögel dicht,
Das keinen Einlaß finden kann. —
Da flattert noch ein Schattenmann!

### Ein Schlosser

in Offizierstracht von 1649

tritt auf:

Manch' zierlich Gitter konnt' ich schmieden,
Doch fand dabei ich nicht den Frieden
Und bin als Kriegsmann hingefahren,
Wo man gelockt der Söldner Schaaren.
Hab' beim Savoyer Wacht gestanden
Und patroullirt in span'schen Landen,
Im weiten Hof der Tuillerie'n
Mein nächtlich Werda! laut geschrie'n.

Bin zu den Schweden dann gelaufen
Und thät mit den Panduren raufen;
Zuletzt stand in Dalmatia
Ich als ein Leut'nant trotzig da,
Der für Venedigs Republik
Und gutes Gold wagt sein Geschick.
Die Türken galt es zu verjagen,
Ich ward von Vieren dort erschlagen,
Als ich allein hinausgegangen,
Ein wildes Hühnlein mir zu fangen.
Da lernt' ich, heißen Brei zu essen,
Die Quadratur des Zirkels messen!
Zwei hab' ich übereck's erstochen,
Zwei sind im Ring umher gekrochen
Und ließen ihre Sichelklingen
Mir schmählich durch die Sehnen dringen;
Sie warfen mich vom Felsen munter
Hoch in des Meeres Schaum hinunter:
Das Hühnlein, das davon geflattert,
Ward von den Türken drauf ergattert.
Ich aber dacht' im Untergeh'n:
Thätst du daheim am Schraubstock steh'n!

**Ein Chirurgus**
von 1757
mit langem Zopf und Degen
tritt auf:

Hier ist das Haus zum schwarzen Garten,
Ich klopf' und schell', doch kann ich warten,
Verschlossen ist's und dunkel drinn!
Wo sind denn die Gesellen hin,
Die hier beim Becher fröhlich saßen
Und des Examens Angst vergaßen?

Den Mund voll Gras und das Erkennen,
Daß wir nach Dunst und Wolken rennen!

Als dort ich sieglos niedersank,
War mir vom übernächt'gen Morden
Der graue Kopf ganz weiß geworden,
Es brach das Herz, von innen krank!
Jetzt ruh' ich längst von Streit und Fechten;
Doch eilt mein Geist in stillen Nächten,
Wenn lind der Hauch von Süden weht,
Zur alten Heimat — doch zu spät!
Das Vaterhaus ist längst verschwunden,
Doch scheint, die Zunft steht noch zu diesen Stunden.

**Kupferschmied:**

Wir schwirren um das helle Licht
Wie graues Nachtgevögel dicht,
Das keinen Einlaß finden kann. —
Da flattert noch ein Schattenmann!

### Ein Schlosser

in Offizierstracht von 1649
tritt auf:

Manch' zierlich Gitter konnt' ich schmieden,
Doch fand dabei ich nicht den Frieden
Und bin als Kriegsmann hingefahren,
Wo man gelockt der Söldner Schaaren.
Hab' beim Savoyer Wacht gestanden
Und patroullirt in span'schen Landen,
Im weiten Hof der Tuillerie'n
Mein nächtlich Werda! laut geschrie'n.

Bin zu den Schweden dann gelaufen
Und thät mit den Panduren raufen;
Zuletzt stand in Dalmatia
Ich als ein Leut'nant trotzig da,
Der für Venedigs Republik
Und gutes Gold wagt sein Geschick.
Die Türken galt es zu verjagen,
Ich ward von Vieren dort erschlagen,
Als ich allein hinausgegangen,
Ein wildes Hühnlein mir zu fangen.
Da lernt' ich, heißen Brei zu essen,
Die Quadratur des Zirkels messen!
Zwei hab' ich übereck's erstochen,
Zwei sind im Ring umher gekrochen
Und ließen ihre Sichelklingen
Mir schmählich durch die Sehnen dringen;
Sie warfen mich vom Felsen munter
Hoch in des Meeres Schaum hinunter:
Das Hühnlein, das davon geflattert,
Ward von den Türken drauf ergattert.
Ich aber dacht' im Untergeh'n:
Thätst du daheim am Schraubstock steh'n!

**Ein Chirurgus**
von 1757
mit langem Zopf und Degen
tritt auf:

Hier ist das Haus zum schwarzen Garten,
Ich klopf' und schell', doch kann ich warten,
Verschlossen ist's und dunkel drinn!
Wo sind denn die Gesellen hin,
Die hier beim Becher fröhlich saßen
Und des Examens Angst vergaßen?

Vom Pflasterstreichen, Laboriren
Erholten sich mit Commerziren?
He! Holla! — Wie bin ich genarrt!
Nur Stüßis Fähnlein dorten knarrt,
Der steht noch auf dem Brunnenstein —
Doch was dort sprudelt ist kein Wein!

Die Schuster auch sind weggezogen,
Die nachbarlich der Zunft gepflogen;
Und weiland hier der Müller Stube
Ist finster, wie des Todes Grube;
Am Haus zwar noch das Wappen steht:
Ein Mühlerad, das nicht mehr geht!

Was hat mich nun hieher getrieben?
Wär ich in meinem Sandloch blieben,
Wo eine dürre Kiefer steht,
Durch die der Nachtwind pfeifend weht!

Doch halt! verlier' die Hoffnung nicht!
Dort bei den Schmieden ist noch Licht;
Drum! Heute ist Johannitag,
Dort sind die Aerzte bei'm Gelag!
Doch, glaub ich, ist vorbei der Schmaus,
Da steht schon Mancher vor dem Haus.

(Tritt näher.)

Oh weh! Die sind so dünn wie Luft!
Ich glaub', es ist ein Nebelduft!
Und an den schimmlig alten Trachten
Merkt man, wo diese übernachten!

**Schwertfeger:**

He Du mit deinem Stiel im Nacken!
Willst Du uns an der Ehre packen?

**Chirurgus:**

Geduld, Ihr Herrn! Und habt Vernunft!
Ich bin mit Euch von gleicher Zunft,
Bin todt, wie Ihr! Macht keine Faxen,
Denn hiefür ist kein Kraut gewachsen!

**Stückgießer:**

Wo ward'st der Schule Du entlassen?

**Kupferschmied:**

Liegst Du im Trocknen oder Nassen?

**Schlosser:**

Dein Leib ist lang und steif und grad,
Du warst wie wir wohl ein Soldat?

**Chirurgus:**

Ein Feldscherr seiner Majestät,
Des alten Fritzen vor Euch steht!
Mit rothem Mantel, wenig Geld
Ritt als Student ich in die Welt
Und dacht' in Halle zu capiren,
Was mir noch fehlt zum Practiziren,
Verkauft' den Klepper und hub an,
Hab' leider bald mein Geld verthan!
Die Werbetrommel hört' ich rühren
Und trat zu Friedrichs Grenadiren
Und zog mit ihnen Tag und Nacht
Von Feld zu Feld, von Schlacht zu Schlacht.

Hab' mit dem König auch gesprochen,
Einst hat er frisch mich angestochen

Und sagte näselnd: Herr Chirurch,
Ist er der Schweizer-nicht von Zürch,
Wo sie die Schriften thun petschiren
Mit drei geköpften Personagen,
Die in den Händen die Visagen
Wie drei Pasteten präsentiren?

Ich sagte: Herr! so Gott es will,
Bleibt das noch lange das Sigill
Von uns'rer alten Repüblique,
Versteh'n nicht Spaß in diesem Stücke!
Was schon ein halb' Jahrtausend alt,
Erhält erst feste Leibsgestalt,
Mit eines Eichbaums Prospertät
Grad in des Lebens Mitte steht!

Da setzt den Schimmel er in Trab
Und hops't die Lagergaß hinab.

Indessen folgt' ich seinem Stern,
Der einsam glänzte nah und fern.
Er funkelt in der Schlacht von Prag
Wie eine Sonne hell am Tag;
Ich sah ihn bei Collin erbleichen,
Dort mußten wir blutrünstig weichen;
Darauf bei Roßbach zwinkt er wieder
Gar lustig durch die Wolken nieder.
Jedoch im großen Sieg bei Leuthen
Schoß ein Kroat mich von der Seiten,
Als ich, den Degen in der Faust,
Mein Amt vergessend, drein gebraus't.
Dort blieb ich in den letzten Zügen
Auf einer Föhrenheide liegen.

**Ein alter Stubenknecht oder Zunftwirth**

(ruft aus dem Fenster):

s'Ist Mitternacht, das Haus ist leer,
Ihr lustigen Gäste, kommt nun her!

**Schwertfeger:**

Auf, wie die Windsbraut fahren wir
Hinein durch die bekannte Thür!

(Sie setzen sich um einen Tisch.)

**Chirurgus:**

(zum Wirth):

Nun sprich, der Du im Hause weilst,
Trepp' auf und nieder schlurfend eilst,
Als ob du noch die Kannen trügest,
Und so dich selbst lebendig lügest:
Wie geht's der Stadt und dieser Zunft?
Blüht noch die alte Ueberkunst
Von Macht und Wohlfahrt, Rath und That,
Von Ehr' und Arbeit früh und spat?

**Stückgießer:**

Wie steht's um Herrschaft und Vogtei,
Gericht und Rath und Klerisei?
Ist uns're Zunft mit Ruhm dabei?

**Der Wirth:**

Vogtei und Grafschaft sind dahin,
Im Rathe sitzt das Volksgesind
Und im Gericht des Bauers Kind,
Der Pfaffheit Stern ist im Verglüh'n!

**Schmied:**

Was ist vergangen und entstanden,
Seit ich gelebt in diesen Landen!

**Schlosser:**

Wie nahm ein löblich Regiment
Gemeiner Stadt so schnödes End?

**Wirth:**

Wie wir den Rittern einst gethan,
So fing's mit uns der Bauer an!

**Kupferschmied:**

Jedoch das alte Banner weht
Voran noch, wenn's zum Streite geht?

**Wirth:**

Es flattert noch bei Lenzgelagen —
Im Feld wird nur das Kreuz getragen,
Das herrscht allmächtig unter Gleichen,
So weit des Bundes Grenzen reichen!

**Kupferschmied:**

Wenn sie es denn so weit getrieben,
Was ist Besond'res überblieben?

**Wirth:**

Nur Freundschaft und Erinnerung,
Der Becher hier und dieser Saal;
Da sitzen sie bei'm Brudermahl
Und dünken sich von Neuem jung.

Sie trinken Kraft vom gold'nen Rande
Und stehen treu zum freien Lande.
(Stellt den Becher auf den Tisch.)

**Alle:**

Seht, welch' ein herrlich Trinkgeschirr!
Es hüpft das Herz vor Freuden mir!

**Chirurgus:**

Seit wann besteht dies Prachtgeräth?

**Wirth:**

Sie haben es ganz frisch gegründet,
Damit sich neue Glut entzündet
An seinem Glanz und Dignität.
Geheimnißvoll umschließt das Gold,
Was in der Freude ehrenhold
Vergangenes und Künft'ges bindet.

**Stückgießer:**

Doch sagt: Wer ist der reisige Mann,
Der auf des Deckels Kuppel ragt,
Mit Schwert und Banner unverzagt
Bewacht der Schaale runden Bann?

**Wirth:**

Das ist ein hehrer Zunftgenoß,
Deß Blut bei Kappel tapfer floß,
Der Bannerherr in Waffen blank,
Der bei der Fahne sterbend sank,
Doch eh' er stieg zur Nacht hinab,
Sie treu dem zweiten Retter gab.

**Bannerherr Schweizer**
(in gleicher Gestalt wie auf dem Becher)
tritt herein:

Ich hörte traute Rede geh'n,
Die mich geweckt wie Frühlingsweh'n!
Seid mir gegrüßt, Ihr Herr'n zur Schmieden,
Und sei mit Euch des Geistes Frieden!

(Es erheben sich Alle.)

**Wirth:**

Durch Dich wird uns're Schattenwelt
Mit einem Lichtesschein erhellt;
Denn vornehm ist und höh'rer Art,
Was damals Euch zum Kampf geschaart!

**Bannerherr:**

Im bittersten und schwersten Streit
Für des Gewissens Einigkeit,
Unangeseh'n den Feind, zu fallen,
Das ist das höchste Loos von allen;
Da wallt das Herz in lichter Ruh'
Der Freiheit ew'ger Heimat zu!

**Wirth:**

Wie dankbar Dich die Enkel ehren,
Mag dich die Becherzierde lehren!

**Bannerherr:**

Fürwahr, das kleine Denkmal hier
Bedünkt mich größ're Ehrenzier,
Als stünd' ich hoch in Erz gegossen

Von Lärm und Staub des Markts umflossen.
Ich steh' an meinem kleinen Ort
Als Wächter bei der Freundschaft Hort!

(Er hebt den Deckel ab.)

Laßt seh'n, ob diese edle Flut
Noch wärmt das leichte Geisterblut!
Ich trink's Euch zu — mich dünkt, die Glieder
Durchströmt ein Hauch des Lebens wieder!
Trink', Schmied! und gib den Becher weiter!

**Schmied** (thut es):

Mir glänzen Jugendsterne heiter
Aus gold'nem Abgrund dieser Schaale!

**Schwertfeger** (ebenso):

Mir ist, ich geh' im grünen Thale,
Als würde mich ein Liebchen küssen!

**Kupferschmied** (ebenso:

Ich bade in kristallnen Flüssen!

(er hält den Becher dem Beck an den Mund,
welcher trinkt)

Trink, Bruder, hier gibt's Rebenlauben!

**Beck von Wollerau:**

O süßer Saft der Lebenstrauben!
Ich athme Luft von Bergesau'n!
(Der Kupferschmied läßt den Becher weiter gehen.)

**Stückgießer]** (trinkt):

Dem Siege darf ich wieder trau'n,
Es schlägt mein Herz in alter Stärke!

**Schlosser** (ebenso):

Ich spüre Kraft zu jedem Werke,
Das ich in Tagen einst versäumt!

**Chirurgus** (ebenso):

Ein Traum, der schon einmal geträumt,
Lockt mich mit längst entschlaf'nen Wonnen!

**Wirth** (nachdem er getrunken):

So schließ ich nun den Zauberbronnen,
Schon nahet leis der junge Tag,
Bald tönt im Korn der Wachtel Schlag!

(Deckt den Becher zu.)

**Alle singen:**

Fahr' wohl du schöne Sommernacht,
Dein heit'rer Glanz ist still verglommen!
Steig' auf, verjüngte Morgenpracht
Für unser Volk, das nach uns kommen!
Wir zieh'n dahin nach Geisterbrauch
Und lösen uns in Luft und Hauch.

(Während des Gesanges, der mit gemäßigten Stimmen begonnen und bis zum Schluß immer leiser wird, nimmt auch die Beleuchtung ab, in welcher die vortragende Gruppe steht, so daß diese mit dem Verhallen des Gesanges zugleich im Dunkel verschwindet.)

---

# Die Deportation zürcherischer Regierungsmitglieder nach Basel im Jahr 1799.

Von Prof. Dr. A. v. Orelli.

Keine Periode unserer vaterländischen Geschichte ist schwieriger richtig und unbefangen zu beurtheilen, als die Zeit der Helvetischen Republik. Sie war eine Aera des Widerspruches, eine Sturm- und Drangperiode, in der plötzlich und unvermittelt der lose Staatenbund der alten Eidgenossenschaft, zusammengesetzt aus regierenden Orten nebst ihren Verbündeten- und Unterthanenlanden, in einen Einheitsstaat nach französischem Muster umgewandelt werden sollte. Die Verfassung verkündete Freiheit, Gleichheit, Aufklärung; aber das Volk seufzte unter der schmählichsten Knechtschaft; noch hing es an seinen alten Anschauungen und Bräuchen und die tüchtigsten Männer, welche den guten und fruchttragenden Ideen der Neuzeit zugethan waren und Bahn brechen wollten, wurden durch leidenschaftliche Schreier überstimmt und in ihren besten Bestrebungen gehemmt. Die schönsten Pläne für Gesetzgebung, Unterricht und Volkswohlfahrt wurden entworfen, konnten aber nicht ausgeführt werden, weil ein Ereigniß das andere verdrängte. Die Franzosen, oder wie man sie damals hieß, die Franken, welche sich als die Freunde und Befreier der Schweiz darstellten und anpriesen, erwiesen sich in That und Wahrheit als die grausamsten Bedränger des Landes; das helvetische Direktorium sank herunter zu einem willenlosen Werkzeug der übermüthigen fränkischen Republik und entblödete sich nicht, nachdem die französische Armee im Wintermonat 1798 Nidwalden in schmählichster Weise verwüstet hatte, öffentlich zu erklären, die fränkischen Truppen hätten sich um das Vaterland verdient gemacht.

Wie die Länder der innern Schweiz, so waren auch die ehemals regierenden Städte und deren Patrizierfamilien unausgesetzt Gegenstand der Verfolgung. Die Urheber der letztern waren vorzugsweise die Direktoren Ochs und Laharpe, welche die übrigen Mitglieder der helvetischen Regierung beherrschten. Ihren Höhepunkt erreichten jene Maaßregeln in den zahlreichen Deportationen (Gefangennahme und Entführung) der edelsten und verdientesten Männer aus Städten und Ländern, die man aus bloßer Willkür, ohne Beweis und Urtheil, ja auf die bloße Verdächtigung des schlechtesten Menschen hin, ihrer Heimat und Familie, ihrem Beruf und Erwerb entriß und sie selbst in französische Festungen führen ließ.

Abgesehen von den Memoiren des edeln Pfarrer Lavater*) („meine Deportationsgeschichte"), der selbst auch ein Opfer der Verfolgung wurde, weil er sich in seiner gerechten Entrüstung allzu eifrig gegen die Willkürherrschaft aussprach, hat dieser historische Vorgang noch keine eingehende Darstellung**) erhalten. Die hiesige Stadtbibliothek besitzt ein Manuscript (G 401) von Hrn. Statthalter Hs. Ed. Hirzel, worin er die Erlebnisse während der Zeit seiner Gefangenschaft genau schildert. Sodann befindet sich in meinen Händen eine ähnliche handschriftliche Aufzeichnung***) eines andern Leidensgefährten, des Hrn. Gerichtsherrn Salomon v. Orelli. Aus diesen beiden Quellen unter Benutzung offizieller Aktenstücke und einiger unedirter Familienbriefe****) ist die nachfolgende Darstellung entstanden, wobei ich die wichtigeren

*) J. C. Lavater's ausgewählte Schriften, herausgegeben v. J. C. Orelli. Th. 6, S. 1—188.

**) Manches Einzelne findet sich in Schuler's Thaten und Sitten der Eidgenossen. Bd. VII, S. 198 ff.

***) Ich verdanke dieselbe der Gefälligkeit des Hrn. Stadtrath Landolt.

****) Es sind Briefe an Hrn. Seckelmeister Hirzel, aus welchen Hr. O. Pestalozzi-Junghans schon früher Auszüge gemacht hat, welche er mir nebst seinen eigenen Auszügen aus dem erwähnten Manuscript des Hrn. Statthalter Hirzel auf's freundlichste zur Disposition gestellt hat, so daß mir dadurch die Arbeit wesentlich erleichtert wurde.

Stellen der beiden Memoiren H. und O. möglichst in ihrem Wortlaut reden und sich gegenseitig ergänzen lasse.

Bevor ich indessen mit den Auszügen aus diesen handschriftlichen Quellen beginne, ist es nöthig, einige Bemerkungen zum bessern Verständniß der damaligen politischen Lage vorauszuschicken.

Nach der von Ochs von Basel entworfenen und ohne Diskussion zu Aarau den 12. April 1798 angenommenen ersten helvetischen Staatsverfassung stand an der Spitze der in einen Einheitsstaat umgewandelten schweizerischen Republik ein Direktorium von fünf Mitgliedern, welchem die höchste vollziehende Gewalt übertragen war. Die Gesetzgebung lag zwei Kammern ob: dem Senat und dem sog. großen Rathe. Es gab einen obersten helvetischen Gerichtshof; die Kantone waren bloße Verwaltungsdistrikte, jeder Kanton besaß ein Kantonsgericht und Distriktsgerichte als untere Instanzen, eine Verwaltungskammer und einen Regierungsstatthalter. Durch diesen letztern vollzog das helvetische Direktorium seine Befehle und Maßnahmen in den einzelnen Kantonen und es handelte sich also vorzüglich darum, hier immer ganz gesinnungstreue und willfährige Werkzeuge zu besitzen.

Am 1. März 1799 erklärte Frankreich, welches sich neuerdings zu einem großen Angriff auf das alte Europa rüstete, an Oesterreich den Krieg und unser Vaterland war durch den Bundesvertrag vom 19. Aug. 1798 gezwungen, sein Contingent an Truppen zu demselben zu stellen. Die helvetische Miliz war, abgesehen von den Waadtländern, wenig geneigt, in einen Krieg zu ziehen, den sie verabscheute, während Frankreich fortwährend drängte und mahnte und das helvetische Direktorium Verordnungen um Verordnungen erließ, die nicht befolgt wurden. Die Truppen mußten, da freiwillige Werbungen nicht zum Ziel führten, schließlich ausgehoben und Widerstand dagegen als Hochverrath erklärt werden. Eine Reihe drakonischer Gesetze verhängte z. B. zehnjährige Kettenstrafe gegen Milizpflichtige und gegen solche, die einen österreichischen Gefangenen befreien, Tod gegen Werber in andere Dienste und Ver-

leiter zur Emigration, Tod endlich gegen Jeden, welcher die Anordnungen der Regierung zur Vertheidigung des Vaterlandes rügen sollte*).

In dieser Zeit der Gewalts-Maßregeln und einer bis dahin unerhörten Militärdiktatur wurde auch der der helvetische Strafcoder vom 1. April 1799 erlassen, dessen Härte sprichwörtlich geworden ist. Die Presse war gänzlich unterdrückt, das Briefgeheimniß wurde verletzt, die politische Spionage systematisch betrieben und den Statthaltern von oben herab beständig eingeschärft.

Die helvetische Regierung fühlte indeß wohl, daß ihre Herrschaft auf thönernen Füßen stehen würde, wenn es den Oesterreichern gelingen sollte, in der Schweiz Fuß zu fassen. Ueberall witterte sie Correspondenzen und Verbindungen der Unzufriedenen mit dem österreichischen Hofe oder den schweizerischen Emigrirten, welche bei der kaiserlichen Armee standen. Deßhalb griff sie zum Terrorismus, um den Landeskindern, welche sich noch nicht mit den neuen Zuständen befreunden konnten, einen heilsamen Schrecken einzujagen und sie von vorneherein von jeder Theilnahme an reaktionären Bestrebungen fernzuhalten.

Zu diesem Behuf errichtete das Direktorium in jedem Kantonshauptort ein Kriegsgericht, dessen Besetzung mehr oder minder dem Statthalter überlassen war. In diese Zeit fällt die plötzliche Verhaftung und Deportation einer großen Anzahl angesehener Patrizier in den Städten Zürich, Bern, Freiburg, Solothurn und die schmähliche Behandlung einer Anzahl Bürger aus der innern Schweiz. In Aarburg wurden im Juni des Jahres 1799 in unterirdischen Gewölben ohne Lüftung, ohne Stroh, mit halbverfaulter Kleidung, dem Hunger, der Kälte und jeder Unreinlichkeit preisgegeben, 186 solche politische Gefangene gefunden, denen der Kerkermeister der Republik das Wasser und das Stroh zu exorbitanten Preisen verkaufte!**)

---

*) Vergl. Tagblatt der Gesetze und Dekrete der helvetischen Republik. Bd. II, S. 475, 477 und 478.

**) Billeter's Bericht an das Direktorium Schuler a. a. O. S. 215.

Dieser Terrorismus ist als der Ausfluß jener einerseits ängstlichen, andererseits zu den verzweifeltesten Maßregeln geneigten Stimmung des Direktoriums zu erklären, welches sich mit außerordentlichen Vollmachten hatte versehen lassen.

Indem ich mich darauf beschränke, die Deportation zürcherischer Stadtbürger zu schildern, will ich zuerst über die einzelnen Persönlichkeiten, welche in diesem Drama die Hauptrolle spielen, einige Notizen vorausschicken.

Regierungsstatthalter des Kantons Zürich war damals Joh. Caspar Pfenninger von Stäfa, welcher früher in Folge der bekannten Unruhen in den Seegemeinden (1795) des Landes verwiesen worden war und in Folge dessen den bittersten Haß gegen die frühern Regenten hegte.

Glieder des geheimen Kriegsrathes waren bei uns folgende Männer, aus dem Kantonsgericht: Zunftmeister Wegmann, Wuhrmann, Gerber Wunderli von Meilen, Grafschafts-Fürsprech Homberger von Wermatsweil; aus der Verwaltungskammer: Untervogt Egg von Ellikon, Schellenberg von Weißlingen und Theiler aus Riesbach; aus dem Distriktsgericht: Tuchhändler Tobler, Rathsherr Scheuchzer, Weber Sprüngli, Zuckerbäcker Vogel. Zugezogene Assessoren waren Metzger Heß, der bekannte Landschaftsmaler und Rathssubstitut Landolt. Agenten: Dr. Römer und Spitalschreiber Schweizer. Sekretär dieses Collegiums war ein gewisser Afsprung, ein Deutscher, der durch patriotische Flugschriften das helvetische Bürgerrecht erworben hatte.

Von diesem geheimen Tribunal wurden nun theils einstimmig, theils mit Mehrheit der Stimmen folgende vierzehn ehemalige Regierungsmitglieder zur Deportation bestimmt:

1) Junker Hs. David Wyß, geb. 1737, † 1815, der gewesene Bürgermeister des Standes Zürich (1795—1798), das Haupt der alten Regierung, ein hervorragender Staatsmann, der eine Reihe

von öffentlichen Stellen bekleidet hatte, auch von 1771 an Landvogt in Kyburg gewesen war.

2) Statthalter Hs. Conrad Hirzel (zum Licht, geb. 1747, † 1824), der Verfasser unserer Memoiren, Freund und Gesinnungsgenosse des zuerst erwähnten Magistraten; er war Präsident der Untersuchungskommission im Stäfner Insurrektionshandel 1795 gewesen, ein muthiger und entschiedener Gegner der neuen Staatstheorien.

3) Seckelmeister Hans Caspar Hirzel (zum Reh, geb. 1746, † 1827), auf welchen Direktor Ochs wegen früherer Vorgänge in Basel einen besonderen Haß geworfen hatte. Dieser gleiche Hirzel wurde im November des Jahres 1802 nochmals in Gefangenschaft geführt, nach Aarburg, mit Aloys v. Reding, Auf der Mauer u. A.

4) Rathsherr Jakob Pestalutz (Pestalozzi, geb. 1749, † 1831), gewesener Obervogt zu Horgen, war in dem bekannten Stäfnerhandel in jene Vogtei geschickt worden, um die Ruhe aufrecht zu halten und wurde dann beschuldigt, im Namen der Regierung Versprechungen gemacht zu haben, welche nicht gehalten worden seien. Seit der Revolution war er Mitglied und Vizepräsident der Municipalität (des Stadtrathes).

5) Zunftmeister Jakob Irminger. Als gewesener Obervogt von Stäfa hatte er sich die gleichen Vorwürfe wie Pestalutz zugezogen. Hirzel sagt von ihm, er sei ein durch seine Kenntnisse, Erfahrungen und in der Industrie sehr gewandter Mann gewesen, dem die damalige Regierung eine kräftige Theilnahme an dem Sturz der Helvetik zutrauen mußte. Er wurde beim Rückzug der russischen Armee am 25. September 1799 von zwei Kosaken vor seinem Hause angefallen und mit Lanzenstichen getödtet.

6) Jkr. Hs. Conrad Meiß (später Oberrichter und Erziehungsrath, † 1821), galt eigentlich eher als ein der helvetischen Constitution geneigter Mann; H. spricht die Vermuthung aus, er sei den Deportirten zur Wache mitgegeben worden. (?)

7) Jkr. Hans Reinhard (geb. 1755, † 1835), Rathsherr. Es ist dieß der später mit Recht zu so großer Berühmtheit gelangte Landammann der Schweiz, ein ausgezeichneter Staatsmann, dessen Leben der sel. Hr. Bürgermeister v. Muralt so anziehend geschildert hat.

8) Zunftmeister Felix Escher († 1805), ein ganz entschiedener Feind der helvetischen Regierung.

9) Salomon v. Orelli, Gerichtsherr v. Baldingen (geb. 1740, † 1829), ebenfalls ein Anhänger der alten Ordnung der Dinge, als Vertrauter und Korrespondent des österreichischen Feldmarschall v. Hotze, den damaligen Regenten begreiflicherweise sehr verhaßt. 1790 hatte er das Präsidium der helvet. Gesellschaft in Olten bekleidet. 1794 ward er Mitglied des geheimen Rathes. Kurz nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in Basel in Folge der von ihm selbst so wahrheitsgetreu geschilderten Deportation begab er sich freiwillig in's Exil nach Deutschland und wenn er auch später wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, so bekleidete er doch keine öffentlichen Stellen mehr, sondern lebte den Studien, seiner Familie und seinen Freunden und bewahrte bis in's hohe Alter eine jugendliche Frische des Geistes. Er sagt von sich selbst am Schlusse seiner Memoiren: „den 25. September 1799 eroberten die Franken Zürich wieder; übertriebene Furcht, Ueberraschung, starkes Zureden von dem ehrwürdigen Hrn. Schultheiß Steiger und weit mehr als das Alles, Antrieb und unwiderstehliche Bitten der mir theuersten Personen verleiteten mich mit Gattin, Sohn, Sohnsfrau und Enkeln nach Deutschland zu emigriren. Die Folgen dieser übereilten Schritte und Unfälle, die Schlag auf Schlag über mich gekommen, zerstörten auf immer meinen äußern Wohlstand. Aber Gott Lob nur auf kurze Zeit meine innere Ruhe. Gott im Himmel sei gepriesen! der Abend meines Lebens ist glücklich; ungewohnte Entbehrungen und mein Verlust schmerzen nicht mehr!"

10) Melchior Römer (geb. 1744, † 1828), des großen Raths, ein reichbegüterter Kaufmann und früher Oberstlieutenant beim Succurs-Regiment.

11) Anton Ott (geb. 1752, † 1800), Wirth zum Schwert, des großen Raths, ein energischer Mann, den man des Briefwechsels mit den Emigrirten verdächtigte.

12) Junker Gerichtsherr Georg Escher von Berg (geb. 1756, † 1837) hatte früher in holländischen Diensten gestanden und besaß in seiner ehemaligen Herrschaft Berg großen Einfluß auf das Landvolk.

13) Junker David Wyß (geb. 1763, † 1839), der Sohn des zuerst genannten Bürgermeisters, war damals Staats-Unterschreiber und später in den Jahren 1804—1832 selbst auch Bürgermeister. Er ist der Verfasser des politischen Handbuchs der Stadt und Landschaft Zürich, welches 1796 erschien und ein wahres Muster einer klaren und populären Darstellung der Staatseinrichtungen unserer alten Republik ist.

14) Rathssubstitut Hs. Jakob Hirzel (geb. 1760, † 1829), Sohn des oben unter Nr. 3 erwähnten Hrn. Seckelmeisters.

Mit Ausnahme der beiden letztgenannten befanden sich damals sämmtliche übrige Herren in den Fünfzigerjahren, also schon in einem vorgerückteren, für Entbehrungen und Strapazen empfindlicheren Lebensalter.

Gehen wir nun an Hand des Manuscriptes H., dessen Eintheilung ich folge, zur Betrachtung der Ereignisse selbst über.

### Manier der Arestationen.

„Die Arrestation der zur Deportation bestimmten 14 Staatsbürger und ehemaligen Regierungsglieder hat so viel Originelles und Merkwürdiges und wirft auf die Charaktere der verschiedenen in Vollziehung dieser Maßregel thätigen, berufenen und unberufenen Verhaftnehmer ein so helles Licht, stellt aber auch anderseits das würdige, ruhige, wahrhaft edle Benehmen der Arrestanten und ihre Ergebung in das harte, unvermeidliche Schicksal in solche Klarheit, daß die Manier selbst in einen besondern Abschnitt gefaßt zu werden verdient.

Der erste dießfällige Aktus ging über 10 Individuen den 2. April, der zweite über 4 derselben den 5. April vor. Schon am Abend der

ersten zog ein Jäger-Corps aus den See-Gemeinden" — wie es scheint die zuverläßigsten bei einem Gewaltakt gegen die Aristokraten — „Oberrieden, Thalweil, Kilchberg und Rüschlikon mit Musik in die Stadt ein; man staunte sich bei diesem Anblick an und Niemand wußte über die Bedeutung dieses Erscheinens Bescheid. Nur in den Häusern, wo jene Militärs einquartirt waren, äußerten diese sich auf Befragen hohnlächelnd, sie seien hier, um Morgens ein Dutzend Vögel zu fangen. Einer der Deportirten hatte bereits 3 Tage bemerkt, daß der nämliche Militär ihn jeden Abend von dem Gesellschaftshaus zum Rüden bis gegen seine Wohnung bei 10 Schritten hinter ihm begleitet hatte. Die Consigne, so dem Lieutenant des Corps in der letzten Nacht aus der Präfektur zugestellt worden, lautete: Durch Abtheilungen von je 4 Mann die Abgeordneten, welche den ehrenvollen Auftrag übernommen, mehrere der Gegenrevolution verdächtige Stadtbürger in Verhaft zu nehmen, in die Häuser dieser zu begleiten, dort Wache zu stehen, daß Niemand aus- und eingehe, bis der Gefangenen Schriften versiegelt seien, sie selbst aber weggebracht und unter ihrer Bedeckung in die Wohnung des Statthalters geführt werden.

Nun zur Geschichte einzelner Verhaftnehmungen am Morgen des 2. April.

Zu dem alten Consul Wyß begab sich schon früh um 6 Uhr Kantonsrichter Wuhrmann mit 4 Jägern, drang auf die unverschämteste Weise in's Schlafzimmer seiner Frau und kranken Tochter, die in den heftigsten Schreck versetzt wurden, dann in's Schlafzimmer des Hausherrn, der sich in Gegenwart eines Jägers ankleiden mußte, während Wuhrmann alle Schränke nach Schriften zu durchstöbern begann. Was er fand, ward in zwei Säcke gepackt, auf die Präfektur geschickt und der Bürgermeister um 10 Uhr in einer Sänfte ebenfalls dorthin escortirt.

Statthalter Hirzel scheint Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Präfekten gewesen zu sein, denn zu ihm begab sich derselbe persönlich, um die Untersuchung der Schriften vorzunehmen, nachdem Agent Köchlin, Obmann der Buchbinder, vorher den Verhaftsbefehl

vorgewiesen. Der Letztere begleitete den Statthalter auf die Präfektur und zeigte sich über seinen Auftrag dabei sehr betroffen, „hauptsächlich des Umstands wegen, daß sein Loos war, seinen ehemaligen Zunftmeister und bewährten Gönner arretiren zu müssen. Zu Thränen gerührt, hob er unterwegs ehrerbietigste Entschuldigungen an: Ihm ward freundlich aber mit Nachdruck geantwortet: Herr Obmann, ihr arretirt keinen Verbrecher! Ihr befolget nur einen konstitutionswidrigen Befehl! Wer ein Aemtchen wie das Euere ist, übernimmt, muß mitspielen; die Reue kommt zu spät."

Rathsherr Pestalutz war nach Gewohnheit zwischen 8 und 9 auf das Munizipal-Gebäude gegangen, fand aber nur wenige seiner Collegen dort und diese ganz bestürzt über die eben ruchbar gewordenen Verhaftungen. Sofort nach Hause eilend fand er dort den Vizepräsidenten des Kantonsgerichts, Homberger, mit einem Verhaftsbefehl des Präfekten (von der Hand Afffprungs) also lautend:

„Freiheit Gleichheit

der Reg.-Statth. an den Bürger Homberger, V. P. des Kantonsgerichts.

Bürger! Sie erhalten hiemit den Auftrag und die Vollmacht, den Bürger Pestalutz, Munizipalbeamten, zu arretiren, dessen Papiere zu sammeln, und bey Handen zu behalten, bis ich selbst dahin komme, den B. Pestalutz aber schicken sie wohlbewacht zu mir.

Republikanischen Gruß und Bruderliebe

Pfenninger, Reg.-Statth."

Arrestant riß sich, ohne viele Worte, aber mit desto mehr Empfindung aus den Armen der Gattin, segnete im Herzen seine acht Kinder und entfernte sich im Begleit Hombergers ohne Wache, innerlich vollkommen ruhig."

Charakteristisch war die Verhaftung Orelli's durch den oben erwähnten Homberger. „Dieser war vormals Kyburgischer Grafschafts-Fürsprech gewesen, hatte unter der alten Regierung bei allen Anläßen dem Volk das Glück, unter so klugen, gerechten, väterlich gesinnten Obern zu stehen, himmelhoch angepriesen, auch das Vertrauen

der Landvögte, vorzüglich des letzten derselben besetzen und ward nun nachdem die alte Regierung gestürzt war, Sykophant der neuen helvekler (sic!) Regierung, erst Kantonsrichter, hernach Unterpräfekt des Distrikts Uster und sinthar Patronus der in dortiger Gegend entstandenen Sekte der Neugläubigen, deren Hauptdogma ist, Zehenden und Grundzinse für eine Erfindung des leidigen Satans zu achten.

Dieser eilte nun mit Theiler zwischen sechs bis sieben zu Orelli und vernahm dort, er sei gerade in die Frühpredigt, welche am Dienstag Morgen regelmäßig von Antistes Heß im Großmünster gehalten ward. Homberger eilte ihm mit zwei Jägern nach, klopfte geräuschvoll an die Thüre und ließ Orelli durch den schreckenbleichen Sigrist herausrufen, der dem Ruf, ohne zu wissen was er bedeute, folgte und gleich beim Heraustreten auf den „beschärpten Hängebauch“ stieß. Gravitätisch, aber doch mit dem Hut in der Hand, eröffnete Homberger seinen Befehl, Orelli zum Präfekten zu führen. „Wozu aber die Jäger?“ „Es geschieht auf Befehl und im Hause ist noch ein Beamter, um dort die Schriften zu versiegeln.“ Orelli forderte darauf, nach Hause zu gehen, um der Versieglung beizuwohnen. H. schlug's rund ab. „Wie? Der Befehl lautet, mich in meinem Haus abzuholen und purer Zufall ist's, daß ich mich nicht dort befunden habe; sonst kein Beamter sich das Recht angemaßt hätte, in Abwesenheit des Eigenthümers Schriften unter Siegel zu legen, oder wegzunehmen oder gar verdächtige unterzuschieben.“ H. über diese Reden entrüstet, schlug auf die Schärpe und deutete auf die Jäger, die nicht vergebens, sondern zur Behinderung des Widerstands da seyen. O. mußte sich fügen und es blieb ihm nichts übrig, als laut und feierlichst gegen diese Gewaltthätigkeit zu protestiren.

Der Zank dauerte eine Weile und die Unruhe auf den Gesichtern der nächst der Thüre sitzenden Zuhörer mehrte sich, so daß Frau Rathsherr Escher, Orelli's Schwester, den Hörsaal verließ, im Moment als ihr Bruder mit dieser Schaar Wacht die Treppe hinunterging. Ueber dieses Begleit bestürzt, fragte sie: „Um Gottes Willen was bedeutet dieß?“ „Ich weiß nichts, als daß Bürger Homberger Befehl hat, mich zum

Präfekt zu führen und daß man im Haus meine Schriften untersucht; bitte Deinen Mann hinzugehen, um Unfugen und Unordnung zu verhüten.“ O. reichte zum Abschied seiner Schwester die Hand, H. bot die seinige auch dar; mit einem Schlag darauf sagte sie in verachtendem Blick und Ton: „Geht und schämt euch!“ H. schlug die Augen nieder und schämte sich, nicht zwar über die Rolle, die er spielte, aber über die Demüthigung in Gegenwart der Jäger durch seine ehemalige Frau Landvögtin, deren sanftes, liebreiches und menschenfreundliches Benehmen er vorher himmelhoch und mit Wahrheit erhoben hatte.

Im Marsch über den Chorherrenplatz wollte H. die rechte Seite neben O. nehmen. „Nicht so, erwiderte dieser, gehen Sie vor oder hinter mir, oder zur linken; ich gehe zur rechten und nicht wie ein Delinquent, der in's Gefängniß geschleppt wird. H. gab nach und schwenkte links. Man begegnete noch wenigen Leuten; die man antraf, sahen neugierig nach und wer von beiden ein Arm-Sünder Gesicht hatte, mögen diese leicht unterschieden haben.“ Bevor sie beim Präfekten eintrafen, verdeutete ihm Homberger, er werde dort mehrere Bekannte, z. B. den Bürgermeister Wyß, Statth. Hirzel u. s. f. antreffen. „So! das ist ja gar gute und vornehme Gesellschaft!“ antwortete O.

„Bei Ankunft in der Präfektur ward O. in das Wohnzimmer geführt, wo die Präfektin allein war und an einem Strumpf flickte. Auf Befragen, wo der Präfekt sei, von welchem er hören wolle, warum er ihn wie einen Verbrecher habe herschleppen lassen, antwortete sie schnippisch: „Der Bürger-Statthalter wird kommen, wenn es ihm gelegen ist und schon Red und Antwort zu geben wissen“. Damit hatte die Conversation ein Ende, im Lauf einer Stunde trafen noch mehrere der zur Deportation Bestimmten ein und wurden vom Wohn- in ein anderes Zimmer gebracht.

Zwei Tage zuvor war Orelli bereits zum Präfekt beschieden worden, um über die Summen Auskunft zu geben, welche s. Z. aus dem kaufmännischen Direktorialfond zur Honorirung des Generals Hotze für Uebernahme des Kommandos gegen die Franzosen ausgesetzt worden

waren*). Mit ausgezeichneter Klugheit und Kaltblütigkeit wich O. den plumpen Fragen des Präfekten aus und Pfenninger mußte ihn unverrichteter Sache entlassen. O. hatte ihm unter anderm ungenirt erklärt, die vorgewiesene Instruktion des Direktoriums befuge ihn, Pf., durchaus nicht zum Inquiriren. Der Auftrag beschränke sich darauf, es solle Orelli zu schriftlichem Bericht ans Direktorium über die Sache angehalten werden; dem werde er genug thun, und in einigen Tagen dem Direktorium schriftlich deklariren, daß er sich nicht verpflichtet halte, der neuen Regierung Rechenschaft über die Handlungen der ehevorigen rechtmäßigen Regierung zu geben, die nach Ehre und Eid zum Besten des Vaterlandes Verfügungen getroffen habe.

Während seiner Verhaftung in der Kirche war es unterdessen im Hause geräuschvoll zugegangen. Theiler verlangte in grober Weise die Schlüssel zur Untersuchung; der Sohn versicherte, daß der Vater sie bei sich trage, übrigens ohne dessen Gegenwart nichts untersucht werden dürfe. Auf Vorweisung bestimmten Befehls vom Präfekten ließ man dort von Orelli die Schlüssel verlangen; als sich dann aber Theiler ans Durchstöbern machte, erschien O.'s Schwager, Rathsherr Escher und schüchterte denselben durch sein bestimmtes Auftreten so ein, daß er nur ganz oberflächlich die Schriften, welche ihm gerade in die Augen fielen, zusammenpackte, sie mit dem Familiensiegel versiegeln und an Ort und Stelle ließ, bis der Präfekt selbst käme. Auf diese Art entgingen ihm die Briefe des General Hotze, die dem Präfekten wohl ganz besonders werthvoll gewesen wären.

### Aus der Präfektur nach Basel.

Wie bereits erwähnt, wurden am Morgen des 2. Aprils sämmtliche Deportirte zum Präfekten geführt, der seine Wohnung im Steinhaus zuoberst der Kirchgasse hatte, in dem Haus, welches zwei Jahre vor der

*) O. hatte in der That von der frühern Regierung den Auftrag erhalten, Hotze einzuladen, das Kommando der Schweizertruppen gegen die Franzosen zu übernehmen, und war ihm, als er diesem Rufe Folge leistete, bis Eglisau entgegengefahren. Er war daher, wie er selbst sagt, als ein Oesterreicher verschrieen.

Revolution für die Rechenschreiberei gekauft und eingerichtet worden war und nunmehr auch das Büreau des Kantonsgerichts enthielt. Beim Eingang, oben und unten an der Treppe, waren Jäger aufgestellt, auf dem Korridor Jäger, Artilleristen und Infanteristen, alle bewaffnet; im Arrestzimmer selbst schilderten zwei Artilleristen mit gezogenem Seitengewehr und der Consigne: „Die Arrestanten weder leise noch französisch sprechen zu lassen“. Den Wachen draußen aber ward der noch ehrenvollere Auftrag, „die Arrestanten auf den Abtritt und von da ins Arrestzimmer zurückzuführen, auch dort alle Conversation und Komplott zu verhüten“. Diesen Consignes blieben die Wachen, die stündlich abgelöst wurden, bis zum Lächerlichen ängstlich treu, nicht ohne viel Air und Anmaßung, „von Zeit zu Zeit machte der Präfekt die Patrouille im Zimmer, entschuldigte den Auftritt mit Vorschützung höhern Befehls. Niemand antwortete, er aber ebensowenig auf die Frage, ob man bald verhört werde. In Miene und Geberden zwar schien er zu sagen: „Zittert, dann ich förchte mich!“ Affsprung war beständig gegenwärtig, antwortete aber ebenso kurz wie sein Herr auf an ihn gestellte Fragen und vertrieb sich im übrigen die Zeit mit Federnschneiden. Um 11 Uhr ward B.-M. Wyß in's Nebenzimmer beordert, wo sein zweitältester Sohn, gewes. Obrist.-Lieut. der Schweizergarde in Holland und sein Schwiegersohn Professor Ulrich den Präfekten im Namen der Familie ersuchten, statt des alten Mannes den ältesten Sohn in Haft zu nehmen oder wenigstens dem zweiten Sohn zu gestatten, den Vater zur Pflege zu begleiten. „Ueber diesen hohen Grad kindlicher Liebe und Zartheit sichtlich gerührt, willigte der Präfekt in den zweiten Vorschlag*) und eröffnete dem Bürgermeister zugleich, daß die Herren sämmtlich nach Basel deportirt werden würden. Laut und deutlich protestirte dieser gegen eine so verfassungswidrige Maßregel, erhielt aber nur den trocknen Bescheid: „Wenn man sich werde legitimirt haben, könne man wieder zurückkehren.“ Gugolz, der Kantonsgerichts-

*) Der zweite Sohn kehrte am 8. nach Zürich zurück, als der älteste Sohn ebenfalls deportirt in Basel anlangte und die Pflege des Vaters nun übernehmen konnte.

Präsident, der ebenfalls zugegen war, kreischte laut mit höhnischem Lächeln: So habt Ihr mir's auch gemacht! worauf ihm Konsul Wyß keck erwiederte: Was euch und andern widerfahren ist, geschah nach Urtheil und Recht, nach vorher aufgenommenen und in der Regel vollendeten Verhören. Dieser Gugolz war ein Rädelsführer im Memorial- und Stäfner-Insurrektionshandel, wurde als solcher in seinem Haus aufgefangen und in Verhaft gebracht, am Ende des Prozesses aber nicht bannisirt, wohl aber auf unbestimmte Zeit in's Zuchthaus verurtheilt, zum Theil der Strafe wegen, zum Theil auf dringende Bitten der Verwandten, die wegen seines verschwenderischen Lebenswandels seiner gern einstweilen losgeworden wären.

Die Nachricht, daß man nach Basel deportirt werden solle, hatte sich inzwischen unter den Anwesenden verbreitet und natürlich einem lauten Protest gerufen; da aber die gründlichsten Demonstrationen an der schweren Philosophie der mit Stutzern und Säbeln bewaffneten Jäger scheitern mußten, ergab man sich der Uebermacht und begnügte sich damit, einstimmig sich beim Präfekt für die Freilassung des Bürgers Pestalutz zu verwenden, als eines Vaters von acht minderjährigen Kindern, mit Anerbietung hinlänglicher Kaution. Dieser antwortete kurzweg: „Ich habe das gleiche erfahren müssen."

Da die Tischstunde mittlerweile herangerückt war, ließ der Präfekt im Schwert ein Mittagsmahl bestellen, das Frau Ott mit feiner Tischlinge und übrigem Geräth natürlich so stattlich als möglich herrichtete. „Bei der Rückholung mangelten freilich zwei silberne Löffel, die an Ort und Stelle selbst weggekapert worden sein mußten; auch soll das Weib des Präfekten gleich nach der Abreise die Ueberbleibsel des Desserts durchnascht und vor den Anwesenden lächelnd gesagt haben; „Da jünkerlets, da riechts recht aristokratisch!"

Die Abreise selbst verzögerte sich etwas, wegen der Schwierigkeit, auf dem Requisitionswege das nöthige Fuhrwerk zu bekommen, denn die beiden Lohnkutscher Freudweiler wollten keines abliefern, und

schließlich hatte Frau Zunftmeister Werdmüller zur Krone ihre Equipage zu diesem Frohndienste zu leihen. „Um halb vier Uhr erschien endlich der Distrikts-Präsident, Tuchhändler Tobler, gestiefelt und gespornt; er hatte seine hagere kleine Figur in eine funkelneue Uniform, blau mit rothem Kragen und Aufschlägen, gesteckt, wie solche ehemals die Harschier getragen, durch den hohen Hut, auf welchem ein großer, dreifarbiger Federbusch prangte, hatte er seiner Länge eine Viertel-Elle zugesetzt, er war mit einem großen schweren Säbel behängt, alles gar zierlich; gravitätisch schritt er das Zimmer auf und nieder und betrachtete mit Wohlgefallen seine Glanzstiefel. Aber recht bedauerlich war es anzusehen, wie dem braven Mann, der wol gewöhnt war das Ellenmaaß, aber nicht einen Säbel zu führen, derselbe bei jedem Schritt zwischen die wadenlosen Beine kam, und es ganz das Ansehen hatte, er wolle auf selbigem einen Ritt durch das Zimmer machen. Plötzlich hielt er still und präsentirte sich uns selbst gar feierlich als bevollmächtigter Kommissär der Expedition nach Basel. Dann zeigte sich der Storchenwirth Küfer Klauser in gleicher Uniform, ein wolgestalteter langer Mann, dem sein Rock ein militärisches Aussehen gab, nur trug er den Säbel wohl vor, wo er sonst den Küferhammer einzustecken gewohnt war. Dieser kündigte sich mit einem tiefen Bückling als Reisequartiermeister an.

Der Kommissär forderte uns nun zum Einsteigen auf und lud den Rathsherrn Pestalutz ein, im ersten Wagen neben ihm Platz zu nehmen und überließ es den andern, sich nach Gutdünken zu arrangiren. Dem ehemaligen Rang im Staat nach gingen sie durch's Haus hinab und bis auf den Graben vor dem Lindenthor, wo die Kutschen, von einer doppelten Reihe Militär bewacht, ihrer harrten. Viel Volk hatte sich versammelt und zeigte je nach Gesinnung Zeichen der Entrüstung oder der Schadenfreude. Unterm Fenster lag wieder die Frau Statthalter und bei ihr gafften alt Raths-Bauherr Scheuchzer, jetzt Mitglied des geheimen revolutionären Kriegsraths und Zunftmeister Wegmann mit Wohlgefallen auf die Scene herab.“ Hirzel gibt ihnen dafür keine guten Worte in seinem Manuscript.

„Außer dem Thor ward eingestiegen. Von der Eskorte der 38 Jäger, unter Kommando des Lieutenants Kläger von Rüschlikon, ward eine Avant- und Arrièregarde gebildet, in die blos von drei Arrestanten besetzten Kutschen je ein Wächter abgegeben und zwei auf die hintern Bretter. Tobler nahm die hohe Buschfeder ab dem Hut, pflanzte sie aber geschickt an die Portière seines Wagens, gleichsam als den Aushängeschild einer drinsitzenden helvetischen Autorität und der Quartiermeister führte den Zug zu Pferd bis vor die Stadt. Dann eilte er voraus, um Quartier für die Kolonne und bei den kürzern Haltplätzen einen Trunk für die Eskorte zu bestellen, die, weil zu Fuß, den Zug jedenfalls nicht gar zu rasch reisen ließ.

In Höngg wurden die „Landesverräther und despotischen Aristokraten" von den beim Wirthshaus versammelten Leuten schlecht empfangen, voll Respekt aber in der ehemals Meyer von Knonau'schen Herrschaft Weiningen, wo die Bauern die Wagen grüßend mit unbedecktem Haupt umstanden. Einer der Jäger erfrechte sich, einem solchen gutmüthigen Manne mit den derben Worten die Mütze aus der Hand zu schlagen: „Vor Verräthere und Schölme mußt du d' Kappe nüd abzieh!" worauf der Bauer eben so derb erwiderte: „Mir ziehnd d' Chappe nüd vor de Verräthere und Schölme'n ab, sunder vor eusere liebe Herre, wo im Wage sitzed."

Bei stockfinstrer Nacht langte man in Baden an, wo die Deportirten im Gasthof zur Waag die bestellte Unterkunft fanden. Das Nachtessen fiel sehr splendid aus und als die Gefangenen dagegen als unnöthig remonstrirten, indem sie bemerkten, daß sie weder gesonnen seien, die Reisekosten zu tragen noch der Regierung unnöthige Kosten zu verursachen wünschen, erwiderte Tobler: „Er und der Quartiermeister seien gewohnt, sich auf Reisen gütlich zu thun; ihm stehe zu, über unser Traktament zu verfügen; das Zahlen der Zeche werde sich am Ende wohl finden." Demzufolge ließen sich die beiden Häscher aller Orten die köstlichsten Weine vorsetzen, auch den leckersten Schlaftrunk auf's Zimmer bringen.

Unangenehm wurde den folgenden Tag der Empfang in Aarau. „In den Gasthof zum Ochsen drängte sich mit und hinter der Eskorte eine ganze Menge Volk, welche die Deportirten sogar beim Essen umdrängte, ohne die mindeste Scheu vor dem großen Sabel Tobler's, den dieser sogar bei Tisch anbehielt. Ganz höflich ersuchte er den zudringlichen Pöbel, die Bürger ruhig speisen zu lassen, als ihm einer aus der Menge zurief: Das Essen wehren wir ihnen nicht, aber die Verräther wollen wir recht anschauen, ehe sie gefangen werden. Mit verächtlichem Achselzucken beantworteten die Arrestanten diese freche Aeußerung, Tobler aber schlürfte ein Glas Wein hinunter. Bei der Abreise wiederholte sich der gleiche Unfug in vermehrtem Maße. Mit Mühe konnte die Eskorte den Weg die Treppe hinunter bahnen und vor dem Hause brach das Murren der Menge in laute Schimpfworte aus: „Die Landsverräther! die Landsverkäufer! die Oesterreicher! das gibt einen schönen Galgen voll!“ Als Konsul Wyß einstieg, war's nur eine Stimme: „Schaut, schaut, der ist's!“, worauf der ehrwürdige Greis sich auf dem Kutschentritt umkehrte und ganz kaltblütig rief: „Schaut nur, ich bin der Bürgermeister Wyß!“

„Das zweite Nachtquartier ward in Olten aufgeschlagen, das in Folge eines eben gestillten Bauernauflaufs von helvetischen Legionärs besetzt war, die auch gleich die Wache bei den Deportirten antraten, welche im Gasthof zur Krone außer der Stadt untergebracht wurden. Eine Empfindung wehmüthigen Heimweh's bemächtigte sich beim Eintritt in dieß Haus derer, die daselbst in einer langen Reihe von Jahren die helvetische, ursprünglich Schinznacher Gesellschaft con amore besucht hatten, unter diesen vorzüglich des Gerichtsherrn von Orelli*), der sich des ehrenvollen Empfangs als Präsident im Jahr 1790 erinnerte und nun in demselben Saal, in welchem sich ehemals frohmüthige Eidsgenossen

*) Beide Memoiren H. und O. schildern diese wehmüthige Empfindung in gleicher herzergreifender Weise und O. bemerkt: „Ich empfand lebhaft, wie vielen Veränderungen das Menschenleben ausgesetzt ist.“

des Glücks, Wohlstands und der Freiheit ihres Vaterlands freuten, als Gefangner und Verbrecher von grober Miliz geneckt und geplagt zu werden dulden mußte. „Si un de ces traîtres voudra sortir de la chambre, fichez lui un coup de fusil“ war die Consigne des waatländischen Korporals an die Zimmerwache. Die hier besonders auffallend rohe Behandlung scheinen die Deportirten dem Reg.-Kommissär Hammer zu verdanken gehabt zu haben, der ihnen auch das Schreiben sehr brüsque untersagte und Tobler für seine strafbare Milde abkapitelte. Noch während er sich im Zimmer fand, trat die ehemalige Kronenwirthin, allen Gliedern der Schinznacher Gesellschaft unter dem Namen Madelon bekannt, und ein derselben vorzüglich dienstergebenes Weib, mit dem ihr eigenen Ungestüm in dasselbe, mit Thränen im Auge über das Schicksal des gewesenen Präsidents von Orelli, vermeinend, es gelte ihnen zum Tod. Auch sie war wegen ihren politisch aristokratischen Gesinnungen und heftigen Aeußerungen gegen die jetzt Regierenden, sechs Wochen im Thurm gesessen und nur unter ernsthaftesten Drohungen wieder freigelassen worden. Hammer bemerkte dieses Weib kaum, so befahl er ihm drohend, sich wegzubegeben oder er lasse es augenblicklich in den Thurm schleppen. Das Weib mußte sich bequemen, schrie aber überlaut: „Und wenn du mich morgens willst köpfen lassen, so will ich doch die lieben braven Herren noch einmal sehen.“ „Beim Teufel kannst du sie wiedersehen, marsch fort du ....!“ war die tröstliche Antwort. Die ehrliche Madelon hielt Wort, wollte sich Morgens noch in's Haus drängen, ward aber unsanft zurückgestoßen, blieb unter den Zuschauern und streckte ihre Arme zum Abschied gegen die Arrestanten.“

Die Nacht war indessen nicht sehr bequem zugebracht worden; in jedem der beiden Schlafzimmer mußten fünf Arrestanten beisammen schlafen, ja in einem drei auf ein paar über den Boden gestreckten Matrazen und ein Korporal Wehrli von Höngg befolgte pünktlich die erhaltene Ordre: Zu drei Malen bis Mitternacht in die Schlafzimmer der Arrestanten zu treten, um durch Namensaufruf nachzusehen, ob sie alle vorhanden seien.

Den 4. April, Morgens 5 Uhr, ward von Olten abgefahren. Eine lange Strecke über den Hauenstein spazierten die meisten Arrestanten zu Fuß unter freundschaftlichen Gesprächen mit den Jägern, welche die beiden Flanken deckten. Unweit Läufelfingen begegnete man dem fränkischen Bataillon l'Ainé von der 109. Halbbrigade, welches mehrere Monate in der Stadt Zürich quartirt gewesen; die Soldaten, wie sie diese Wagen mit militärischer Bedeckung sahen, schrieen laut auf: „Voilà des Magistrats Suisses, Sacre, c'est comme chez nous!“ Die Offiziers begrüßten höflich die Arrestanten, deren einige ihnen bekannt waren. Während die Escorte in diesem Dorf Hunger und Durst löschte, wurden für sie, die des Marschirens überdrüssig war, Char à bancs und Karren in Requisition bis Liestal genommen.

Um elf Uhr langte man in Liestal an, wo man im Gasthof zum Schlüssel das Mittagsmahl genoß, während welchem die Deportirten von Solothurn, mit denen man schon in Olten zusammengestoßen, ebenfalls eintrafen. Weil an diesem kalten Apriltag kein andres Zimmer geheizt war, wollten dieselben auch in das Speisezimmer treten, Tobler wies sie aber unhöflich weg und deutete dem Gastwirth auf den Sabelgriff mit den Worten: „Das würde ich mit Gewalt verwehren!“ Im Begriff, den Wachen zu rufen, sprang er unter die Thüre, rief gebieterisch: „Das leide ich nicht, daß man zusammentreffe!“ Ueber diesen Anfall von Bravour lachend, setzte man sich wieder zu Tische und die guten Solothurner mußten, so sehr widrig die Witterung war, auf einem ungewärmten Zimmer warten.

Nach dem Mittagessen rangirte sich die Escorte vor dem Gasthof und sang zur Dessert-Tafel-Musik verschiedene geistliche, dann Schweizer- und endlich Jagdlieder. Den Arrestanten, die hinunter schauten, riefen sie zu, das geschehe ihnen zu Ehren und zur Zeitverkürzung. Wirklich war seit der Abreise von Baden das Benehmen der Jäger auffallend herabgestimmt. Dazu mochte die Unbefangenheit und Offenheit im Gespräch mit jenen, die abwechselnd in den Wagen schilderten, theils die Aeußerungen des Lieutenant Kläger an seine Untergeordneten beige-

tragen haben. „Die Arrestanten wären so munter und wohlgemuth, daß sie wohl ihrer Sach und Unschuld gewiß sein müssen; zudem seien sie doch angesehene Herren gewesen, die, wenn die Umstände sich ändern sollten, es denen werden lassen könnten, die sie von Haus und Heimat weggeführt hätten!“ Das nahmen sich ohne Zweifel die Jäger zu Gemüth.

Bei diesem Schauspiel (nämlich dem Gesang der Jäger), sammelte sich das Volk zu Liestal, das sich doch im Kanton Basel durch Revolutionswuth ausgezeichnet hatte, nicht wie das zu Aarau, auf der Straße, sondern begnügte sich, durch die Fenster seine Neugierde zu befriedigen. Auch in Basel, wo man Abends um 5 Uhr eintraf und wie ein Leichenzug, den Quartiermeister zu Pferd wieder an der Spitze, durch's St. Albanthor einzog, beobachtete die Bevölkerung, einige berüchtigte „Patrioten Wohnungen“ ausgenommen, Anstand und Discretion. Furcht und Schrecken war auch bereits in sie gefahren, denn am gleichen 2. April war der würdige, geschätzte Oberstzunftmeister Merian ebenfalls um Mitternacht überfallen und außer Basel weggeführt worden.

Im Gasthof zum Wilden Mann wartete der helvetische Platz-Kommandant Remigi Frey auf die Deportirten, inspizirte sie, nicht gerade höflich, wie es scheint, und ließ ihnen dann vom Wirth ihre Zimmer im zweiten Stock anweisen. Eine Bürgerwehr von 8 Mann sorgte für Bewachung und vollständige Abtrennung von der Außenwelt.

Den zweiten Transport Deportirter hatte ein Trupp Dragoner, meist Küsnachter, unter dem Kommando von Boller im Wangenspach nach Basel zu escortiren und als Agent ward ihnen Spitalschreiber Schweizer beigegeben; sie langten am 6. um sechs Uhr in Basel an, wurden ebenfalls von Frey inspizirt und dann auf dem ersten Stockwerk des Wilden Mannes einquartiert.

„Ueber das Benehmen der Escorte auf der Reise war keine sonderbare Klage. Man wich sorgfältigst alles Gespräch über politische Gegenstände aus und behandelte die Bursche nach Verdienen in Miene und Worten verächtlich. Zu Baden spies Boller mit den Deportirten

und dem Kommissär an der Haupttafel zur Waag, die übrigen Dragoner spiesen in der allgemeinen Wirthsstube mit den Kutschern; das wollte ihnen nicht weiter behagen; der Kommissär willigte ein, daß sie alle als wohlhabende Bürger, die nicht wohl à la Militaire die Reise mitmachen würden, aller Orten an der Gasttafel mitspeisen und nach eignem Belieben sich traktiren lassen mögen. In Basel äußerten sie dieselbe Anmaßung, wurden aber zur Ruhe gewiesen; einzig der Kommissär spies in Gesellschaft der sämmtlichen Deportirten. Dafür trieben jene die Insolenz so weit, daß sie den Wirth ohngeachtet langen Widerstandes zwangen, sie theils mit den besten Zimmern, theils mit den köstlichsten Weinen an und neben der Tafel zu bedienen.“ Laut vidimirtem Auszug aus dem Wirthsconto und dem schriftlichen Rapport des Kommissärs an den Präfekt hatten diese Zecher in 36stündiger Rastzeit zu Basel 32 Bouteillen 1753er Marggräfler und 3 Bouteillen Champagner-Weins neben ordinärem Landwein, verschlürft.

### Transport-Unkosten.

Die persönlichen Auslagen der beiden Partien von Deportirten hatten diese selbst mit den Quartiermeistern verrechnet, die Bezahlung der Zeche für die Escorte aber gab zu weitläufigen Verhandlungen zwischen dem Statthalter, der Verwaltungskammer, dem Justizministerium und den Deportirten oder ihren Familien Anlaß. Die Auslagen für den ersten Transport betrugen fl. 596. 13 β, für den zweiten Fr. 591, 7 Bzn. 7½ Rpn. oder par tête fl. 59. 25 β für die ersten zehn und fl. 92 für die vier letzten Deportirten*). „Die Ursache dieses auffallenden Mißverhältnisses zwischen den beiden Klassen in Absicht auf Zahl der Personen und Summe der Kosten erklärt sich durch die vorerwähnte grenzenlose Schwelgerei der Dragoner, deren Chef (Boller) sich gegen den dießfalls ihm in der Präfektur gemachten Vorwurf damit entschuldigte: Er seye in der Beglaubigung gestanden, daß, weil er und

*) Hiemit stimmen vollständig zwei Einträge im Protokoll des Regierungsstatthalters des Kts. Zürich vom 12. Mai 1799 Nr. 2876 und 2906 (Staatsarchiv Zürich).

die übrigen ihr Gewerbe verlassen, folglich viel versäumen mußten, auch just die Gelegenheit eingetroffen, Leute zu escortiren, gegen welche die meisten aus ihnen so viel einzuwenden hätten, man es nicht so genau nehmen würde."

„Nach vielfaltigem Briefwechsel zwischen dem Präfekten und der Verwaltungskammer ließ diese an das helvetische Justizministerium die Einfrage gelangen, wie sie sich dieser Kosten halber verhalten und woher sie die dazu benöthigten Fonds beziehen soll? Durch den Präfekt erhielte sie die ministerielle Bescheidung „daß alle Abführungskosten auf die „Staatsgefangenen" selbst fallen sollen, mit Ausnahme des Bürger Felix Escher*), der durch einen besondern Befehl des helvetischen vollziehenden Direktoriums davon freigesprochen worden und des Bürger Hirzel, Sohn**), der nur „aus Irrthum" unter der Zahl der Arrestirten begriffen war." Pfenninger fügte bei, er werde die betreffenden Beträge baldmöglichst eintreiben lassen, ersuche inzwischen um einen Vorschuß, weil Tobler das meiste aus seinen Beutel bezahlt habe und ließ dann an die Verwandten der Deportirten verschlossene Briefe folgenden Inhalts abgehen:

---

*) Schon unterm 3. April war diese Freilassung vom Direktorium verfügt worden und Escher wurde sofort nach der Ankunft in Basel nach Hause entlassen. Er hatte dieß seinem Neffen, Hrn. Rathsherr Finsler, damals Finanzminister, zu verdanken. Der Regierungs-Statthalter Pfenninger beschwerte sich alsdann in einem besondern Schreiben an dasselbe, daß dieser Mann, den die ganze Stadt für einen der eifrigsten Aristokraten halte, ohne sein Wissen wieder auf freien Fuß gesetzt worden sei. Protokoll des Statthalters vom 4. April 1799, Eintrag Nr. 2018. (Staatsarchiv Zürich.)

**) Die Sache verhielt sich, wie aus einem Brief desselben an seinen Vater zu ersehen ist, so, daß er allerdings auf der ersten Liste mit seinem Vater als Hirzel Sohn Rathssubst. aufgeführt war, dann aber der Sohn auf neuen Befehl des Direktors gestrichen werden, sollte. Der betreffende Sekretär strich nun wirklich blos wörtlich den „Sohn", und ließ den Rathssubstitut stehen, der denn auch deportirt ward. Es scheint, daß man in Zürich absichtlich durch den gestrichenen „Sohn" sich nicht beirren ließ, wenigstens vermuthet dieß der letztere; er wurde aber, kaum in Basel angekommen, auf Befehl von Luzern wieder frei gelassen.

Freiheit Gleichheit

Der Reg.-Statthalter des Kantons Zürich an den Bürger N. N.

Bürger! Die bei der am 2. April erfolgten Abführung der zehn Staatsgefangenen nach Basel aufgelaufenen Unkosten betragen fl. 596. 13 und sollen einem Direktorial Befehl vom 24. April zu Folge durch die Gefangenen vergütet werden. Sie werden also Ihren Antheil mit fl. 59. 25 bei mir entrichten lassen. Republikanischer Gruß.

13. Mai 1799. Der Reg.-Statth.

Pfenninger.

Die Gattinnen der noch in Basel befindlichen Deportirten — fünf waren damals bereits freigelassen — sandten diese Briefe uneröffnet ihren Gatten nach Basel, eine derselben jedoch (Frau Reinhard-Heß), schickte den Brief durch den Ueberbringer sogleich mit der Aeußerung an den Präfekten zurück: „Er werde besser als sie wissen, wo ihr Gatte sich dermalen aufhalte", und als jener ihr sagen ließ, sie möchte nur den Brief eröffnen, gab sie zur Antwort: „Sie sei nicht gewohnt, Briefe zu öffnen, die ihrem Mann adressirt seien" und schickte denselben nochmals zurück. Die Gattin eines andern (Frau Hirzel-Heß zum Licht), in der Beglaubigung, daß der Brief für das Schicksal ihres Mannes wichtig sei, öffnete denselben, beantwortete ihn aber auf der Stelle mit folgenden Zeilen an den Präfekt:

„Ich hoffe mich nicht zu irren, wenn ich von der Gerechtigkeit der Regierung meines unglücklichen Vaterlandes und von der Billigkeit Ihrer Gesinnungen, B. Reg.-Statth. erwarte, zu keiner Bezahlung für ein geräuschvolles, zahlreiches und — weil ich blos ein Weib bin, darf ich wohl sagen — unnöthiges Begleit bei der Wegführung unsrer rechtschaffnen Männeren, eingeladen zu werden, bis den Familien wenigstens angezeigt wird, womit ihre Hausväter und Gatten eine solche Behandlung verdient haben, oder bis sie zurückgekehrt sind."

Pfingstmontag 10 Uhr Morgens Ihre Dienerin.

Die Deportirten in Basel beauftragten selbstverständlich ihre Verwandten, die Beträge nicht zu entrichten, sondern eine vidimirte Ab-

schrift des Direktorial-Befehls und der detaillirten Rechnung zu verlangen; inzwischen ging aber Zürich an die Oesterreicher über und die bezüglichen Schritte wurden überflüssig. Erst am 24. Jan. 1800 tauchte die Ersatzforderung noch einmal in einer Korrespondenz zwischen der Verwaltungskammer und dem Präfekten auf, und ward schließlich dahin erledigt, daß die noch ausstehenden Beträge auf Rechnung des helvetischen Justiz-Ministeriums genommen wurden.

### Ereignisse in Zürich anläßlich der Deportationen.

Der Eindruck, welchen die plötzliche, verfassungswidrige Wegführung der angesehensten Bürger der Stadt machte, war ein getheilter. Die Patrioten am See höhnten laut und leise und ihr Gift fand unter anderm in No. 23 und 24 des Volksfreunds von Stäfa*) bezeichnenden Ausdruck. „Heil dem Direktorium“ heißt es dort, „daß es noch frühe genug mit Kraft dem wachsenden Uebel begegnet, dem der Hintertreibung der Organisation der Truppen, dem der üblen Begegnung gegen die Vaterlandsvertheidiger, woraus man den Zürcher wie den Winterthurer Geist genugsam erkennt, dem der Anzettlung von Aufruhr, Ungehorsam, Meuchelmord .... Es muß der Wunsch eines jeden Patrioten, eines jeden Freundes der Ruhe und der Sicherheit sein, daß ein Beispiel der strafenden Gerechtigkeit aufgestellt werde, daß doch einmal das Schwert an die Tagesordnung trette, wo väterliche Worte nichts fruchten; kein Patriot dürstet nach Blut, aber es ist besser, daß das Blut des Verbrechers als das des Unschuldigen fließe.“

Die helvetische Zeitung überbot den Volksfreund womöglich noch in Kraftausdrücken: „Inzwischen die wahren Schweizer wetteifern, den alten Ruhm der Schweiz ohne Tadel zu erhalten, sieht man auf den Gassen noch elende Bastarde des Vaterlandes, welche nicht nur für die Vertheidigung der Freiheit keinen Fuß regen, keinen Schilling opfern, sondern selbst ihre gräßliche Schadenfreude nicht bergen können über jede Gefahr, die die Freiheit bedroht. Diese Kreaturen sind unver-

*) Vergl. Lavaters ausgewählte Schrift von J. C. Orelli. VI. S. 26.

kennbar; es sind die, denen die Augen funkeln beim Kummer guter Bürger; es sind die, denen die Ohren hängen bei den Siegesbotschaften der Franken; es sind die, welche reichliche Kollekten sammeln für die armen Oestreicher, .... aber das Auge der Regierung bewacht scharfen Blicks diese politischen Amphibien. Einige ihrer Konsorten sind schon nach Basel geschickt, wo sie keine üble Aussicht auf die Feste Hüningen haben. Andre werden folgen. Gebt acht, diese Bastarde der schweizerischen Nation werden in kurzem über Terrorismus klagen, aber sie empfangen nur was sie verdienen. Es giebt für Verräther kein Vaterland, für Aristokraten keine Freiheit."

Diesen Demonstrationen gegenüber, denen sich dann noch allerlei mündliche Drohungen im Volk anschlossen: „Es geht nicht bis eine Guillotine vor dem Gemeindhaus steht, „wir ruhen nicht, bis die Stadt in Flammen steht", wagte sich kein Widerstand von Seite der Stadtbürgerschaft hervor. Es wäre derselbe natürlich ganz nutzlos gewesen angesichts der fremden Militärmacht, aber auch ein mündlicher und schriftlicher energischer Protest von Seite der Munizipalität, die in Reinhard und Pestalozzi zwei ihrer tüchtigsten Glieder verloren hatte, wäre eine ehrenhafte That gewesen. Sie wagte den Schritt nicht und es blieb zwei andern Männern überlassen, dem beleidigten Rechtsgefühl einen Ausdruck zu verschaffen, dem Kupferstecher Heinrich Meyer und dem Pfarrer J. C. Lavater, die beide nicht von Ferne zu den Aristokraten gehörten, deren Entrüstung darum desto reiner und uneigennütziger dasteht.

Lavater lag krank im Bette, als man ihm die Nachricht von dem Gewaltakt brachte. „Nun ists um unsre Freiheit geschehen", rief er aus, „der Terrorismus beginnt und wer kann das Ende davon absehen?" „Die Konstitution ist umgeworfen, die allgemeine Sicherheit ist untergraben. Wer sich, um seine Macht geltend zu machen, über Recht und Gesetz wegsetzt, der ist ein Tyrann .... O Schweiz, o Zürich, du bist ein Raub gesetzlicher Willkühr geworden!" Zwei Bürger, die gleich nach dem Essen zu ihm kamen — Meyer war der eine — und von

dem Vorfall gleich ihm durchdrungen waren, verabredeten rasch, es solle jeder den Entwurf zu einem Memorial ans Direktorium über die Sache aufsetzen und aus den dreien werde man das beste auslesen. Dieß geschah sofort. Meyers Memorial ward als das beste erfunden. Dr. Diethelm Lavater, Diakon Georg Geßner, Antistes und Diakon Heß und andere mehr sprachen sich im gleichen Sinne aus und mit diesen Zusätzen gieng das Memorial am 8. April an die Bürger Finsler Finanzminister, Usteri Senator und Escher Großrath in Luzern ab. Finsler antwortete bereits am zehnten in einem vertraulichen Briefe an Meyer und theilte ihm unter einigen Aeußerungen der Mißbilligung über die Direktorialverfügung, aber auch der Entschuldigung für dieselbe, mit, daß das Schreiben übergeben werden solle, daß Escher und Usteri ebenfalls sich der Deportirten anzunehmen gedenken, daß aber wenig Aussicht auf Erfolg sei. Wirklich folgte am 8. Mai wieder ein Brief von Finsler mit der Anzeige, daß das versiegelt übergebene Memorial einfach unbeantwortet geblieben sei und noch mehr bewies das Nicht-Hörenwollen des Direktoriums die feige Art, mit der Eschers Interpellation im Großen Rath mit Beschluß für geheimes Comité und nachherige Tagesordnung beseitigt wurde. „So spielte man mit Recht und Vernunft“; sagt Lavater, „so setzten sich die Volksrepräsentanten über ihre Pflichten gegen das Volk gewissenlos weg und drückten die Stimme der Wahrheit und des Muths despotisch nieder und ließen dafür zehntausendmal affichiren: „Freiheit und Gleichheit!“

In der Zwischenzeit ließ Lavater seiner Entrüstung keine Ruhe; er mußte seinen überströmenden Gefühlen Luft machen und auch als Geistlicher tröstend und helfend eintreten. Es geschah dieß letztere sofort in einem Trostschreiben an die Gattinnen und Familien der Deportirten, das er bei denselben zirkuliren ließ; das Schreiben aber mußte mit ein Grund werden zu seiner eigenen spätern Deportation. Bei der Gefangennahme des am 5. April deportirten jüngern Wyß, war dieser eben mit dem Lesen desselben beschäftigt, als der beauftragte Kantonsrichter ins Zimmer trat. Ungeachtet aller Protestationen, daß der Brief nicht sein

sei, ward dieser doch mit den übrigen Schriften weggenommen und Pfenninger sandte ihn sofort, ohne Lavater ein Wort davon wissen zu lassen, an das Direktorium. Lavater stellte nachher Pfenninger über sein indiscretes Benehmen zur Rede, erhielt aber blos Ausflüchte zur Antwort.

Lavater that mitlerweile noch mehr. Da ihm der Direktor Bay früher bei einem Besuche als ein „natürlich gutmüthiger, offener kunstloser Mann“ erschienen war, schrieb er schon am 3. April an diesen und zwar mit einer Furchtlosigkeit und Offenheit, die ihres Gleichen sucht. „Thun Sie was Sie wollen, Bürger Direktor; theilen Sie den Inhalt meines Briefes mit wem sie wollen — ich stehe dazu. Ich habe meine Seele gerettet. Wenn die, geradezu ungerechter, geradezu tyrannischer Weise weggeführten, nicht bäldest zurückkommen — wofern keine Staats-Verbrechen auf sie erwiesen und der helvetischen Nation vor Augen gelegt sind — so schreib es das Direktorium Niemandem zu, als sich und seiner Tyrannei, wenn nicht nur Verwünschungen aller Wohldenkenden auf dasselbe fallen, sondern eine laute Empörung gegen diese „Väter daß sich Gott erbarm“ ausbricht. Wollen Sie dann alle todtschießen? alle deportiren? und so das Vaterland retten? Nun so mögen Sie es auf Ihre Gefahr hin“. Auf dieses Schreiben, das dann noch von zwei andern an Paulus Usteri und den Exdirektor Pfyffer begleitet wurde, erhielt Lavater keine direkte Antwort; allein indirekt ward er von verschiedenen Seiten berichtet, daß sein Freimuth und auch der Umstand, daß im Pfarrhaus St. Peter das Memorial unterzeichnet werde, in der Statthalterei Gährung verursache. Man befürchte dort übrigens, daß er die Predigt am kommenden Sonntag zu einer Herzens-Ergießung benutzen werde und werde dagegen gewiß polizeiliche Maßregeln, Hausarrest u. s. f. in Anwendung bringen. Von allen Seiten ward er gewarnt, bestürmt, durch Verzicht auf die Predigt, die er ja gesundheitshalber wirklich kaum halten könne, dem zuvorzukommen, aber alles umsonst. Er wußte, daß seine Gemeinde eine entsprechende Zeitpredigt von ihm erwarte, da er jedes öffentliche Ereigniß

im Lichte des göttlichen Wortes vor allem Volk zu besprechen gewohnt war; sein Gewissen verband ihn, gerade hier die Wahrheit zu sagen und für ihn hatte nun blos noch die Frage Wichtigkeit, wie er dem drohenden Hausarrest entgehen könne. Er wählte ein kühnes und überraschendes Mittel, indem er, ohne Jemand ein Wort zu sagen, dem Bürger-Statthalter Pfenninger einen Besuch machte, ihm alles in's Gesicht sagte, was man in der Predigt von ihm zu hören erwarten konnte und den letztern dadurch glauben machte, er hätte nun sein Herz völlig geleert. Wir können hier nicht die ganze originelle Konversation anführen, die sich ziemlich in die Länge zog; von Lavater's Offenheit mag aber das einen Begriff geben, daß er, als der Statthalter die Gerüchte einer von den Deportirten versuchten Herbeirufung der Oesterreicher betonte und die Nothwendigkeit einer Vorsorge dagegen, ihm erwiederte: „Was Sie mir da sagen, Bürger-Statthalter, setzt mich in Erstaunen, kann mir übrigens wenig Glauben abgewinnen. Wenn sich aber einer meiner Mitbürger soweit vergangen haben sollte, so könnte ich einen solchen für nichts mehr und nichts weniger halten, als für einen Schurken, für keine größere Canaille jedoch als die, welche die fränkische Macht in Helvetien gerufen und damit das ganze Vaterland in die äußerste Gefahr gesetzt."

Dieser Hieb saß, der Statthalter schluckte aber den Aerger hinunter und entließ den Pfarrer schließlich mit seiner gewohnten Höflichkeit; der Hausarrest unterblieb und die Predigt ward Sonntags den 7. April vor gedrängter Zuhörerschaft gehalten über den Text Römer Cap. XIII, 1—4: „Eine jede Seele sei der obrigkeitlichen Gewalt unterthan, denn es ist keine Gewalt ohne von Gott. Die Gewalt aber, die da ist, die ist von Gott verordnet; also daß, wer sich der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung — die aber widerstreben, werden ihnen selbst ein Urtheil empfangen."*)

Lavater war am 14. Mai mit seiner Frau nach Baden verreist, um seiner geschwächten Gesundheit willen, allein die ersten Bäder ver-

*) Sie ist abgedruckt in Lavaters ausgewählten Schriften. Bd. VI, S. 3 ff.

mehrten blos seine Schmerzen, die Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag verbrachte er zur Hälfte schlaflos; allein immer thätig, nahm er, sobald es Tag wurde, seine Schriften zur Hand und beendete im Bette sitzend, eine ganze Anzahl bereits angefangener Briefchen nach Zürich, als plötzlich drei Männer ins Zimmer traten, so rasch, daß Frau Lavater kaum mehr Zeit hatte, den Vorhang vor ihrem Bett zu ziehen. Die uns bereits bekannten Tobler und Afsprung mit dem Unterstatthalter Bürgisser von Baden hatten den ehrenvollen Auftrag erhalten, Lavater zu verhaften und ihm die beschlossene Deportation nach Basel anzuzeigen; sie ließen sich auch nicht zu einem Aufschub bewegen, als Lavater, heftig durch seine Frau unterstützt, auf seine Schwäche und Schmerzen hinwies; sie begaben sich auch nicht vor die Thüre, als Lavater's Frau sich ankleiden mußte, um nachher ihrem Mann behülflich zu sein, sie kehrten sich auch nicht an Lavaters Protestation gegen die unterschiedslose Konfiszirung aller vorhandenen Schriften, worunter sich Familienpapiere, vertrauliche Korrespondenzen über Gewissensangelegenheiten und religiöse Tagebücher befanden.

Fünf Dragoner und zwei Wehrmänner zu Fuß mit aufgepflanzten Bajonetten (!) nahmen den friedlichen Pfarrer, der nie eine Waffe getragen, unter der Thür des Gasthofes in Empfang und nach einem bewegten Abschied ward er mit Afsprung in eine Kutsche gepackt und auf dem gleichen Wege, wie die früher Deportirten, nach Basel geführt. Von Zudringlichkeit hatte er unterwegs blos zu Lenzburg zu leiden; mit Afsprung unterhielt er sich über alles mögliche, fand auch Gelegenheit, ihm in Betreff der Direktorial-Maßregeln seine Wahrheiten zu sagen und von Olten aus protestirte er in einem offenen Brief an das Direktorium feierlichst gegen seine Verhaftung.

Inzwischen hatte man in Zürich auch die Papiere der Deportirten durchsucht, aber ohne Erfolg. O. berichtet darüber Folgendes:

„Das Resultat der Untersuchung unserer Schriften, die wenige Tage nach unserer Wegführung, theils in des Statthalter Pfenningers Behausung, theils in unsern eignen Wohnungen geschehen, war hingegen

für unsere Freunde ebenso beruhigend, als für die Revolutionärs unangenehm; denn am Ende mußten die argwöhnischen böswilligen Inquisitoren alle gestehen, daß bei keinem Deportirten etwas gefunden oder entdeckt worden, woraus Verdacht verrätherischer Absichten oder gefährlicher Korrespondenzen geschöpft werden könne. Die Untersuchung der Schriften, die in den Häusern der Deportirten vorgenommen worden, war je oder weniger streng nach der Stimmung des Inquisitors oder auch seiner Habilität, die aber bei keinem weit her war. Bei Jkr. Burgermeister Wyß und bei Hrn. Statthalter Hirzel, suchte Pfenninger in eigener Person, scharf und begierig, etwas verdächtiges zu haschen, alle Winkel durch, und er war sichtbar betreten, gar nichts dergleichen zu finden, wonach er so lüstern war. Von den Briefen aus Jkr. Bürgermeisters Pult nahm er ein Pack mit, mußte sich aber in das Begehren des Jkr. Sohns fügen und dafür eine Empfangsnote ausstellen. Gegen Hr. Statthalter Hirzel war Pfenninger so erbittert und mißvergnügt, nichts bei der Untersuchung gefunden zu haben, worauf sich eine Anklage gründen ließe, daß er den Kantonsrichter Wunderli von Meilen und den Suppleant Toggenburger noch einmal in das Haus zu einer neuen Visitation des Pults im Wohnzimmer sandte; bei diesem Geschäfte gaben sie neue Beweise ihrer Geschicklichkeit, in den Unterschriften lasen sie anstatt serviteur, secretair, daraus machten sie den klugen Schluß, Briefe von einem Sekretär unterschrieben, können nichts verdächtiges enthalten; das witzvolle Persiflage der Frau Statthalterin, ward ihnen so unbehaglich, daß sie froh waren, nur wieder fortzukommen. Wunderli und Toggenburger wurden abgeordnet, die Visitation der Schriften des Hrn. Ott beim Schwert zu bewerkstelligen, in einem so berühmten Wirthshaus, glaubten sie, sie dürfen sich gütlich thun, sie ließen sich Kaffee und Wein geben, um sich bei der schweren Arbeit zu erquicken. Die Menge der Briefe, besonders der französischen, alle vor Ausbruch der Revolution geschrieben, die vielen Rechnungen 2c., die in den Schubladen sich befanden, machte sie schaudern, die Arbeit schien ihnen fürchterlich, aber sie halfen sich,

da sie mehr in den Schriften stöberten als solche untersuchten, sie machten aus den Briefen ein großes Pack, nahmen solches gegen einen Empfangschein mit und nach ein Paar Stunden verließen sie das Wirthshaus, mit dem Kompliment, sie wünschen bei einem freudigern Anlaß bald wieder zu kommen.

Da Theiler glaubte aus meinem Zimmer alle wichtigen Papiere weggenommen zu haben, so ward keine weitere Untersuchung bei mir veranstaltet. Mein sorgfältiger Schwager, Hr. Rathsherr Escher, begehrte von Pfenninger bei Eröffnung und Entsieglung meiner Schriften, laut Theilers Zusage, gegenwärtig zu sein; demzufolge ward er zu diesem Aktus berufen. Das voluminose Paquet literarischer Aufsätze fiel am meisten in die Augen und ward zuerst geöffnet. Pfenninger nahm das Manuscript von der Biographie des Aloysius v. Orell in die Hand, die Bogen waren zerschnitten, wie sie aus der Druckerei gekommen, Hr. Rathsherr machte den Statthalter darauf aufmerksam und sagte, das sei eine Handschrift eines schon vor ein paar Jahren gedruckten Buches, das er also nicht werde lesen wollen; es werde noch eines da sein, das auch zum Druck bestimmt sei. Mit dem langte er nach dem Pack und nach der Geschichte des Stäffner Handels, die den Platz gleich unter der Biographie gefunden; aus dem lateinischen Motto auf der ersten und einem gleichen auf der zweiten Seite, bewies Hr. Rathsherr, daß auch diese Schrift historischen Inhalts seye und keinen Bezug auf dermalige politische Gegenstände habe, oder etwas Verdächtiges enthalte. Pfenninger und Konsorten von seinem Schlag sind überzeugt, daß alte Heiden, die nichts als Latein redten von der heutigen hohen Politick nichts verstanden und es Niemand einfallen könne, in der altväterischen Sprache eine Contrerevolution anzuzetteln, also wurden die beiden Pakete als unbedeutend zurückgegeben; hingegen meines jüngern Sohnes Heinrichs Briefe aus Augsburg, andere unbedeutende von verschiedenen Freunden, Billets, ökonomische über Baldingen und das Haus zum Garten, u. a. dgl. wurden wichtig genug befunden, nach Luzern gesandt zu werden; ob die Regierung dort

sich daraus erbaut habe, weiß ich nicht, ich habe nichts mehr davon bekommen.

Einige Tage nach der Deportation ward das Siegel an meinem Zimmer von dem Regierungs-Statthalter in eigner Person abgelöst; mein Windspiel wäre ihm beinahe zuvorgekommen, denn weil es mich oft in dem Zimmer gesucht und aus Ungeduld an der Thüre gekrazt und an dieselbe aufgesprungen war, riß es einmal unehrerbietig das halbe Siegel weg. Dem Pfenninger ward die Ursach der Beschädigung angezeigt und er mußte daran glauben, weil in seiner Gegenwart der Hund ein paar Sprüng machte; doch bemerkte er, das scheine ein böses Thier zu sein, auf das man wol Acht geben müsse."

### Arrestaufenthalt in Basel.

Die Deportirten, — Lavater ausgenommen, welcher in der Regierungsstatthalterei Quartier bekommen, — verbrachten die sämmtlichen zwanzig Wochen ihres Aufenthalts zu Basel im gleichen bereits erwähnten Gasthof zum Wilden Mann; denn die Umzugspläne nach dem sonst als Militärspital verwendeten Markgräflerhof, nach dem alten Reste Landskron oder nach Mümpelgard, waren jeweilen von der Behörde wieder aufgegeben worden. Die Behandlung seitens der Behörden, Anfangs barsch und lächerlich rigoros, wurde, besonders als der Statthalter Schmid sich von einem Unwohlsein wieder erholt und die Deportirten nicht mehr dem anmaßenden Platzkommandanten Frey allein unterstellt waren, nachsichtiger, Besuche durch patriotische oder doch politisch unschädlich gesinnte Freunde und Ausgänge mit solchen wurden gestattet, und als dann die Fortschritte der Oesterreicher in der Schweiz die helvetische Regierung zu beängstigen begannen, hatten die Deportirten bald über nichts mehr zu klagen als eben über das „von zu Hause ferngehalten sein" in so kritischer Zeit.

„Von den Zimmern, welche den Deportirten auf zwei Stockwerken des Wilden Mannes angewiesen worden waren, ward gleich von Anfang eins der untern zum Speise- und Gesellschaftszimmer bestimmt, in die andern theilten sie sich zu Zweien. Nach dem Frühstück ging gewöhnlich

jeder auf sein Zimmer, um sich mit Lesen zu beschäftigen, der Nachmittag war dem Lesen der Zeitungen gewidmet, die man durch den gutmüthigen und dienstfertigen Wirth Merian herbeischaffte und am Abend folgte gewöhnlich eine zeitkürzende kleine Spielpartie. Die Tafel war ganz bürgerliche Kost und mit dem Wirth für beide Mahlzeiten, das Frühstück und den Abendthee um 1 Rthl. täglich akkordirt. Je zu 14 Tagen ward ausgezahlt, jedesmal aber mit beigefügter unterschriftlicher Protestation zu Handen der helvetischen Regierung. Für die Zimmer und für die Feuerung sowohl dieser als des Corps de garde, wies man den Wirth an die, auf deren Befehl man eingekerkert worden war.

Auch die beiden Bedienten mußten auf dem obern Stockwerk Arrest halten und da auf demselben kein Abtritt vorhanden war und die Consigne der ersten Tage „keinen der Arrestanten hinuntergehen zu lassen", scharf gegeben und befolgt wurde, so mußte in ein Zimmer des Seiten-Gebäudes ein Nachtstuhl gestellt werden, zum Gebrauch der Herr- und Dienerschaft, unter jeweiliger Begleitung und Aufsicht eines Plantons. Gegen diese eckelhafte und — weil man doch vom 6. April an auf dem untern Stockwerk zu speisen die Erlaubniß hatte, — unnöthige Anstalt, machte man sofort träfe Einwendung. Der Kommandant wiese trocken zur Ruhe, unter dem Vorwand, er müsse darüber zuerst mit dem Präfekten verhandeln. Bei der Ronde vom folgenden Tag wiederholte Konsul Wyß in sanften Ausdrücken diese Klage, der Kommandant aber erwiederte: „Ihr seit Gefangene und meine Pflicht ist, euch bewachen zu lassen." Konsul Wyß: „Wir sind Gefangene, aber gegen alles Recht unverhört und gegen die Gesetze gewaltthätig aus unserm Kanton weggeführt worden; bis unser Vergehen erwiesen ist, dürfen wir mit Fug auf eine milde Behandlung Anspruch machen." Zürnend schrie der über diese Wahrheit erbitterte Kommandant: „Die Zeit Ihres Despotismus ist vorüber; Sie sind nicht mehr Bürgermeister; ich werde Sie behandeln, wie ichs für das Heil des Vaterlandes gutfinde!" Hiemit entfernte er sich. Erst am 8. April ward diese unanständige Behandlung aufgehoben.

Ebenso lächerlich machte sich das Platz-Kommando durch eine andere Pedanterie. Am 7. April Nachmittags hatte man den Barbier des Gasthofs holen lassen; kaum aber war einem der Arrestanten das Tuch umgelegt, als eine Wache ins Zimmer stürzte und den Barbier ziemlich barsch hinausführte, nachdem der eiligst seinen Apparat zusammengepackt hatte. Dann wurde angezeigt, daß für die Arrestanten ein eigener Barbier bestellt sei; dieser hatte sich gegen den Präfekt mit einem Handgelübde zur Verschwiegenheit gegen sie und zur Beobachtung derselben (Spions-Pflichten) verpflichten müssen. Auch ein eigener Arzt in der Person des Erzpatrioten, Dr. Stückelberger, war den Deportirten zugeordnet worden, der ihnen aber ebensowenig durch seine militärischen Airs, seinen großen Soldatenhut und übrigen an einen Scharfrichter erinnernden Aufzug imponirte, als er sich durch seine untheilnehmende derbe Sprache und plumpen Manieren ihnen angenehm machte."

Der Urbanität des Präfekten Schmid, — dem Hirzel stets sehr gutes Zeugniß gibt und der auch von Lavater bei näherer Bekanntschaft sehr geschätzt wurde, — an den sich die Deportirten mit Umgehung von Frey meist wandten, verdankten sie bald die Erlaubniß, in offenen Briefen nach Hause korrespondiren zu dürfen und bemerkten in der Folge sehr gut, daß auf dem Präfekturbureau, dem ein Sohn des Dekan Huber's in Sissach, eines alten Schinznacherfreundes als Chef vorstand, ihre Briefe und die Antwortschreiben mit unerwarteter Diskretion behandelt wurden. Ein einziges Mal ward unserm Chronikschreiber, dem Statthalter Hirzel bedeutet, daß er auf seine Frau, eine geb. Heß, deren Briefe, wie er selbst sagt, sich theils durch Naivität der Ausdrücke, theils durch reichhaltige Charakter-Zeichnungen besonders auszeichneten, im Sinne größerer Mäßigung einwirken möge, sonst der Präfekt diese Briefe eine andere Route (d. h. an die helvetische Regierung) laufen lassen müsse.

Ob von diesen Briefen noch etwas existirt, ist mir nicht bekannt; dagegen kann ich mir nicht versagen, aus den Briefen der Frau Meyer-Hirzel zum Regenbogen, Schwester des Herrn Seckelmeister Hirzel zum Reh,

zur Charakteristik dieser vortrefflichen Frau und zur Beleuchtung verschiedener Episoden aus jener Zeit einige Proben zu geben.

In den ersten Briefen kommen natürlich die vielfaltigsten Theilnahmsbezeugungen von Freunden und Bekannten zur Mittheilung, die eigene Trauer und Besorgniß über die Trennung u. s. f., nachdem aber durch Antworten von Basel die Gewißheit gekommen, daß die Behandlung der Deportirten eine milde geworden, so gewinnen die öffentlichen Angelegenheiten das Uebergewicht in den Briefen. Der Kriegsschauplatz näherte sich Zürich sehr rasch, Truppendurchzüge folgten sich Tag für Tag, jedesmal mit drückender Einquartirung, Blessirtentransporte und Züge von Gefangenen passirten vor den Fenstern und die Luft war voll von aufregenden Gerüchten und Berichten aller Art, die sich hier als im Hauptquartier der französischen Armee, von den verschiedensten Seiten zusammendrängten und sich meist direkt widersprachen. Rechnet man dazu den unleidlichen Druck, der politisch und ökonomisch auf unserm unglücklichen Vaterlande lastete, so muß man wirklich an einer Frau den Muth und die Frömmigkeit bewundern, mit der sie mitten unter Krieg und Kriegsgeschrei schreiben konnte:

„Erhält Gott dich gesund, so ist mir für alles andre nicht bange. Denn auch den größten Machthabern hat der Allgewaltige, sowie den Meereswogen, ihre Grenzen gesetzt, die sie nicht überschreiten können. Hier in Zürich lebt man in einer dumpfen Stille fort, sowie noch bei deinem Hiersein (Dieser Brief ist noch v. 14. April datirt.) Alles was man sich sagt, ist bloßes Gerücht, was erst in riesenmäßiger Größe sich hinstellt, bei näherer Ansicht aber zum Zwerg wird und so gewöhnt man sich an jede Schreckensnachricht, die umhergetragen wird, mit Ruhe zu denken und so im Grund nicht mehr wesentliches Uebel zu tragen, als von höherer Leitung wir wirklich zu tragen bestimmt sind“, und wiederum:

„Wie glücklich, wer jetzt in die Wohnungen des Friedens hinüberschlummern könnte! aber Prüfungen des Lebens standhaft ertragen,

macht des Genusses jener Friedenswelten fähiger, und diese tröstende Folge des Leidens im Erdenleben wollen wir zu erringen suchen."

Am 20. April erwähnt sie einen rührenden Beweis von Anhänglichkeit ihres Bedienten:

„Da ich dieser Tage bemerkte, daß er geweint hatte, fragte ich meine alte Kammermagd um die Ursache: „Ach warum sollte er weinen, als wegen seinem Herrn und das thut er sehr oft, auch hat er jetzt gerade wohl Ursache, da ihm Jemand auf der Straße gesagt hat, daß die Herren von Basel weg noch weiter fortgeführt werden und darüber ist er nun mit Recht diesen ganzen Tag durch betrübt."

Im gleichen Briefe folgt eine bestätigende Bemerkung über den früher berührten traurigen Punkt der Hülfstruppen*), welche das Direktorium den Franzosen stellen mußte:

„Noch immer kommen aus allen Gegenden Helvetiens — wie soll ich sagen — Menschen an, die zu Miliz geschaffen werden sollen; Wallisser z. B., wo die meisten weder Mont- noch Armatur haben und gewiß lebenslang kein Geschoß zu laden angeführt worden. Ueberdem häuft sich eine solche Menge nahrungsbedürftiger Menschen und Thiere an unsern erschöpften Kantonsgrenzen an, welche den agirenden Franken gewiß mehr hinderlich als förderlich sein — und nach meinem, freilich geringen Ermessen, wohl keinen andern, als den Hungertod vors Vaterland zu sterben fähig sein können."

Am 28. April wieder:

„Man treibt noch immer freiwillige Helvetier an die Grenze, welchen die im Volke schon lange bekannten Weissagungen der Sybille, daß nemlich am Ende dieses Jahrhunderts auf dem Feld bei Rafz eine furchtbare Schlacht sich ereignen werde, auf welche hernach Hunger und Pest folgen solle, eben den Muth nicht sonderlich erhöhen."

Ferner, am 1. Brachmonat erzählt sie von einem Corps Luzerner (Milizen), die, weil man sie ganz ohne Sold und Verpflegung ließ,

---

*) Es scheinen nicht Hülfstruppen, sondern Miliz gewesen zu sein.

einfach den Gehorsam kündeten und mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel ihrer Heimath zuzogen, ohne daß die Franzosen sie stark daran gehindert zu haben scheinen. Sie bettelten bei den Vorübergehenden in der Stadt mit der treuherzigen Bemerkung: „Geld haben wir keins mehr in der Tasche, Sold und Etappe erhalten wir nicht und wir wollen lieber ein Schilling betteln als vier Kreuzer rauben.“ Diese guten Leute versicherten hoch und theuer, sowie unsre zurückgekommenen Eliten, daß man sie, der eigentlichen Manier des Krieges unkundig, immer durch fränkische Chasseurs voraus ins Schlachtgetümmel gejagt hätte.

Es läßt sich schon aus dem obigen entnehmen, daß auch Frau Meyer-Hirzel die Zensur des Statthalteramts Basel nicht stark gefürchtet hat, es fehlt aber auch in den Briefen an ganz direktem Spott auf die Helvetik und ihre Beschützer nicht. Ihr Hohn auf die helvetische Antwort auf Erzherzog Karls Proklamation an die Schweizer verliert durch die Verblümtheit nichts an seinem feinen Gifte:

„Wir Helvetier haben nun eine Proklamation verfaßt und werden solche unter die österreichische Armee ausstreuen. Wir sprechen darin mit edlem Selbstgefühl und einer Energie, welche nur die Sache der Wahrheit ihren Worten aufdrücken kann. Allein mich dünkt es doch, es müsse unser Volk befremden, wenn nur dieses Blatt und nicht auch das, worauf es Antwort ist, zum Vorschein kommt.“

Und dann fällt ihr ganz zufällig eine sehr anzügliche Fabel des alten Junker Meyer's ein, die sie in extenso aufführt und in der die Katze eine Eidechse ihren Jungen zum Spielzeug mitbringt. Die Eidechse sieht den Spaß nicht ein, als sie bei dem Spiel einfach in Stücke zerrissen wird.

Sie schrie: „O unbarmherzig Spiel!
Bei solchem Tanz verliert man Glieder,
Ach gieb mir meine Freiheit wieder!“
„Die Freiheit?“ sprach die Katze drauf,
„Ich nahm dich ja so zärtlich auf

„Und schützte dich vor so viel Feinden,
„Wie spöttisch dankst du deinen Freunden.“
Die Eidechs sprach: „Dergleichen Freunde
„Sind greulicher als alle Feinde,
„Denn diese tödten in der Eile,
„Und ihr mit peinlich langer Weile“.

„Ists dir nicht, mein lieber, du sehest die Mutter-Republik uns in der Schnauze haltend davon laufen“, fügt sie dann zur nähern Erklärung der sonst schon wohlverständlichen Fabel bei.

Die Deportation Lavaters kommentirt sie wie folgt:

„Die Abführung des würdigen Lavater empörte das Gefühl jeder Klasse unsrer Stadt- und Landbewohner um so mehr, als die Art derselben unwürdig und niedrig war; verständige und Ruhe des Vaterlandes liebende Menschen begreifen schlechterdings nicht, wie man und gerade jetzt, so handeln kann, und diejenigen, welche nur für den gegenwärtigen Druck Sinn haben, sind freilich still, denn dafür ist gesorgt — mit Verdopplung der Kanonen auf den Wällen der Stadt, welche am letzten Dienstag aufgeführt wurden; wie wir unbefangene glaubten, gegen den äußern Feind; aber nein, sondern, wie fränkische Kanoniere nachher in ihrer Unschuld sagten, damit wir uns nicht widersetzten, wann unsere beliebtesten Priester abgeführt würden, was aber bei ihnen auch nicht anders gegangen sei und worin wir uns fügen müßten. Ob dieses aber die eigentliche zweckmäßige Art sei, Volksliebe und Volks-Zutrauen zu einer Regierung zu pflanzen, dieß müssen dann, wie ich denke, die nächsten zehn Jahre erweisen. Indessen sagt man doch, daß weder der Bürger-Unterstatthalter Ulrich noch der Agent Römer sich zu dieser feinen nächtlichen Expedition habe wollen gebrauchen lassen.“

Mittlerweile war auch der Krieg mit den kleinen Kantonen wieder losgebrochen.

Lediglich als ein Beweis für das unglaubliche Faktum, mit was für Gefühlen gewisse Leute damals den Heldenkampf der Urkantone

betrachten konnten, will ich auch den folgenden Satz im Brief vom 4. Mai zitiren:

„Diesen Morgen empfing unsere Handlung einen Brief von dem Speditor in Luzern, welcher sagt: „Vor einmal ist der Paß gegen die innern Kantone gesperrt und wirds vermuthlich so lange bleiben, bis Truppen genug vorhanden sind, um diese Bergungeheuer ganz auszurotten."

Besser schweizerisch ist gewiß der Ausspruch, den sie in den gleichen Tagen von ihrem Schwiegersohn zitirt:

„In Stadelhofen ist auch wieder eine Art General seit etlichen Tagen logiert, dem unsere arme Schweiz zum angenehmen Aufenthalt eben gar nicht einleuchten will, unter anderm sagte er meinem Tochtermann: Das Haus, nämlich das untere, in welchem er wohnt, sei auch gar zu sehr nach altem Styl gebaut und möblirt, sowie überhaupt die meisten unserer Stadt." „Ja" — antwortete ihm dieser, „die alten Gebäude sind noch da und wollte Gott, die alten Sitten wohnten noch drin, dann wären wir frei."

Die letzten vorhandenen Briefe sind voll von Berichten über die selbst beobachteten Gefechte, welche Ende Mai und Anfangs Juni auf den Anhöhen um Zürich geschlagen wurden; aber es zeichnet wieder die muthige Frau, daß sie am 2. Juni sich in ihrem Briefe einen Spaß über die Lage der Stadt, welche doch von einem Tage zum andern bombardirt oder mit Sturm genommen werden konnte, nicht nehmen ließ:

„Abgeschnitten sein ist in vielen Rücksichten fatal, unter anderm sind wir nun bald in nicht kleiner Verlegenheit, was wir unsern guten fränkischen Freunden zum Essen vorsetzen sollen, indem die Kaiserlichen so unhöflich sind, die berühmten Walder-Kälber für sich zu speisen, uns das knochenreiche Vieh unsrer ausgefressnen Gegenden zu überlassen. Fische sind eine so seltene Sache geworden, als ob bei ihnen ebenfalls Eliten ausgehoben würden. Geflügel! Ja dieß ist bei Freiheit und Gleichheit in so engem Sinne, als wir sie nun besitzen, eine Art

Genuß, von dessen Schädlichkeit der Instinkt unserer Kasse sogar mitgetheilt (?) ist."

Mit der Räumung von Zürich am 6. Juni hört die Korrespondenz auf. Die Briefe, welche von den französischen Behörden natürlich unbehindert passiren gelassen wurden, hatten nun die österreichischen und die französischen Linien vor sich, zwischen denen natürlich keine Verbindung geduldet wurde, und nur wenige, wie wir noch sehen werden, konnten geschmuggelt werden. Wir kehren nun wieder an der Hand unserer Manuscripte zu den Deportirten in Basel zurück.

„Der Wachtposten war Anfangs acht Mann stark, wurde am 6. April verdoppelt und aus der Bürgerwache dem Kehr nach besetzt. Die begüterten stellten ihre Bedienten, die übrigen waren meist krüplicht gewachsene Ansäßen, bescheidene, gute Menschen, die oft ihre Theilnahme an der unangenehmen Beschränkung und Mißbehagen an ihrem lächerlichen Dienst äußerten. Nur zweimal wurden sie von Eliten aus dem Kanton abgelöst, die, um ihre Herzhaftigkeit zu beweisen, schon mehr Lärms machten, am ärgsten zur Nachtszeit, vielleicht aus Furcht vor Gespenstern. Sobald jedoch über diese Unfugen Beschwerde erhoben wurde, erfolgte sogleich Abhülfe Mitunter gabs doch auch zu lachen; davon ein Beispiel:

Ein solcher Elite schilderte auf dem schmalen Gang vor den Zimmern des obern Stockwerks; als Konsul Wyß einmal unter die Thüre trat, redete der Elite ihn an: He, horcht ein wenig! (vermuthlich soll das heißen: Losed si e chli!) Da unten haben sie mir gesagt: ich müsse da stehen und „Geißlen" bewachen; ich weiß nicht was das ist; denn ich komme das erste Mal nach der Stadt und in meinem Dorf gibts nichts dergleichen: Könnte ich nicht auch eine zu sehen bekommen? Ich will es dem Wachtmeister gewiß nicht sagen." Mit gutmüthigem Lächeln antwortete der Konsul: Betrachte mich nur recht, guter Freund, ich selbst bin ein solcher Geißel." Der Bursche starrte ihn von oben bis unten an und sagte verwundert: „Kurios! das hätte ich euch für mein Lebtag nicht angemerkt, Ihr seht ja aus wie andere Leute, wie

die Stadt-Herren; aber warum müssen wir euch denn bewachen?" Der Konsul erwiederte: „Frage das deinen Wachtmeister, ich weiß es selbst nicht." Elite: „Davor will ich mich wohl hüten, ihm zu sagen, daß ich Euch gesehen habe aus dem Käfig fliegen und daß ich mit Euch geredet habe; der würde mich recht ausputzen; daheim darf ich es wohl erzählen. Nu! Ihr habt doch da im Wirthshaus zu essen und zu trinken und das ist alles, was der Mensch wünschen kann." Mit diesem Trostspruch hatte die Konversation ein Ende.

Auch beim Gasthof der Drei Könige stund vor den Zimmern der Berner Deportirten ein Elite von besonderer Insolenz Wache; als dieser es um Mitternacht gar zu arg machte, trat der Eine der Mutachen außer die Thüre und haranguirte ihn barsch an:

„Hier liegt das stolze Heer der Berner-Oligarchen!
Steh' still, Helvetier, und laß die Herren schnarchen!"

Von da an war weder Lärm noch Geräusch. Der Schreck theilte sich allen nachfolgenden Schildwachen mit.

Der strenge Hausarrest, Mangel frischer Luft und Bewegung seit beinahe sechs Wochen, hatte auf die Gesundheit Einiger von uns nachtheilige Folgen. Wir ließen es dem Regierungs-Statthalter durch Herrn Rathsherr Vischer vorstellen, der aus Achtung und Freundschaft für seinen Herrn Gevatter, Herrn Seckelmeister Hirzel, unser warmer Protektor worden. Der Statthalter gab Herrn Vischer eine Erlaubnißkarte, jedesmal zwei Arrestanten, so oft es verlangt werde, unter seiner Verantwortlichkeit spazieren führen zu dürfen. Zwei, deren Gesundheit am meisten gelitten, machten sogleich Gebrauch von dieser Bewilligung, die übrigen freuten sich darüber, sogar unsere Wächter zeigten sichtbar ihren Beifall zu dieser Erleichterung. Herr von Mechel, der uns viele Beweise von Freundschaft gegeben und viele nützliche Dienste geleistet, wirkte eine ähnliche Promenade-Karte aus. Die Erlaubniß ward nach wenigen Tagen dahin ausgedehnt, daß nicht nur zwei, sondern Alle, in Begleit Herrn Vischer oder einer Person aus seiner Familie, Herrn von Mechel oder einer seiner Zöglingen, in der Stadt und außer der-

selben mit einem Planton hinten drein spazieren durften, nur sollten unsere Führer dem Kommandanten jedesmal genannt werden.

Das erste Mal, als Herr Vischer unsere ganze Gesellschaft durch die Straßen führte, war dieser Zug ein kleines Spektakel für die guten Basler, sie kamen aus den Boutiquen, grüßten uns durchgehends freundlich; der eine kannte Den, ein anderer Diesen aus uns, indem sie mit den Fingern hindeuteten, flüsterten sie einander zu: Das ist der Burgermeister, das ist der! ꝛc., das alles war so gutmüthig, so bescheiden, daß es uns gar nicht lästig fiel.

Unser Weg führte uns bei der Wohnung Herrn Bürgermeister Peter Burkhardts vorbei; die Frau Bürgermeisterin sahe uns aus dem Fenster, kannte einige von uns, sie kam mit einer Tochter unter die Hausthür, bewillkommte uns und freute sich herzlich über die uns vergönnte Erholung. Von ihrem Gemahl brachte sie uns Grüße, entschuldigte ihn, daß er sich nicht zeige, aus Besorgniß, er könnte ein für uns nachtheiliges Aufsehen machen. Wir säumten uns nicht lange, um nicht den Nachbarn Anlaß zu einem Gerede zu geben, die aus allen Fenstern sahen. Diese würdige Dame, von einem festen Charakter, war die einzige Person, die es wagte, uns anzureden.

Der Genuß frischer Luft hatte einen auffallend wohlthätigen Einfluß, wir kamen munter, wie umgeschaffen, in unsere Kerker zurück. Wir spazierten nun so oft es unsern privilegirten Führern gelegen war und es die damals anhaltende regnerische Witterung erlaubte.

Weil es uns vergönnt war in und außer der Stadt zu spazieren, so dachten wir, man werde uns auch gestatten, an dem Pfingstsonntag dem Gottesdienst beizuwohnen; der Regierungs-Statthalter ward deßwegen befragt. Er antwortete, daß er es zugebe, allein die Wacht müsse uns in die Kirche und wieder zurück begleiten; durch einen solchen ungewohnten Aufsehen erregenden Zug wollten wir die Andacht an diesem heiligen Fest nicht stören und blieben zu Haus.

Daß man uns überhaupt und am wenigsten von Seite des Kommandanten nicht durch die Finger sehe, davon bekam ich einen

individuellen Beweis, der mich kränkte, nicht um meiner willen, sondern wegen des würdigen Frauenzimmers, das in diesem Vorfalle verwickelt ward und viel lieber wäre ich noch lange eingekerkert geblieben, als daß ich Ursache hätte werden wollen, dieser Dame Verdruß zu machen.

An einem Sonntag Abend, auf welchen wir eine Promenade abgeredet hatten, kam Herr Vischer zu uns, fataler Weis' war nasses übles Wetter. Er sagte, bei dieser Witterung werden wir wohl nicht Lust haben auszugehen, auch er befinde sich nicht ganz wohl, er komme nur auf eine Viertelstunde uns zu besuchen: weil ich den ganzen Tag gesessen, so stand mir der Kopf auch nicht recht und war ich lüstern nach Luft und einer kleinen Bewegung. Wie Herr Vischer Abscheid nahm, ersuchte ich ihn um die Erlaubniß, ihn nach Haus zu begleiten, es könne ein Planton mitkommen; das letzte fand er überflüssig und nichts Bedenkliches, wenn ich mit ihm nach Hause und von dort allein zurück gehe. Wir gingen also und ich blieb eine Stunde bei seiner liebenswürdigen Familie, dann nahm ich den etwas weitern Weg über den Peter-Platz. Dort schlug ich unglücklicher Weise nicht die rechte Gasse nach dem Wilden Mann ein und kam auf den Graben, der mich bei der Wohnung meines lieben alten, jetzt abwesenden Freunds, Herr Oberst Burkhardt in Kirsgarten vorbeiführte. Die Frau Burkhardt zu sehen, hätte mich herzlich gefreut; aber der Gedanke, diese respektable würdige Dame in einige Verlegenheit zu setzen, unterdrückte jeden Wunsch, nach den Fenstern sah ich wohl, aber ich bemerkte Niemand und gieng vorüber. Nicht weit oberhalb des Kirsgartens begegnete ich einem langen Zug französischer Fourgons und Wagen und in einiger Entfernung sah ich den Kommandant Frey auf der mir entgegengesetzten Seite herreiten; lieb war mir diese rencontre nicht, doch machte sie mir auch keine Sorge, nur hielte ich mich so nahe an die Fourgons als möglich, um nicht bemerkt zu werden, aber auch nicht so, als wenn ich mich ängstlich verbergen wollte. Ich wähnte wirklich, der Kommandant habe mich nicht wahrgenommen, aber ich hatte mich betrogen. Montag Moraens kam er ungewohnt früh in den Gasthof und gerade auf mein

Zimmer: er fragte in einem Inquisitorton, wo ich gestern gewesen und warum ich ohne sein Vorwissen und allein außer das Haus gegangen? Ganz unbefangen erzählte ich ihm den ganzen Hergang und mein Verirren in der Nähe des Peter-Platzes. Er hatte die Höflichkeit, mich nicht gerade Lügen zu strafen, doch sagte er, ich entdecke ihm nicht die ganze Wahrheit; ich sei ja bei seiner Frau Schwiegermutter im Kirsgarten gewesen, er selbst habe mich bei dem Hause gesehen, wie ich herausgekommen; das brachte er mit lauschender Miene vor. Ich erwiederte, nahe bei dem Hause könne er mich gesehen haben, aber herauskommen gewiß nicht, weil ich nicht dort gewesen, sobald wir die Freiheit haben zu gehen wohin wir wollen, so werde mein erster Besuch bei der Frau Oberst sein, gegen die ich so ehrerbietigste Hochachtung hege und überdies gegen sie und den Herrn Oberst große Verbindlichkeiten habe für viele ehedem in dem Haus genossene Güte, daß aber eben Ehrerbietung und Dankgefühl mich von einem heimlichen Besuch zurückhalte, der der Dame kein Vergnügen machen, wohl aber zu Unannehmlichkeiten Anlaß geben könnte. Der Kommandant zögerte, ob er mir glauben wollte; das verdroß mich und ich sagte ziemlich bitter: Sie wissen selbst, daß wir wider Recht und unschuldig in Verhaft sind, einige Erleichterung hat man uns der Gesundheit wegen gestatten müssen, nicht aus Furcht dehnen wir solche nicht weiter aus als die Erlaubniß geht, sondern weil wir uns durch unsere eigne Ehre gebunden halten, die ertheilte Ordres genau zu befolgen. Er fragte mich, ob ich auf Ehre versichern könne, daß ich nicht im Kirsgarten gewesen? Das konnte ich mit gutem Gewissen thun und that es. An dem hatte der argwöhnische Kommandant nicht genug, er ging spornstreichs zu seinem Schwager Herr Burkhardt-Gemuseus in Kirsgarten, den fragte er, ob ich nicht gestern bei seiner Frau Mutter gewesen, er habe mich nahe bei dem Haus und ganz allein angetroffen. Herr Burkhardt berichtete ihn, die Frau Oberst habe ihre gewohnte kleine Gesellschaft bei sich gehabt, daß ich da gewesen, wisse er nicht und glaube es nicht, es würde wohl Jemand davon geredet haben. Auch mit dieser Nachricht nahm der vorsichtige Kommandant

nicht fürlieb. Er ging zu seiner Frau Schwiegermutter und sagte ihr geradezu: Sie habe gestern Abend einen Besuch von einem Deportirten angenommen, der gegen die ausgestellten bestimmten Befehle den Arrest verlassen. Madame Burkhardt, die mit der größten Sanftmuth mannliche Entschlossenheit verbindet, antwortete ihm kalt lächelnd, sie habe gehört, es seien so viele Wächter im Wilden Mann gelagert, daß es den Deportirten nicht wohl möglich sei, aus dem Kerker zu kommen. Wer denn der freche Arrestant sei, der sich so über alle Befehle hinaussetzte? Er nannte mich mit dem übertriebenen Zusatz, er hätte mich gesehen aus dem Hause kommen. Dies Affirmativ war doch zu stark. Im vorigen Ton antwortete Frau Burkhardt, das würde ihr nicht gefallen, wenn ich in ihrem Haus gewesen wäre und mich nicht gemeldet hätte, das komme ihr unglaublich vor, da es gewiß sei, daß sie mich nicht gesehen, so scheine es ihr ebenso gewiß, daß ich auch nicht im Hause gewesen; auf der Straße könne er mich vielleicht gesehen haben, aber nicht aus dem Kirsgarten kommen, man führe uns ja bisweilen spazieren, wie etwa zu Nacht die Riesen und Zwerge, die man am Tag für Geld sehen lasse, sie hoffe ihre Bekannten unter den Deportirten bald zu sehen, in ihrem Hause werden sie allemal willkommen sein; weiter habe sie ihm nichts zu sagen, und sie schloß: Also Herr Sohn können sie sich die Mühe sparen, mich weiters zu examiniren. Das ließ sich der Kommandant gesagt sein und gieng seinen Weg.

Das war aber auch die letzte Neckerei von ihm, das Gerücht der Annäherung der Oesterreichischen Armee gegen die Schweiz machte ihn geschmeidig und die Gewißheit ihres Vorrückens höflich und endlich gefällig, auch war von weiterer Deportation nach Frankreich nicht mehr die Rede."

In den letzten Tagen des May bis zum 7. Juni schwebten die Deportirten in großer Ungewißheit und Angst über das Schicksal der Vaterstadt und die beständig sich widersprechenden Gerüchte waren gar nicht geeignet sie zu beruhigen. „Auch die steigende Nachsicht in der Be-

handlung und die nunmehr vielfach besuchten Kränzchen und Soirée's in befreundeten Häusern entschädigten nicht für die immer steigende Sehnsucht, in so kritischer Zeit bei den verlassenen Familien zu sein. Am 7. Juni aber, nach einer beinahe schlaflos zugebrachten Nacht sprang der wackere Wirth Merian in's Frühstückzimmer mit der frohen Nachricht: „Die Franzosen haben Zürich geräumt, die Oesterreicher sind durch Kapitulation eingerückt, es ist nicht geplündert, nicht gebrannt, nicht gemordet worden und keinerlei Unglück begegnet. Ein eben durchreisender, von Zürich kommender Fremder hat diesen Bericht gebracht." Die Briefe von zu Hause, welche dieß frohe Ereigniß bestätigten und Details brachten, hatte der Präfekt die Zartheit, uneröffnet den Deportirten zuzustellen mit der Bitte, man möchte die Gefälligkeit haben, ihm nachher Einiges daraus mitzutheilen. Eine Deputation ward natürlich sofort abgeordnet, um diesem Wunsche zu entsprechen. Die Beglückwünschungen, Gastereien, Picknicks u. s. w. zu Ehren dieses Ereignisses und der Deportirten wollten nun kein Ende nehmen, aber alle Glückwünsche waren kaum aufrichtig zu nennen, und Orelli namentlich schickte den Ex-Direktor Legrand, der sich auch mit einem solchen zudrängte, mit dem Schwanz zwischen den Beinen wieder nach Hause. Legrand, der Orelli auf einem Spaziergang nach St. Jakob begegnet war, gratulirte unter vielen Bücklingen, „daß Zürich, Gottlob von den Franzosen und den Hauptrevolutionärs befreit sei, auch (fügte er holdselig bei) hoffe er, wir würden nächster Tagen unserm verwaisten Vaterland wiedergegeben und an die Regierung gestellt werden. So lange ein so schlechter Mann wie Pfenninger und andere seines Gelichters die Geschäfte führen, könne es unmöglich gut gehen." Das war doch zu arg, es empörte; Orelli sagte ihm derbe: „Diese Sprache ist mir just an Ihnen befremdend, denn hauptsächlich auf Ihren Betrieb ist Pfenninger, den Sie einen schlechten Mann nennen, Regierungs-Präfekt geworden und jetzt ist er nun keinen Pfifferling schlechter, als er war, da Sie ihn zu einer so wichtigen Stelle vorgeschlagen. Zur Deportation, die Sie nun ungerecht finden, haben Sie, wie man wohl weiß, obschon von

der Regierung abgetreten, Ihre Billigung geäußert"*). Legrand wurde feuerroth und stammelte: „Sie sind falsch berichtet, ich habe mich Pfenningers Wahl widersetzt." Orelli: Das haben Sie nicht gethan. Es ist konstatirt, daß, nachdem Sie selbst den Pfenninger vorgeschlagen die Herren Escher und Finsler Ihnen gegen diese Wahl die kräftigsten Vorstellungen eröffnet und Sie dringend gebeten haben, von diesem Vorschlag abzustehen, der nichts gutes, aber unfehlbar viel böses zur Folge haben werde; daß Sie auf alle diese Instanzen nicht achteten und in der Stunde hernach auf Ihren Vorschlag der Präfekt gewählt worden." Legrand: „Es muß ein großer Mißverstand walten, es ist nicht also!" Orelli: „Großer Mißverstand hat, leider! während der Revolution bei der helvetischen Regierung immer gewaltet; in dem aber, was ich sagte keiner; wollen Sie Belege darüber, so wird es mir leicht sein, von Escher und Finsler eine schriftliche Deklaration zu erhalten; daß die Beiden Ehrenmänner seien, die zu ihren Worten stehen, werden Sie doch nicht in Abrede sein." Legrand gebärdete sich, als wollte er Maulaffen feilbieten, entschuldigte, wegen noch langem Weg nach Arlesheim nicht länger verweilen zu können und empfahl sich ehrerbietigst."

Eine fatale Störung brachte die sonst so erwünschte Einnahme von Zürich, wie früher schon angedeutet, in die Korrespondenz, und nur hie und da gelang es, sie wieder anzuknüpfen. Freund Mechel, der Kupferstecher, immer thätig, aus Verlegenheiten zu helfen und gefällig zu sein, fischte ein Markgräfler Mädchen auf, das sich getraute, Briefe nach Zürich zu tragen und von dort zurückzubringen. Es konnte sich bei den Vorposten wie die liebe Einfalt oder gar wie die leibhafte Dummheit stellen und war doch von beiden das Gegentheil, dabei herzhaft und kühn. Mit ihrem Eierkorb auf dem Kopf langte sie glücklich in Zürich an, meldete sich nach Abrede im Gasthof zum Schwerdt, ward dort wohl und gratis bewirthet, in die Häuser der Deportirten ge-

*) Letzteres steht nicht fest; wohl aber, daß Legrand trotz der Protestation Usteris und Eschers v. d. L. die Wahl Pfenningers zum Statthalter betrieb. (Handschriftliche Notiz Linth Eschers zu den Memoiren O.)

wiesen und nachdem sie die Rückantworten gesammelt, mit denselben rückspedirt und kam damit ebenso glücklich in Basel an. Dieser Bottenlauf wurde nochmals wiederholt, da er aber beim dritten Mal, ungeachtet der Gewandtheit des Mädchens, mißlang, zudem sehr kostspielig war, so freute man sich des gefälligen Anerbietens des Hauses Paravicini in der Freigasse, welches mit Vorwissen einiger Kantons-Autoritäten für die kaufmännische Korrespondenz nach Zürich eine Route über Rheinfelden eröffnet hatte und den Deportirten gestattete, nicht-politische Nachrichten an die Ihrigen dem Paket beizugeben. Unglücklicherweise mußte gerade der österreichische Offizier, der das Paket trug, in einem Vorpostengefecht fallen, es wurde gefunden und dem General Ferino in Basel gesandt und die Entdeckung ihrer Briefe hatte für die Deportirten wieder eine starke temporäre Verschärfung der Consigne zur Folge. Es blieb nun diesen blos noch der weite Weg über Frankfurt offen; doch machte glücklicherweise die baldige Freilassung weitere Korrespondenz überflüssig.

## Freilassung.

Schon oben wurde erwähnt, daß Herr Felix Escher gleich nach der Ankunft in Basel wieder entlassen worden war.

Am 6. April ward Rathsherr Meiß freigelassen und am 9. Rathssubstitut Hirzel, aus welchem Grund, ist mir unbekannt.

Den beiden folgte zunächst am 18. April Rittmeister Ott zum Schwert und zwar auf Verwendung des Präfekten in Basel. Am 14. April Nachts war im Gasthof zum Schwert in Zürich Feuer ausgebrochen und hatte vielen Schaden angerichtet. Die tapfere Frau Ott hatte zwar große Geistesgegenwart bewiesen und sogar noch während des Brandes Zeit gefunden, ihrem Mann durch ein paar Zeilen mittelst eines Expressen von dem Vorfall Kenntniß zu geben und ihn über die Tragweite desselben zu beruhigen. Die Abwesenheit des Hausherrn mußte aber doch unter diesen Umständen im höchsten Grade peinlich für sie sein, und da Ott überdieß in Basel fortwährend gekränkelt hatte,

wandten sich sämmtliche Deportirte dringend an Schmid mit der Bitte, beim Direktorium dessen Freilassung zu erwirken, was auch gelang.

Vor der Wiedereinnahme Zürich's durch die Franzosen emigrirte Ott, trotz fortdauernder Kränklichkeit, nach Deutschland, kehrte jedoch im Mai 1800 zurück und starb vierzehn Tage nachher an einem Blutsturz.

Herr Oberst Römer, am 24. April freigelassen, zeigte über diese Begünstigung wenig Freude, da er es vorgezogen hätte, mit seinen Begleitern auszuharren bis man sie verhört und schuldlos erfunden haben würde, um dann auch öffentliche Ehrenrettung und Genugthuung verlangen zu können. Noch weniger freute ihn die Nachricht, daß die Freisprechung auf Veranlassung eines revolutionär gesinnten Neffen geschehen sei, der ohne Vorwissen der Familie in ihrem Namen bei Pfenninger eine Bittschrift für Römer eingereicht hatte, um, im Fall des Erfolgs nachher mit seinem Einfluß bei der Regierung renommiren zu können.

Bis zum 15. Juni sind nun keine weitern Freilassungen zu verzeichnen. Die Deportirten hatten sämmtlich ihren Familien untersagt, Schritte zur Erwirkung der Freilassung ohne Verhör und Genugthuung zu thun und benutzten auch anderweitige Kanäle nicht, solche zu erhalten. Gerichtsherr von Orelli, der Geschäfts- und anderer Rücksichten halber zu Hause sehr nothwendig gewesen wäre, hätte dieß wohl am leichtesten erreichen können, that aber gar keine Schritte. Linth-Escher*), sein Tochtermann, saß im Großen Rath, Finsler, der Finanzminister, war sein Neffe, und einen hohen einflußreichen Gönner besaß er auch an dem französischen General Guyot. Mit diesem war er auf eine eigenthümliche Art bekannt geworden, die hier wohl noch Raum finden darf.

„Guyot, der in der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt und laut zum Tod des Königs gestimmt hatte, wurde bei Orelli einquartiert, betrug sich gegen alle Erwartung anständig und gefällig, in

*) Zum Zeichen, daß unser Gewährsmann Hirzel durchaus kein blinder Verlästerer politischer Gegner ist, mag angeführt werden, daß er hier dem freisinnigen Escher seine volle Achtung bezeugt, während Usteri allerdings schlechter wegkommt.

seinen Manieren ein Gemengsel alter französischer Höflichkeit und eines neugebackenen fränkischen Republikaners; übrigens ohne affektirten Prunk ein Kenner der lateinischen Klassiker, auch der alten und neuen französischen Literatur. Seine Einquartierung bei Orelli dauerte sechs Monate. Letzrer hatte gerade durch seine Offenheit sein volles Vertrauen gewonnen.

Guyot hob einen politischen Diskurs an und deklamirte fürchterlich gegen Königthum, Aristokratie und das tyrannische Verfahren der alten Regierungen und gestikulirte mit provençalischer Hitze. Hier hatte ihn Orelli erwartet; dieser hörte seine Deklamation geduldig an und entgegnete ruhig und unbefangen: „Ich finde unsere politischen Ansichten, wenigstens in Rücksicht auf Republiken ganz diametralement einander entgegengesetzt; ich will Ihnen mein politisches Glaubensbekenntniß mit aller Freimüthigkeit darstellen, weil es drückend wäre, unter einem Dach zu wohnen, an einer Tafel zu speisen und nicht recht zu wissen, woran man mit einander seye, oder jedes Wort auf die Waage legen zu müssen, wodurch alle Anmuth des gesellschaftlichen Lebens weggebannt würde. Ich will Ihnen daher die Gründe alle mittheilen, warum ich die Revolution verabscheue, warum ich nach meinem Standpunkt und nach meinen beschränkten Kräften Alles, was von mir abhienge, gegen dieselbe gethan und hergegen zu jeder Maßregel freudig Hand geboten habe, die solche zu hintertreiben bezweckte." Guyot sah Orelli mit großen Augen an; das irrte diesen nicht. Er machte jenem ein treues Gemäld von dem Glück und Wohlstand, in welchem die Schweiz unleugbar Jahrhunderte lang gelebt habe, was allen beobachtenden, hellsehenden Reisenden aufgefallen sei. „Dieses Glück, diesen Wohlstand", behauptete O. keck, „hat die Schweiz, nächst Gott, der ächt väterlichen, weisen, treuen Regierung der Landesväter, mehr noch als ihren Verfassungen zu danken gehabt. Dies belegte er mit ausführlicher Darstellung politischer und ökonomischer Maximen und Anstalten. „Diesen Wohlstand hat die Schweiz genossen, bis fränkische Emissärs die Köpfe schwindlich machten; Ehrgeizige, durch Vorspiegeln leicht zu erlangender ersten Stellen in einer umgeschaffenen Republik; Eigennützige, durch

Versicherung der Abschaffung der Zehenden und Grundzinsen Verschuldete, durch Versprechen der Zernichtung der Schuldinstrumente und Vertheilung des öffentlichen Schatzes und heilloses, liederliches, arbeitsscheues Gesindel durch Hoffnung auf Konfiskationen, Plünderung der Begüterten und dergleichen zum Aufruhr gereizt und verführt hatten." Diesem Gemäld setzte sich dasjenige der gegenwärtigen Lage entgegen und besonders dem des Charakters der verstoßenen edel denkenden und edel handelnden Regenten der des Charakters der neuen, meistens unwissenden, aus den Barbierstuben, Ställen, Weberstuben, Schenkhäusern herausgehobenen Herrschern, denen das Wohl des Vaterlandes eine Nebensache, ihr eigener Vortheil über Alles seye." „Sie werden tagtäglich Anlaß haben, dieses Alles zu beobachten. Untersuchen Sie selbst und entscheiden Sie dann, ob die so verschriene alte Regierung und die ganz unrichtig so geheißenen Aristokraten nicht weit mehr um das Vaterland gethan und sich um dasselbe verdient gemacht haben, als die jetzigen Freiheitsheuler und politischen Charlatans." Nach ungewöhnlich gedehnter Auseinandersetzung der ehemaligen und der jetzigen Lage der Dinge, schloß D. wehmüthigen Tons und Stimme: „Nach diesen meinen auf langjährige Erfahrungen gegründeten Ansichten hat die Revolution die ganze Schweiz in ein nicht zu berechnendes Elend gestürzt und ihre Freiheit auf immer vernichtet. Eine Gegen-Revolution in jetziger Lage aber würde ihr Unglück nur vermehren, anstatt sie zu retten. Deßwegen würde ich mich dargegen dermalen mit demselben Eifer stemmen, mit welchem ich gegen die Revolution geredet und gethan habe." Guyot horchte aufmerksam, ohne nur Miene zu machen, den Redner unterbrechen zu wollen; als dieser schwieg, gab er ihm die Hand und sagte ernst: „Sie sind ein freimüthiger, guter Schweizer; ich liebe diese Offenherzigkeit und begreife ihre Denkungsart; Ich, ein Franzos, muß anders denken; Sie will ich so wenig bekehren als Sie mich; aber ja! über Politik müssen wir nicht reden und wenn wir, was unter diesen Umständen immer auszuweichen schwer hält, darauf zurückkommen und etwa warm werden, so bitte ich Ihre Gattin, uns nur

einen Wink zu geben; der soll unsere Debats rein abschneiden: Aber Ihnen muß ich den freundschaftlichen Rath geben, mit ihren freimüthigen Aeußerungen vorsichtig zu sein, denn, wenn die neue Regierung, wie Sie sagen, und ich auch schon einige Spuren habe, schlecht ist, so könnte es für Sie übel ausschlagen; übrigens gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß von Allem, was gesagt worden und in Zukunft noch zur Sprache kommen mag, keine Silbe über meine Lippen gehen soll; fällt etwas neues vor, das Sie interessiren kann, so sage ich es Ihnen und vertraue Ihrer Verschwiegenheit; gegen Neckereien von Militärs und Ihren eigenen Regierungs-Beamten, bei welchen Sie wohl nicht gut angeschrieben sein werden, trauen Sie mir et vivons en bons amis." Man gab sich darauf treuherzig die Hände und lebte von da an bis zur Abreise Guyots nach Chur, da die Franken Meister von Bündten geworden und wenige Tage nachher die Deportation vor sich gienge, nicht nur erträglich, sondern wirklich angenehm beisammen. Ueber die französischen Angelegenheiten wurde selten gesprochen, weil Guyot dabe immer hitzig ward und in den eigentlichen Sansculotes-Ton verfiel, hin gegen gestand er: Die Schweiz hätte keiner Revolution bedurft; einige Reformen wären hinlänglich gewesen. Nach allen sorgfältig gemachten Beobachtungen hat die Schweiz mehr verloren, als die große fränkische Republik ihr zu ersetzen im Stande wäre."

Obwohl Orelli, wie bereits erwähnt, keinerlei Schritte bei Guyot gethan, sandte dieser doch gleich nach Erhalt der Nachricht von Orelli's Verhaftung an das Direktorium ein Bittgesuch um dessen Freilassung, wobei er ihn als einen trefflichen Mann kennen gelernt zu haben erklärte; das Direktorium aber schlug die Bitte, zwar in einem kriechend höflichen Brief ab unter dem Vorwande, Orelli stehe in Verdacht von Verbindungen mit den Feinden des Vaterlandes. Auch mit dem Abschlag von Luzern war Guyot noch nicht beruhigt, sondern wandte sich an Orelli's Gattin mit der Frage, ob er direkt an Massena gelangen solle; diese aber verneinte dieß dankend unter Hinweisung auf ihres Gemahls

Instruktionen, der seine Freilassung keiner besondern Gnade seitens der Regierung, sondern blos der Gerechtigkeit verdanken wolle.

Nach der Einnahme von Zürich liefen den Deportirten von allen Seiten Berichte zu, es werde in Bälde ihre Freilassung erfolgen; allein noch am 14. Juni verneinte der Präfekt auf Befragen den Empfang irgend welcher neuen Instruktionen. Abends um 6 Uhr aber kam er plötzlich ins Gesellschaftszimmer im Wilden Mann mit lautem Zuruf: „Bona Nova! Die Bürger Hirzel (Seckelmeister) und Pestalutz sind frei!“ Einen Grund, warum diese zwei vor den andern freizulassen seien, enthielt der Direktorialbefehl nicht, daß und warum man aber zwei freiließ, erklärt die ihnen gestellte Bedingung, daß sie nach ihrer Ankunft in Zürich über das Schicksal der dortigen Patrioten nach Bern — wohin das Direktorium in der Zwischenzeit geflüchtet war — berichten sollten. Ungern genug gingen Hirzel und Pestalozzi die Bedingung ein. Die Sehnsucht nach der Heimat, wo Pestalutz acht minderjährige Kinder erwarteten, und Hirzel bessere Pflege hoffte, deren er sehr bedurfte, überwog jedoch und sie verreisten am 16. nach Bremgarten. Von ihrem Paß und einer Empfehlung Schmids an den General Massena hofften sie die Erlaubniß zum Passiren der fränkischen Vorposten, fanden sich aber bitter getäuscht. Acht Tage hielt man sie in Bremgarten hin und am 24. ward ihnen durch den Unterstatthalter ein Befehl des Generalstabchefs zugefertigt, sich sofort weiter hinter die Vorposten zurückzuziehen, was zur Folge hatte, daß sie am gleichen Tage noch Bremgarten verließen und nach Knonau zogen, wo sie auf Lavater trafen, der sich in ähnlichem Falle wie sie selbst befand und sie nun überredete, einstweilen auch da zu bleiben. Er war am 11. Juni von Basel abgereist und suchte von dem dort kommandirenden General Tarrau (oder Taureau wie er auch genannt wurde wegen seiner bekannten Brutalität) die Erlaubniß zur Reise nach Zürich zu bekommen, ward aber gar nicht vorgelassen.

Mittlerweile hatten gute Freunde zu des Statthalters Ohren gebracht, Hirzel und Pestalozzi seien statt 15 Stunden hinter der Linie,

blos bis nach Knonau gegangen; stracks ward ihnen anbefohlen, sofort den Kanton Baden ganz zu verlassen und sie waren eben begriffen, dieser neuen, durch nichts in ihrem Betragen begründeten Chikane zu weichen, als ein Expresser von Bremgarten ohne Zweifel durch den überdienstfertigen Freund Mechel gesandt den Bericht brachte, sie und Lavater sollen sogleich nach Basel zurückkehren, indem Gelegenheit gefunden sei, sie alle über den Rhein zu bringen. Diese Meldung war zu bestimmt und verlockend, als daß man ihr nicht hätte folgen sollen; die Unglückskollegen reisten nach Basel zurück, erfuhren aber dort zu ihrem Schrecken, daß keine Rede von einer wirklichen Gelegenheit zum Reisen sei. Mechel hatte wohl aus zweiter Hand Offerten von französischen Pässen gegen gute Bezahlung erhalten, aber die Sache zerschlug sich wieder und bei einem zweiten Anlaß weigerten sich die in Basel befindlichen Deportirten, denen auch gleiche Pässe verschafft worden wären, auf den Handel einzutreten, weil man sich nicht in Ungelegenheiten bei den helvetischen Behörden bringen wollte und, für den Fall der Freisprechung seitens derselben, hoffte, auch ohne französischen Paß die Vorposten unbemerkt passiren zu können.

Die Basler Freunde suchten indessen Vorbereitungen zum Entkommen zu treffen.

Mit Lavater ward am 14. August der Anfang gemacht. Nachdem er schon ein paar Tage links und rechts ausgestreut, er wolle einen gewissen Freund in seinem Landhause außer der Stadt besuchen, holte ihn dieser am bewußten Tage in einer Chaise ab, ließ ihn in seinem Haus das nöthigste für die Reise zu sich nehmen und übergab ihm dann einem andern Herrn und einer Dame, die mit ihm, wie die gleichgültigsten Spaziergänger, zu den Vorposten schlenderten. Der wachhabende Offizier lag in seiner Barake und Frau H. ging hin „für eine kleine Gesellschaft, die in Hunsingen einen Besuch machen wolle, einen Paß auszuwirken". Vermuthlich war der Offizier vorher von der Sache verständigt worden und es war vielleicht auch der gleiche, der Hirzel und Pestalozzi nachher Durchpaß gestattete. Mit Lavaters eigenem

Bleistift schrieb ihm der galante Offizier auf ein Blatt die Erlaubniß, hin und her zu gehen, ihnen schlossen sich dann auch noch einige Markgräflerinnen an und alle ließen die Schildwachen ungehindert passiren. Das weitere läßt sich denken. Lavater eilte mit dankerfülltem Herzen dem Pfarrhaus in Hausingen zu, von wo aus er in bereit stehendem Wagen weiter befördert wurde und am 16. August wohlbehalten in Zürich eintraf; Herr und Frau H. aber kehrten ebenfalls, hocherfreut über den gelungenen Streich, durch die nichtsahnenden Schildwachen wieder nach Basel zurück.

Ganz ähnlich drehten am 20ten Hirzel und Pestalozzi den Franzosen eine Nase. Im Begleit des Rathsherrn Vischer und eines Frauenzimmers spazierten sie bis zu den Vorposten, wo sich der erstere mit dem ihn noch begleitenden Freund auf einen Stein setzte, um ihre etwas weiter spazierenden beiden Zürcher Freunde und die Dame, welche vom Offizier den Erlaubnißschein zum Durchpaß erhalten, wieder zu erwarten. Merkwürdiger Weise aber verfehlten die beiden Zürcher den Rückweg nach Basel, so daß die Begleiter allein dorthin zurückspazieren mußten.

Am 19. August endlich erhielt Reinhard zu Handen der noch übrigen sieben Deportirten von Zürich ein Billet vom Präfekten mit der Anzeige, daß auch sie endlich durch Dekret von Bern ihrer Haft ledig erklärt worden seien. Helvetische Päße stehen zu ihrer Verfügung, doch sei an ein Visiren derselben durch das fränkische Kommando nicht zu denken und es werde darum schwer halten, fortzukommen.

Dieß war nun allerdings ganz richtig, denn der von Lavater und den beiden andern ausgeführte Kniff ließ sich so oft doch nicht wiederholen, da er natürlich bekannt geworden war und auf den Vorposten schärfer zugesehen wurde. Glücklicherweise war aber, als man eben die Flucht besprach, Alt Rathsherr Martin Wenk im St. Antonienhof in Klein-Basel auf Besuch bei den Deportirten und rieth ihnen, ohne an die französischen Behörden zu gelangen, den Rheinweg nach Freiburg zu versuchen. Sein Schwager, Stadtmajor Bernler, kenne die Schifffahrt genau und wenn er den Vorschlag ausführbar finde, könne man

ihn auch sicher wagen. Man nahm den Vorschlag mit Dank an und erfuhr am 20. durch Herrn Bernler, daß er die Rheinfahrt und die Position der fränkischen Wachten ausgespäht habe und glaube, man könne ohne Gefahr diese Route einschlagen, indem an den gefährlichsten Stellen der hohe Wasserstand gestatte, sich zwischen den dort befindlichen kleinen Inseln dem Auge der Vorposten zu entziehen. Er sei bereit für Schiffe zu sorgen und werde die Deportirten begleiten, bis sie außer Gefahr seien. Das erstere beliebte natürlich, und vom letztern war Herr Bernler trotz aller Protestationen nicht abwendig zu machen, so daß endlich die gemeinschaftliche Abfahrt auf Mittwoch den 21. August, Morgens 5 Uhr, festgesetzt und alles nöthige verabredet wurde. Abschiedsbesuche machte man vorsichtshalber natürlich keine, sondern besuchte im Gegentheil Dienstag Abends noch die Familien-Gesellschaft im Forkart'schen Hause, wo die Damen freilich ihrer Neugierde nach den Entweichungsplänen kaum Grenzen zu setzen wußten.

Bei Sturm und Regenwetter verließ man den folgenden Morgen um 6 Uhr — eine Stunde war mit der Berathung, ob man trotz des schlechten Wetters die Reise wagen wolle, verparlamentirt worden — in drei Abtheilungen den Gasthof und Basel; außer dem St. Blasienthor fand sich das Cabriolet mit dem Gepäck; in selbiges stiegen Konsul Wyß und Statthalter Hirzel, zwei gingen mit Bernler über Klein-Hüningen, die andern paarweise durch das helvetische Lager außerhalb Klein-Basel über die Wiesenbrücke. Eine Stunde weit unter Basel, da wo die untersten Batterien des Brückenkopfs angelegt sind, traf man am Rhein zusammen; hier sollte das in Basel bestellte doppelte Schifffahrtzeug parat stehen; es war nicht daselbst; Sturmwind und Regen dauerten fort; dagegen konnte man sich hinter einer Hecke dicht an und unter der Heerstraße nicht wohl selbst schützen, doch aber gegen die Beobachtung abseite der in einer Weite von einigen Büchsenschützen auf der Anhöhe stehenden und hin- und herstreifenden fränkischen Vedettas; nicht zwar ohne Besorgniß, bei allzu langer Dauer diesen Versteck leicht ausgekundschaftet und mit den Reisebündeln als verdächtige Leute

angehalten zu werden. Eine volle Stunde harrte man vergebens und mit bangen Gefühlen auf das Schiff; man vermuthete also, der Sturm habe die Fahrt unmöglich gemacht; was war in dieser Verlegenheit zu thun? Nach Basel zurückzukehren, hieße sich der Gefahr aussetzen, Gott weiß wie lange nicht wieder wegzukommen. Ueber Land durch die fränkischen Patrouilles und Vorposten durchzuwischen, schien völlig unmöglich. Herr Bernler schaffte Rath und ging nach dem am Rhein gelegenen nächsten Dorf Märkt, um schnell zwei Waidlinge bereit zu machen; man zog dem Landungsplatz entgegen, der nicht weit ob dem Dorf lag, wo annoch ein starker fränkischer Vorposten stund und eben im Exerziren geübt wurde, mit einmal erblickte man ein Fahrzeug von Basel har kommen; es war das bestellte, das wie die Schiffer nachhin erzählten, in Klein-Hüningen von den daselbst kantonirenden helvetischen Hülfstruppen angehalten, mit dem darin befindlichen ganz durchnäßten Stroh scharf visitirt, endlich aber freigelassen worden, nachdem die Schiffer vorgegeben, das Schiff müsse einem Rheinwyler zugeführt werden, der es gekauft habe. Wenn man ihnen nicht traue, möge nur jemand mitfahren, wozu aber, wie vorauszusehen war, Niemand Lust bezeigte. Zum guten Glück war das Reisegepäck nicht in's Schiff, sondern auf das Cabriolet geladen worden.

Kaum hatte das Schiff gelandet, flugs flogen Männer und Gepäck hinein; man lag aufs nasse Stroh und achtete des darunter spürbaren Wassers nicht, zu dessen Ausschöpfung keine Zeit war. Etwa eine Viertelstunde unter Märkt und ca. 100 Schritte landeinwärts sahe man annoch eine fränkische Schildwacht, von welcher man aber, weil die Fahrt zwischen den dortigen Inseln durchzog, nicht beobachtet, noch weniger angerufen wurde. Unterhalb Rheinwyler fing das Wetter an zu bessern, die Flüchtlinge wurden munter und fröhlich, warfen die aufgezwungenen helvetischen Cocarden ins Wasser und meldeten sich dann ohne große Furcht bei den österreichischen Posten in Neuenburg.

O. berichtet über die letzten Erlebnisse Folgendes. „Nachdem wir zu Neuenburg gelandet, wo ein Husarenwachtmeister mit drei Mann als

kaiserlicher Vorposten stand, wies man uns an den Offizier in Mülheim; wir gingen zu Fuß dahin, ein Bauer, der eben Mist auf seinem Acker abgeladen, führte unsre Bündel nach, unser Einzug war wahrlich nicht glänzend, aber das Gefühl, frei, und die Hoffnung, bald im Kreis unserer Familien zu sein, war über alle Beschreibung süß.

Dem Rittmeister zeigten wir unsere Schweizer-Pässe, unter einem Umschlag übergab er solche zwei Husaren, die uns zu seinem Ober-Kommandant nach Grozingen begleiten mußten. Hier wollte unser treuer Führer, Herr Gernler, uns verlassen und nach Basel gehen; der Rittmeister wollte es durchaus nicht erlauben, unsere Bitten, Vorstellungen und selbst gewichtigere Anerbietungen waren vergebens, er beharrte dabei, weil Herr Gernler keinen Paß hätte, so müsse er mit uns in das General-Quartier zu dem Erzherzog Karl reisen; diese unerwartete Strenge war uns unsers Freundes wegen sehr leid, sein Wegbleiben von Basel konnte von verdrießlichen Folgen sein. Herr Gernler schien sich weniger aus diesem Vorfall zu machen wie wir; wenigstens war er so diskret, keinen Verdruß merken zu lassen.

Nach einem kurzen Mittagessen reisten wir in zwei Kutschen, von zwei Husaren begleitet, nach Grozingen; wir machten doch eine bessere Figur, als bei unserm Einzug in Müllheim mit dem Mistwagen.

Der Kommandant, ein Major, untersuchte unsere Pässe sorgfältig, er wünschte unser Entweichen von Basel umständlich zu wissen, die Erzählung schien ihn zu interessiren, das freundschaftliche Verfahren des Hrn. Gernler gefiel ihm; als wir auf Ehre versicherten, wir haben seinen klugen Anstalten allein unser glückliches Entkommen zu danken und nur Sorge für unsere Sicherheit habe ihn bewogen, uns bis auf österreichisches Gebiet zu begleiten, sagte er, das wäre höchst ungerecht, wenn ein solcher Freundschaftsdienst Verlegenheit und Schaden nach sich ziehen würde; der Rittmeister sei jung und unerfahren, er wolle Hrn. Gernler einen Paß geben, mit dem er sicher bei allen Posten durchkommen werde; bald darauf reiste Hr. Gernler mit dem Paß versehen, zu unsrer großen Beruhigung, mit unsern herzlichen Wünschen

begleitet, zurück. Der Ausdruck von Wohlbehagen, der sich über seine Miene bei dem Empfang des Passes verbreitete, überzeugte uns, daß er seine widrigen Empfindungen bei der Gefahr, mit uns in das General-Quartier zu reisen, aus Diskretion verhehlt habe. Nachdem auch diese uns angelegene Sache in Ordnung war, reisten wir in zwei Wagen, wieder mit zwei Husaren escortirt nach Freiburg im Breisgau, wo wir im Gasthof zum Mohren abstiegen. Es war halb elf Uhr Nachts; dennoch mußte unsre Ankunft dem General Giulay gemeldet werden, dieser ließ uns die Audienz auf den folgenden Morgen nach zehn Uhr ansagen.

Unsere Ankunft war ruchbar geworden; wie wir déjeunirten, besuchte uns der Chevalier von Laudlau, ein Bekannter von Jkr. Gerichtsherr Escher und mir von der helvetischen Gesellschaft her; er führte uns in sein Haus, präsentirte uns seiner Frau Mutter, die ich, wie ihn, in Olten gesehen; nachher sahen wir uns noch in der Stadt um, und zu der bestimmten Zeit gingen wir zu General Giulay. Dieser empfing uns höflich, er schlug vor, an die Stelle einer reitenden Escorte uns einen Offizier mit einer Depesche an General Starray in Donaueschingen zu unserm weitern Fortkommen mitzugeben, der könne in unserm Wagen mitfahren; so werden wir weniger aufgehalten und erregen kein Aufsehen. Wir nahmen diese Einrichtung dankbar an; nachdem wir etwas Weniges gespiesen, reisten wir nach zwölf Uhr in zwei Chaisen ab; die eine war zur Noth für zwei Personen geräumig genug, es wurden gleichwol vier so hineingeklemmt, daß buchstäblich keiner den Arm regen konnte, aber es ging nach der Heimat und da war Alles gut genug.

In der Helle wurden Pferde und Chaisen gewechselt und wir aus der Klemme erlöst, zu Neustatt und Unadingen nochmals. Erst nach Mitternacht um zwei Uhr langten wir zu Donaueschingen an und logirten im Posthaus. Seit vierzehn Stunden hatten wir nichts gegessen, waren recht hungrig und forderten also Nahrung. Der Wirth, im Schlafen gestört, war böser Laune; dazu, wie wir nachher ver-

nahmen, ein Freund von den Zürcher-Jakobinern; er schlug es rund ab, so spät in der Nacht Feuer zu machen und gab ziemlich spöttisch den Rath, wir sollen uns nur aufs Ohr legen, das werde uns bis zur Frühstückszeit auch sättigen. Diese Predigt war für hungrige Magen nicht erbauend, wir wollten wenigstens eine warme Suppe haben, aber der Wirth blieb starrköpfig. Unser Offizier, der wegen angebornem Stammeln und Stottern überhaupt äußerst unvernehmlich redete, und zum Essen wie wir andere aufgelegt war, tobte und fluchte, aber verständlich ward er dadurch noch weniger; wir wurden auch laut und wollten zu essen haben. Der Lärm brachte die Wirthin auf die Beine, im großen Negligé kam sie in die Stube gelaufen; wie sie das stotternde Toben des Offiziers hörte, mußte sie lachen, sie begriff den Sachverhalt aber sogleich und sagte ganz freundlich: Ei warum nicht, wenn die Herren mit Wenigem fürlieb nehmen wollen, so soll sogleich Rath geschafft werden, hungrig darf in meinem Hause Niemand zu Bett gehen; es ist nicht gesund. Diese vernünftige Rede beruhigte uns augenblicklich, der Offizier wollte etwas Freundliches sagen und konnte es nicht herausbringen, es blieb bei einem freundlichen Gesicht. In einer Viertelstunde hatten wir eine gute Suppe und Eiernudeln die Fülle, mausestill verzehrten wir beides und gingen müde zu Bett. Wie der Wirth am Morgen von einer Depesche an den General Starray hörte, ward er ganz dienstfertig und entschuldigte seine vorige Grobheit mit Schlafsucht, wir bei der gefälligen Wirthin unser Ungestüm mit dem Hunger.

Um neun Uhr wurden wir dem General Starray vorgestellt, er behandelte uns ausgezeichnet verbindlich, fragte viel wegen der Militäranstalten der Franken in den Gegenden von Basel; dann gab er einem Offizier den Auftrag, uns in das Haupt-Quartier nach Kloten zu begleiten und S. K. Hoheit, dem Erzherzog Karl, eine Depesche, worin unsere Pässe eingeschlossen wurden, zu übergeben. Dem Hauptmann war dieser Auftrag willkommen, weil er auch schon in Zürich gewesen war; er freute sich, seine Bekannten dort wieder anzutreffen.

Wir sahen noch ein Korps Uhlanen paradiren, um halb elf Uhr reisten wir von Donaueschingen ab, am Zollhaus speisten wir zu Mittag. Nach sechs Uhr langten wir glücklich bei der Krone in Schaffhausen an, gingen ohne uns lange aufzuhalten, zu Fuß in's Nool und setzten uns in ein Schiff. Abends um neun Uhr waren wir im Schloß zu Berg und Zeugen der Freude des Wiedersehens unsers lieben Gefährten Jkr. Eschers, seiner würdigen Gattin und Kinder; wir hatten ein liebliches Vorgefühl des Genusses, den wir alle auf den folgenden Tag hoffen durften.

Ungeachtet des unerwarteten späten und zahlreichen Ueberfalls, wurden wir auf das freundschaftlichste gastfrei bewirthet und trefflich logirt.

Samstag, den 24. August, Morgens um acht Uhr, reisten wir in zwei zu Schaffhausen gemietheten Kutschen von Berg auf Kloten in das Generalquartier; um elf Uhr waren wir dort. Der Hauptmann, unser Begleiter, überreichte seine Depeschen einem General Adjutanten, den wir ersuchten, uns bei S. K. Hoheit für eine Audienz zu melden. Das werde wohl nicht möglich sein, war die Antwort, der Erzherzog gehe eben zur Tafel und reise dann sogleich an den Zürichsee. Ueber diese Antwort waren wir betroffen, aus Besorgniß, unsere Ankunft in Zürich könnte einige Tage verspätet werden. Der General-Adjutant sagte aber, er zweifle gar nicht, daß S. K. Hoheit uns erlauben werde, sogleich fortzureisen; nur müssen wir uns gefallen lassen, von Zürich aus wieder in das General-Quartier zu kommen. Indessen nahm er die Depesche und übergab solche dem Erzherzog. In wenigen Augenblicken war er wieder da und berichtete, S. K. Hoheit haben die Gnade uns sogleich Audienz zu geben; er führte uns in das Zimmer, wir wurden von dem Erzherzog auf das Huldreichste empfangen, nach einigen Fragen über unsere Schicksale, Behandlung in Basel und die Durchmärsche der fränkischen Truppen, wurden wir ebenso huldreich ganz frei erklärt, uns nach Zürich zu begeben und gnädig entlassen;

ein Flügeladjutant stellte jedem von uns die mitgebrachten Basler-Pässe zu.

Froh, wie es sich fühlen, aber schwerlich beschreiben läßt, setzten wir uns in die Wagen, empfahlen den Kutschern Eile; es ging rasch. Bei dem Beckenhof unter dem Portal standen ganz von ungefähr Jkr. Reinharts Gattin und sein Schwiegervater, Hr. Hauptmann Heß; unerwartet und groß war die Freude des Wiedersehens; bei uns andern stieg die Sehnsucht nach gleichem Genuß mit jedem Augenblick. Die HH. Hirzel und Pestalozzi hatten unsern Familien wohl Hoffnung gemacht, daß wir in wenigen Tagen nachkommen können. Mit jedem anbrechenden Morgen war ihr Wunsch, möchten sie nur heute kommen! aber so bald erwarteten sie uns nicht. Doch Hoffnung spannt. Bei jedem fremdaussehenden durchfahrenden Wagen (das geschah sehr oft bei meinem an der Landstraße liegenden Hause) ward die Aufmerksamkeit rege, und sorgsam gespäht, ob nicht die sehnlich Erwarteten darin seien. Ich fuhr mit Jkr. Bürgermeister Wyß und stieg am Fußsteig bei der Schanz, als dem nähern Weg, aus. Durch das Rasseln der Räder, die über das Steinpflaster rollten und das starke Geiselklatschen des Kutschers, ward meine treue Gattin an das Fenster gelockt, in dem Wagen sah sie Niemand kennbar; sie warf einen Blick auf den zum Hause führenden Fußpfad und sah mich auf solches zueilen. Ein lauter Ruf, Gottlob, er kommt, er kommt! erschallt in und außer dem Zimmer. Meine geliebte Gattin, meine theuren Kinder, alle Dienstboten kamen unter das Portal gelaufen, wie ich eben hineingehen wollte. Freude, hohe Freude überströmte mich; wir stürzten einander in die Arme, sanfte Freudenthränen flossen auf unsern Wangen; ein himmlischer Moment! wie es im Menschenleben selten gibt.

Zwanzig Wochen und fünf Tage einer drückenden, oft peinlichen Trennung wurden durch diesen Augenblick vergütet. Fragen, Antworten, Erzählungen, drängten sich zusammen, es war in uns allen ein neues, seliges Leben. Eine neue Freudenscene war es, wie ich bald nach meiner Ankunft meine liebe Schwester Escher und ihren wackern

Mann sah; ich war über allen Ausdruck glücklich im Kreis der Meinigen."

Mit diesen Auszügen schließe ich die Darstellung der Ereignisse, soweit sie uns hier berühren.

Noch ist meines Wissens die Frage nirgends genügend untersucht worden, wer der eigentliche Urheber jener gewaltthätigen Maßregeln gewesen sei. Wohl handelten die betreffenden Kantonsstatthalter im Auftrag des helvetischen Direktoriums; wie sehr aber mit Bezug auf die Auswahl der Personen und die Behandlung der Gefangenen ihrer Willkür und ihren persönlichen Antipathien Spielraum gelassen wurde, ersehen wir aus der obigen Darstellung, insbesondere aus der Zusammensetzung des Kriegsgerichtes. Man würde Unrecht thun, die helvetische Regierung allein für Alles, was damals geschehen ist, verantwortlich zu machen. Als später in den gesetzgebenden Räthen das willkürliche und gesetzlose Verfahren scharf getadelt wurde und namentlich Konrad Escher von der Linth dasselbe als konstitutionswidrigen Eingriff in die persönliche Sicherheit der Bürger brandmarkte, schützte man Frankreich vor. Die französischen Behörden, hieß es, würden die Freilassung übel nehmen und als Schwäche, ja gar als Einverständniß mit dem Feind ansehen. Aber hatte denn Frankreich diese Deportationen wirklich verlangt?

Wir werden wohl kaum fehlgehen, wenn wir als den ersten und eigentlichen Urheber der Deportationen den Direktor C. Laharpe bezeichnen. Ihn trieb die Leidenschaft zu den äußersten Schritten; überall witterte er Verschwörungen; von Frankreich allein erwartete er das Heil der Schweiz. Er war es, der darauf gedrungen hatte, daß das helvetische Direktorium mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet werde. In seinen Memoiren spricht er sich selbst darüber aus, sowie über die Nothwendigkeit der Unschädlichmachung der reaktionären Parthei durch das Mittel der Deportationen. Schon damals bezeichnete ihn die öffentliche Meinung als den Anstifter der Gewaltakte. An den empörenden Mißhandlungen der Gefangenen aus den Urkantonen in

den feuchten und schmutzigen Kasematten von Aarburg will er unschuldig sein und auch das Direktorium weiß waschen. „Il était reçu désormais, que les mesures énergiques, qu'on se plaisait d'appeler révolutionnaires procédaient de moi seul et qu'il fallait être sur ses gardes contre l'ambitieux, qui les soufflait, schreibt Laharpe von sich selbst.*) Sollte nicht auch hier das Sprichwort Anwendung finden: „qui s'excuse, s'accuse" und die Volksstimme doch Recht gehabt haben?

Noch heute giebt es unter den Schriftstellern Freunde und Bewunderer der Helvetik, welche jene Deportationen als eine nothwendige Maßregel darstellen, oder wenigstens mit der damaligen Lage der Dinge zu entschuldigen suchen. Angenommen, dem wäre wirklich so gewesen, so hätte jedenfalls die Ausführung dieser außerordentlichen Maßregel in anderer Weise geschehen müssen. In den offiziellen Aktenstücken werden die Deportirten bald als Geiseln, bald als Staatsgefangene bezeichnet. In That und Wahrheit wurden sie weder als das Eine noch das Andere behandelt und es bezeichnet jenes willkürliche und gesetzwidrige Verfahren in traurigster Weise die damaligen öffentlichen Zustände. Sogenannte Geiseln kommen im völkerrechtlichen Verkehr vor, als Sicherheit für die Erfüllung eines Staatsvertrages. Die betreffenden Personen werden als Garanten dem andern mitkontrahirenden Staat übergeben für und bis zur gewissenhaften Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung. Um wirkliche Sicherheit zu bieten, werden meist angesehene Personen, aber in beschränkter Zahl, als Geiseln bestellt. So lange sie das sind, müssen sie vom Staat erhalten und entschädigt werden. Die französische Republik hatte diese Sicherheit nicht verlangt. Wir haben es also nicht mit einer Garantie zu thun, welche die französischeRegierung vom helvetischen Direktorium verlangte für gewissenhafte Erfüllung des Allianzvertrages vom August 1798. Könnte man hier überhaupt von Geiseln reden, so wären es vielmehr die helvetische Regierung selbst und die Patrioten — so nannten sich damals die Anhänger des Ein-

*) Vogels Schweizergeschichtliche Studien, Bern 1864, enthält S. 65 ff. Mémoires de Frédéric César Laharpe. S. besonders S. 126—130.

heitsstaates — welche in dieser Weise gleichsam von den ehemaligen regierenden Orten, die zwar als solche nicht mehr bestanden, ein Unterpfand verlangten, sich jeder reaktionären Schritte zu enthalten. Waren nun aber die Deportirten bloße Geiseln, so durfte man sie nicht auf so schmähliche Weise behandeln, wie es geschehen ist; sie waren auch nicht verpflichtet, die Reisekosten zu bezahlen und hätten einen Rechtsanspruch auf Entschädigung gehabt. Hievon wollte man aber nichts wissen; deßhalb werden sie nachher als Staatsgefangene titulirt, also wohl als des Landesverrathes verdächtig. In diesem Fall war es Pflicht der Obrigkeit, sie vor Gericht zu stellen und eine bestimmte Anklage gegen sie zu richten, worauf dann mit Bezug auf jeden Einzelnen Freisprechung oder Verurtheilung erfolgen mußte. Auch das geschah nicht, sondern weil keine Beweise beigebracht werden konnten — offenbar hatte man gehofft, in den mit Beschlag belegten Papieren verdächtige Korrespondenzen oder sonstige Anhaltspunkte zu finden — und weil der Sieg der kaiserlichen Armee in der ersten Schlacht bei Zürich im Juni 1799 die ganze politische Situation wenigstens momentan änderte, so wurde die Freilassung, wenn auch mit Widerstreben, bewilligt.

Das ganze Gebahren der helvetischen Regierung und ihrer Organe war also eine terroristische Maßregel, welche zugleich ihre Ohnmacht verrieth. Welchen Kontrast bildet dazu die ruhige und würdige Haltung unserer Deportirten, denen selbst die politischen Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten.

Dem zürcherischen Taschenbuch geziemt es wohl, ihnen einen Kranz ehrenvoller Erinnerung zu winden.

---

# Warum die Lindauer einen sauren Wein trinken.

Legende.

Vor dem Rößlein zu Gaschuren saßen wir im Montafun,
Nach des Tages Wanderfahrten in der Kühle auszuruhn;
Aus dem einsam stillen Dorfe kamen Pfarrherr und Kaplan,
Und beim feurigen Tiroler sich ein schön Gespräch entspann.

Von des Landes eignen Sitten, von des Volkes Sinn und Art
Sprachen wir, von Wind und Wetter und von kühner Bergesfahrt,
Und je tiefer wir uns letzten am Tiroler Purpurwein,
Um so tiefer auch versenkten wir uns in's Gespräch hinein.

Und es lösten sich die Riegel leicht an des Gedächtniß Pforte;
Reichlich von des Pfarrherrn Lippen floß der Strom beredter Worte.
Jetzt ein sinniges Histörchen, jetzt auch einen frischen Schwank,
Jetzt ein heiteres Legendchen weckt der rothe Wundertrank.

Und so sprach er: Wollt ihr wissen, wie's mag zugegangen sein,
Daß sie heute noch in Lindau trinken einen sauren Wein?
Ich erzähl' euch das Geschichtchen; s'ist passirt in alter Zeit,
Da noch Heidenthum bedeckte all' die Lande weit und breit.

Da geschah es, daß mit Petrus kam der Herr in diese Lande
Und sich eine Herberg suchte in der Stadt am Seeesstrande,
Und er klopft an manchem Hause Obdach suchend, Trank und Speise, —
Lindau's Bürger wiesen ihm die Thüren ungezog'ner Weise.

Und vor ihren Thoren schüttelt er den Staub von seinen Füßen,
Läßt zu einem fernen Dörflein sich die Wand'rung nicht verdrießen,

Klopft an einer nied'ren Hütte, deren Thüre schon verschlossen,
Bittet um ein ärmlich Lager nur für sich und den Genossen.

Und ein junges, zartes Weiblein öffnet die verschloß'ne Thüre,
Fraget, was so spät die Wand'rer noch an ihre Schwelle führe,
Hört die Unbill, geht voll Rührung, ihrem Manne sie zu klagen,
Und sie werden eins, den Wand'rern sich'res Obdach anzutragen.

Was die ungeschminkte Liebe geben kann, wird aufgetragen.
Petrus, der des ganzen Weges sich erschöpft in bittern Klagen,
Ueber jenes Heidenvolkes böse Herzenshärtigkeit, —
Petrus läßt sich gern gefallen solcher Wirthe Freundlichkeit.

Aber von dem Mund des Meisters flossen Sprüche edlen Sinnes,
Brachten den erstaunten Wirthen Stunden köstlichen Gewinnes,
Und, mit frohen Liebesdiensten sich ermüdend um die Wette,
Ueberlassen sie den Gästen gern die eig'ne Lagerstätte.

In des Morgens Früh erheben diese sich zur Weiterreise,
Und es legt der Herr den Segen auf das Haus nach seiner Weise,
Und er sagt zum jungen Paare: „Habt ihr einen Wunsch im Stillen, —
Was ihr bittet euch zum Besten, gerne will ich es erfüllen."

Und das junge zarte Weiblein, schon mit ihrem Wunsche fertig,
Schauet fragend auf den Gatten, sorgsam seines Winks gewärtig.
Wie er nickt, so rückt sie muthig mit dem alten Wunsch heraus:
„Herr, laß unser eigen werden dieses schmucke, kleine Haus!

Gib ein Gärtchen, gib ein Ställchen, einen Weinberg uns dazu,
Laß uns ein gesegnet Leben führen drin voll Fried und Ruh!
Doppelt schätzten wir die Habe, da du, Meister, diese Nacht
Wahrheitlehrend, segenspendend in dem Häuschen zugebracht!"

Und der Herr mit sanftem Worte: „Nehmt das kleine Häuschen hin!
Grünen soll ringsum ein Garten, Reben dort am Berg erblüh'n.

Und die Frucht der edlen Reben soll ein wunderkräft'ger Wein,
Euch ein Quell des frischen Lebens, Kranken Trost und Labung, sein!" —

Also schied er, und verwandelt war die Stätte auf sein Wort,
Und noch wächst zum Angedenken ein gepries'ner Tropfen dort.
Wie ein Blitz durchläuft die Kunde ringsumher das ganze Land
Von dem Wunder, das geschaffen eines Gottesboten Hand.

Doch den Herrn mit Petrus sieht man stille seine Straße wallen,
Die Bewirthung preiset Petrus bei sich selbst mit Wohlgefallen
Und verwünscht in seinem Herzen Lindau's ungeschlachte Sitten; —
Sieh' da kommt es hinter ihnen athemlos dahergeritten!

Und wer war's? Von Lindau's Bürgern wird ein schöner Gruß entboten
Und bedauert, daß sie gestern so verkannt die Gottesboten,
Und sie laden sie verbindlich ein in ihrer Mauern Schooß;
Doppelt warm sie zu empfangen, seien Wunsch und Sehnsucht groß.

Und der Herr in seiner Langmuth will vergeben und verzeihen,
Petrus aber spricht voll Eifers: Herr, es wird dich noch gereuen!
Herr, bedenk' doch, wie sie gestern dir gewiesen Thor und Thür!
Doch der Meister, fest und milde, spricht: „Nach Lindau gehen wir!"

Wie sie eingeh'n durch die Thore, sind verwandelt alle Herzen.
Keines will des hohen Fremdlings Blick und Liebesgruß verscherzen,
Jedes Haus will ihn empfangen, jedes bietet Speis und Trank;
Wenig nur genießt der Meister, sagt für Alles freudig Dank.

Und ob auch die beste Herberg sie dem Pilgerpaar bereiten,
Abermals zur Weiterreise steht der Meister auf bei Zeiten,
Und er segnet noch beim Scheiden Stadt und Volk mit mildem Blick;
Doch in Petrus dunkelm Herzen blieb ein bitt'rer Groll zurück.

Und in aller Frühe kommen noch des Rathes würd'ge Glieder,
Sprechen: „Herr, du gießest Segen reichlich auf das Land hernieder,

Schenke denn auch unserm Lande deiner Gnade Sonnenschein!
Gib, daß unser rauhe Boden trage fortan Most und Wein!"

Petrus, noch im Herzen grollend, ruft: O Herr, gewähr' es nicht! —
Doch der Herr gewährt die Bitte, Mild' und Ernst im Angesicht.
Plötzlich um das kleine Städtchen prangt der Reben grüner Kranz;
Abschied nimmt der Herr und wandert fort im Morgensonnenglanz.

Und indeß sie weg von Lindau ihre Straße weiter wallten,
Konnt' den Aerger seines Herzens Petrus länger nicht verhalten,
Sprach: Wie konntest du, o Meister, ihnen solchen Wunsch gewähren?
Diese überflüß'ge Milde kann ich nimmer mir erklären!

Und der Meister: „Schwacher Petrus, redest so, wie du's verstehst,
Weil du mit dem Sinn nach außen und nicht in die Tiefe geh'st! —
Ja ich sprach's, es soll um Lindau fortan wachsen Most und Wein;
Doch es wird der Wein von Lindau, merk' dir's, dann auch darnach sein!

Sauer waren die Gesichter, als man mir die Thore wies,
Sauer war dein Blick, als dorthin man zurück uns kommen hieß.
Sauer sahest du beim Kommen, sahst beim Gehen sauer drein,
Darum wird auf ew'ge Zeiten Lindau's Wein ein saurer sein!

Dennoch sollen sie sich freuen, wenn sie keltern ihren Wein,
Und, vergessend seiner Säure, dabei froh und dankbar sein.
Aber schlimmer ist die Säure, die in deinem Herzen brennt,
Die dem Bruder, wenn er fehlte, die Barmherzigkeit nicht gönnt.

Wirf den Groll aus deinem Herzen, sonst wird Lindau's saurer Wein
Den du so mißgönnt den Brüdern, auch für dich gewachsen sein."
So der Herr; und wieder schweigend zogen sie die Straße hin,
Und beschämt erkannte Petrus seines Meisters ganzen Sinn.

Später, heißt es, als da zogen bis zum Zürchersee die beiden,
Hatten sie allda noch Schlimm'res von dem rauhen Volk zu leiden.
Aerger noch ergrimmte Petrus, doch der Herr in seiner Milde
Gab sogar dem linken Ufer rebenprangende Gefilde.

So erklärt sichs, daß des Zürcherseees weltberühmter Wein
Dürfte wohl noch etwas saurer als der Wein von Lindau sein.

---

# Zum Titelbilde.

---

Tafel I giebt die Abbildung eines für Zürich in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Glasgemäldes. Dasselbe ist eine Stiftung des **Magister artium** Felix Frey, letzten Propstes des Großmünsters in Zürich. Zwei schlanke Säulen mit gothischen Basamenten und Kapitälen tragen den aus gelben Blättern gebildeten Flachbogen, der den obern Abschluß der Scheibe bildet. Zur Seite, hinter den gelben Kugeln, welche die Kapitäle krönen, stehen die Schutzheiligen Zürichs, Beide mit dem abgeschlagenen Haupte, das sie auf den Händen tragen. Links erscheint die hl. Regula, gegenüber S. Felix. Sie sind nach der Mitte gewendet, wo über dem Scheitel des Bogens die Halbfigur des Heilandes auf Wolken schwebt. Die Rechte hat er segnend erhoben, auf der Linken die Weltkugel. Auf einem beiderseits sich ausbreitenden Spruchbande stehen die Worte: „**venite benedicti patris mei**" (kommt ihr Gesegneten meines Vaters), mit denen Christus die Märtyrer empfängt. Das Hauptbild zeigt Karl den Großen auf graublauem Wolkengrunde, unter welchem Gras und steiniger Boden zum Vorschein kommen. Karl ist als Heiliger dargestellt mit einem gelben Nimbus, auf welchem in Minuskeln die Inschrift „**Karolus rex**" verzeichnet ist. Bart und Haar sind weiß. Fast **en face**, in lebendiger Haltung sitzt der Kaiser auf einem gelben Throne mit purpurner flachbogiger Wölbung. Unter dem grünen Rocke, über dem sich in reichem Wurfe ein rother mit gelben Quasten besetzter Mantel drapirt, trägt er einen Harnisch, von dem aber nur die gelben Kniestücke, sowie die eisernen Beinschienen und „Bärenfüße" zum Vorschein kommen. Mit beiden Händen faßt er das Schwert,

das wagrecht auf dem Schooße liegt und theilweise aus der rothen Scheide gezogen ist. Zu Füßen Karls kniet die kleine Figur des Stifters. Ganz im Profile hält der Propst in den gefalteten Händen ein graues Barett. Die Bekleidung besteht aus einem faltenreichen, weitärmeligen Chorrocke von purpurner (roth-violetter) Farbe und einem schwarzen, nicht näher zu bestimmenden Schulterstücke. Das bartlose Haupt ist unverkennbar Porträt. Die langen braunen Haare sind tonsurirt und über der Stirne geradlinig zugeschnitten. Dem Propste gegenüber steht sein aufrechter Wappenschild. Er zeigt einen rothen Ochsen mit weißen Hörnern auf gelbem Feld. Am Fuße des Thrones, an der Fronte des halbrunden Sockels, steht in arabischen Ziffern das Datum 1519.

Die Ausführung der Scheibe, deren Höhe 0,405 Meter und deren Breite 0,305 beträgt, ist frisch und derb; die Schattirung mit einem bräunlichen, keck vertriebenen Tone erzeugt. Einzelne Theile sind schraffirt und die Umrißlinien kräftig, manchmal flüchtig gezeichnet. Die Anwendung des Schliffes beschränkt sich auf wenige aus dem rothen Mantel herausgeschaffte Theile. Der Ochs im Wappen ist mit einer rosenrothen Auftragfarbe gemalt. Die Säulen sind einfach grau in Grau mit spärlicher Anwendung von Silbergelb gemalt, ebenso die Figuren des Kopfstückes, wo nur für einzelne Gewandtheile ein brauner Ton verwendet ist. Der Stil ist noch vorwiegend der aus dem XV. Jahrhundert überlieferte spätgothische. Man erkennt dieß aus der Bildung und dem Schmucke der Säulen und besonders aus der Behandlung der Gewänder, die kleinbrüchige, knitterige Falten zeigen. Nur in dem krönenden Flachbogen und dem Schmuck des (übrigens gothischen) Thrones mit den in Blattwerk auslaufenden Delphinen gibt sich eine gewisse Vertrautheit des Künstlers mit den Elementen der Renaissance zu erkennen. In dieser Hinsicht hat unsere Scheibe, eines der frühesten Zeugnisse, welche das Eindringen der Renaissance in Zürich belegen, als ein besonders werthvolles Denkmal zu gelten. — Felix Frei, der Stifter dieses Glasgemäldes, wurde 1518 zum Propste

gewählt, welche Stelle er auch nach der Reformation bekleidete. Er starb am 8. April 1555.

Die Herkunft der Scheibe ist unbekannt. Ihr Besitzer ist Herr Salomon Pestalozzi-Hirzel zum Pelikan in Zürich, der die Redaction des Jahrbuches durch gütige Ueberlassung dieses werthvollen Stückes behufs bildlicher Reproduction zu vielem Dank verpflichtet hat.

---

# Uebersicht

der im Jahr 1879 (genauer: Oktober 1878 bis Ende September 1879) erschienenen

## Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

---

### Geschichte und Politik.

Aebi, Jos. Ludw., Chorherr. Die Ursachen des alten Zürichkrieges in ihren Grundzügen. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte. Zürich, S. Höhr, 1879. S. 35 ff.

Cérésole, V. Les dépêches de J. B. Padavino, envoyé de la république de Venise, écrites pendant son séjour à Zurich 1607 jusqu'à 1608. Band 2 der Quellen zur Schweizergeschichte. Basel, Schneider.

Clericus, L. Eine Waldmann-Reliquie. Berlin. Mai 1879. (Beschreibung und Abbildung der Halskette Waldmanns.)

Egli, Emil, Pfr. Aktensammlung zur Geschichte der Zürcher-Reformation in den Jahren 1519—1533. Erste Hälfte; Ende 1518 bis August 1526. Zürich, Schabelitz, 1879.

Escher, Alb. Schweizerische Münz- und Geldgeschichte. Heft 4. Bern, Dalp.

Favre, Ed. La confédération des huit cantons. Etude historique sur la Suisse au XIV. siècle. Leipzig, Veit & Co., 1879.

Grob, A. Huldreich Zwingli, der vaterländische Priester. Nr. 2 der Schriften des schweiz. Vereins für freies Christenthum.

Hitzig, Prof. Dr. Memorial über die Organisation der Irrenanstalt Burghölzli. Zürich, Orell Füßli & Co., 1879.

Keßelring, H., Prof. Zwingli und Leo Jud als Dichter und Musiker (nur Zwingli besprochen). N. Z. Z., 1879, Nr. 36.

Lenz, Max, Dr. Zwingli und Landgraf Philipp. Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte. Bd. III, S. 28 ff., 220 ff., 429 ff.

Liebenau, Th. von, Dr. Ostschweizerische Chronik von 1442—1448. Anzeiger für Schweizer-Geschichte, 1879, Nr. 3.

Liebenau, Th. von, Dr. Versuch einer ewigen Richtung zwischen der Schweiz, dem Kaiser, ꝛc. Anzeiger für Schweizer. Geschichte. 1878, Nr. 5.

Locher, Fr., Dr. Der Weinländerprozeß vor Schwurgericht. Separatabdruck aus den Zürcher Nachrichten. 1879.

Lüthi, E., Kantonsschullehrer. Die bernische Politik in den Kappelerkriegen. Zweite vermehrte Auflage. Bern, K. J. Wyß, 1879.

Meyer von Knonau, Prof., Dr., G. Einige Bemerkungen zur Geschichte des 1780 in Zürich hingerichteten Pfarrers Waser. N. Z. Z. 1878, Nr. 591.

Näf, Aug. Zur Familiengeschichte der Manesse. Bericht über einen Vortrag in der Sitzung des Bodenseevereins vom 25. März. N. Z. Z., 1879, Nr. 175, 177.

Rohrer, Franz, Prof. Das sogenannte Waldmannische Konkordat. Jahrbuch für Schweiz. Gesch.. 1879. S. 1 ff.

Schweizer, Paul, Dr. Schweizerische Staatsmänner des 17. Jahrhunderts. N. Z. Z., 1878, Nr. 563.

Strickler, J., Dr. Aktensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte. Band II. 1529—1531.

Wieland, Joh., Oberst. Die Kriegsgeschichte der Eidgenossenschaft bis zum Wiener-Kongreß. Der 3. Auflage 2. Ausgabe. 2 Bde. Basel, Richter, 1879.

## Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte.

Burkhardt, L. A. H. Göthe und der Komponist Ph. Ch. Kaiser. Leipzig, Grunow, 1879.

Ernst, Ulr., Dr. Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Winterthur, Bleuler-Hausheer & Co. 1879, vgl. Rezension von Pfr. E. Egli, N. Z. Z., Nr, 236, 240.

Hug, Th., Prof., Dr. Der Zustand der zürcherischen Schulen im vorigen Jahrhundert. 11. Jahresheft des Vereins Schweiz. Gymnasiallehrer. Aarau, Sauerländer, 1879. S. 4 ff.

Hunziker, O., Dr. Pestalozzi und Fellenberg, ein Vortrag. N. Z. Z. 1879. Nr. 22 ff.

Auch separat, mit Anmerkungen versehen, erschienen. Langensalza, Beyer & Söhne. 1879.

Keller, Ferd., Dr. Der Münzfund im Rennweg, Zürich. Anzeiger für schweiz. Alterthumskunde, 1879. Nr. 3.

Meyer, Joh. Georg, Pfarrer. Zur Geschichte des Landkapitels Zürich. Geschichtsfreund, Bd. 34.

Meyer von Knonau, Prof., Dr., G. Der St. Galler Humanist Vadian als Geschichtschreiber. Schriften des Bodensee-Vereins, Bd. IX. Mit Charakterisirung der Beziehungen Vadians zu Stumpf (nach Götzinger's Einleitung zu den deutschen historischen Schriften Vadians, Band IV).

Morf, Waisenvater in Winterthur. Volksbildung und Volksschule in geschichtlicher Beleuchtung, mit besonderer Bezugnahme auf die Schweiz. Ditte's Pädagogium 1878. 1. u. 2. Heft.

von Orelli, Al., Prof., Dr. Rechtsschulen und Rechtsliteratur in der Schweiz vom Ende des Mittelalters bis zur Gründung der Universitäten von Zürich und Bern. Zürich, Fr. Schultheß. 1879.

von Orelli, Al., Prof., Dr. Grundriß zu den Vorlesungen über schweizerische Rechtsgeschichte. Zürich, 1879, in Kommission bei Fr. Schultheß.

Pestalozziblätter, von O. Hunziker. Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. XVII. Jahrgang, 6. Heft. XVIII. Jahrgang 1., 3. und 4. Heft

Pestalozzistübchen, Bericht über das. Anhang zum Bericht über den schweiz. Lehrertag in Zürich 1878.

Rahn, Prof. Dr. J. R. Zwei Grabmäler aus dem Fraumünster in Zürich. Anzeiger für Schweiz. Alterthumskunde 1879. Nr. 4, mit Tafel.

Sanitätsanstalten, die zürcherischen, gegen Seuchen vor hundert Jahren. N. Z. Z., 1879. Nr. 405.

Stäger, J. A. Das schweizerische Postwesen zur Zeit der Helvetik. Bern, Wyß, 1879.

Strauß, Dav. Fr. Klopstocks Jugendgeschichte. Bonn, E. Strauß, 1878. Cap. 7. Klopstocks Reise nach Zürich; Cap. 8. Klopstock in Zürich.

Vetter, Ferd., Prof., Dr. Göthes Beziehungen zur Schweiz. Helvetia, II. Jahrgang. 11. Heft.

Vetter, Ferd., Prof., Dr. Eine Zürcher Schriftstellerin des 14. Jahrhunderts im Kloster zu Töß, N. Z. Z., 1878. Nr. 531, 533, aus einem in Bern gehaltenen akademischen Vortrag „Schwester Elsbeth Stagel und Vater Amandus.“

Vogel, Ludwig. Ausstellung von Gemälden aus seinem Nachlasse, von S. Vögelin jun. Feuilleton der N. Z. Z. Nr. 4 ff.

Vögelin, Prof. S. jun. Ueber Trinkgefässe, vorzüglich im XV.—XVIII. Jahrhundert. Schweiz. Gewerbeblatt Nr. 15—17.

Wolf, Rud., Prof., Dr. Notizen zur schweizerischen Kulturgeschichte. Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft, Jahrgang 24. Zürich, S. Höhr. 1879.

## Biographie.

Biographie, Allg. deutsche, herausgegeben von der historischen Commission in Müncheu. Band IX und X (begonnen). Mit Artikeln von Prof. Dr. G. von Wyß, Prof. Dr. G. Meyer von Knonau u. s. w. Geßner-Gwalther.

Breitinger, Heinr., Dekan in Fehraltorf. Evang. Wochenblatt. Nr. 49.

Dubs, J. J., Dr., Bundesrichter. Nekrologe in sämmtlichen größern schweizerischen Blättern.

Dändliker, Karl, Pfarrer in Rorbas. Evang. Wochenblatt, Nr. 49.

Grunholzer, Heinr. Lebensbild eines Republikaners im Rahmen der Zeitgeschichte, von Traugott Koller. 2. Band. Zürich, Orell Füßli & Co., 1878. Ebenso desselben Werkes 2. billige Volksausgabe.

Häfelin, Friedr., Dekan in Wädensweil. Evang. Wochenblatt Nr. 48.

Hegnauer, Heinr., Pfarrer in Wetzikon. Evang Wochenblatt Nr. 3.

Leuthold, Heinrich, von Karl Bartsch, Gegenwart 1879. No. 29.

Menzel, A., Prof., Dr. Nekrolog von Prof. Schoch. N. Z. Z. 1878. Nr. 605, und Programm der Kantonsschule Zürich 1879.

Scherer, Bundesrath. Nekrolog. N. Z. Z. 1878, Nr. 604 u. a. O.

Semper, Gottfried. Von Jos. Bayer. Zeitschr. für bildende Kunst 1879. Heft 10, 11.

Vogel, Ludwig, der Schweizerhistorienmaler; Nekrolog von Holland. A. A. Z. 1879. Nr. 243, N. Z. Z. v. 26 Aug. 1879. Allg. Schweizer Ztg. vom 23. Aug. 1879. (Siehe auch die Ueberschrift: Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte.)

Widmer-Hüni, Nationalrath. Nekrolog. N. Z. Z. 1879. Nr. 20 und 21.

## Topographie und Statistik.

Album von Zürcheransichten, 20 Lichtdruckbilder von J. Brunner in Winterthur.

Harfin, J. Zürich und seine Umgebung. No. 10 der europäischen Wanderbilder. Zürich, Orell Füßli & Co., 1879.

Die Bevölkerungsbewegung der Schweiz im Jahr 1877, herausgegeben vom statistischen Bureau des eidgenöss. Departements des Innern. Zürich, Orell Füßli & Co., 1879.

Heer, O. Prof., Dr., die Urwelt der Schweiz. 2. Auflage. Zürich, 1879, Fr. Schultheß. Bes. Cap. 12.

Keller, Ferd., Dr. Pfahlbauten, 8. Bericht. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft. Band XX, Abtheil. I, Heft 3.
S. 1—14 Zürichsee, Letten; vgl. auch S. 48.

Robida, les vieilles villes Suisses. Paris, Dreyfous, 1879.

Stüßi, H., Staatsschreiber. Zürcher Almanach für 1879. Zürich, Genoss.-Buchdruckerei.

Staatskalender für 1879. Die kantonale Verfassung mit Angabe der seitherigen Gesetze, Verordnungen und Reglemente. Chronik des Jahres 1878.

Statistisches Handbuch der Schweiz. 1879. Herausgegeben von der Zeitschr. für schweiz. Statistik. Heft I und II. Redaktion: A. Chatelanat. Bern, Dalp, 1879.

Usteri-Blumer. Tabellarische Darstellung des Staatshaushaltes des Kantons Zürich für die Jahre 1832—1877. Zeitschrift für schweiz. Statistik, 1878. 4. Heft.

Vögelin, Sal., jun. Prof. Das alte Zürich, historisch und topographisch dargestellt. 2. umgearbeitete Auflage, besorgt von Prof. S. Vögelin und Dr. A. Nüscheler. Zürich, Orell Füßli & Co., 1879.

## Volkswirthschaft.

Internationale Weltausstellung 1878 in Paris. Jury-Berichte. Zürich, Orell Füßli & Co.

Bericht über den Fortgang der sozialistischen Bewegung in der Schweiz. Jahrbuch für Sozialwissenschaft, herausgegeben von Dr. L. Ritter. Zürich, Körber, 1879. S. 252 ff.

Bericht und Antrag der Direktion der N. O. B. betreffend die in Sachen der Liquidation der Nationalbahn bisher eingenommene und weiter einzunehmende Stellung. Orell Füßli & Co., 1879.

Pollacsek, Ing. Der Sekundärbetrieb normalspuriger Eisenbahnen, erläutert durch konkrete Reformvorschläge für die schweiz. Nationalbahn. Zürich, Meyer & Zeller, 1879.

## Belletristik.

Corrodi, Aug. D'Bademerfahrt, Lustspiel in zwei Akten in Zürchermundart. Helvetia. II. Jahrg. Heft 2 u. ff.
Auch separat erschienen bei C. Schmidt. Zürich, 1879.

Hilty-Kunz, David. Konrad und Bertha, oder die Freiherren von Hohensax zu Sax und Forsteck. Histor. Drama. Buchs-Werdenberg, J. Kuhn, 1879.

Keller, Gottfried. Gedichte. Deutsche Rundschau, Jahrgang V, Heft 2.

Keller, Gottfried. Der grüne Heinrich, Roman. Neue Ausgabe. I. und II. Band. Stuttgart, Göschen, 1879.

Keller, Gottfried. Zürcher Novellen. 2. Auflage. Stuttgart, Göschen, 1878.

Leuthold, Heinr. Gedichte. Frauenfeld, Huber, 1879. Besprochen von W. Möser, Allg. liter. Korrespondenz 1879. Nr. 39; von Bartsch, Gegenwart 1879, Nr. 29; von Hans Ackermann, Schweiz. Hausfreund 1879, Nr. 44.

Nemor, Felix. Hans Waldmann. Trauerspiel in 5 Akten. Bd. 19 der Bibliothek vaterländischer Schauspiele. Aarau, Sauerländer.

Steiner, Leonh. Glärnischfahrt, Gedicht in Zürcher Mundart. Zürich, Orell Füßli & Co., 1879.

## Verzeichniß der zürcherischen Neujahrsblätter
### für das Jahr 1879.

Stadtbibliothek. Die Holzschneidekunst in Zürich im 16. Jahrhundert. Verfasser: Prof. S. Vögelin junr.

Feuerwerker-Gesellschaft. Die Schweizer im Dienste der Holländisch-Ostindischen Compagnie. Verf.: Oberst A. Bürkli-Meyer.

Waisenhaus. Zürich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. 2. Abtheilung. Verf.: Antistes Dr. Finsler.

Naturforschende Gesellschaft. Ueber Farbenschutz in der Thierwelt. Verf.: Dr. Conr. Keller.

Hülfsgesellschaft. Die wohlthätigen Anstalten in Schaffhausen. Verf.: Stadtrath Keller in Schaffhausen.

Künstlergesellschaft. Leben des Kunstmalers Karl Gleyre. Verf.: Prof. R. H. Hofmeister.

Allgemeine Musikgesellschaft. Friedrich Silcher, der Meister des Volksliedes. Verf.: Pfarrer Weber in Höngg.

Antiquarische Gesellschaft. Die Glasgemälde in der Rosette der Kathedrale von Lausanne. Verf.: Prof. Dr. J. R. Rahn. Verfasser des letztjährigen Neujahrsblattes über Hans Waldmann ist Dr. C. Dändliker.

Stadtbibliothek Winterthur. Geschichte des ehemaligen Klosters des Dominikanerordens an der Tößbrücke. Verf.: Dr. U. Hafner.

Hülfsgesellschaft Winterthur. Wie kann die religiöse Gemeinschaft wieder im vollen Sinn Volksgemeinschaft werden? Verf.: Dekan J. Schmid.

